<36601841970018

<36601841970018

Bayer. Staatsbibliothek

m

Auct. Lat. Vet.

Uebersetzung

der

sämmtlichen Briefe

des

L. A. Seneca

mit

erklärenden Anmerkungen begleitet

von

Dr. D. J. W. Olshausen.

Erster Band.

Kiel,
bey August Schmidt.
1811.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

„Seneca, sagt ein einsichtsvoller Mann, (Heidelb. Jahrbb. der Lit. für Philol. ꝛc. 2ter Jahrg. 3tes Heft. S. 117 ff.) gehört zu der kleinen Reihe römischer Schriftsteller, die durch die Weisheit, welche sie predigen, und durch die Kraft der Worte, mit der sie die Wahrheit verkündigen, zu den goldenen Schriftstellern gerechnet — werden können. Keiner verdient dieses um des Inhalts willen mehr, als Seneca; keiner ist in seiner Moral vielumfassender, keiner spricht kräftiger ans Herz, keiner strafender und züchtigender, als er. Er wird zu allen Zeiten Wahrheiten predigen, die für alle Stände und für alle Lagen und für alle Verhältnisse gleich brauchbar seyn werden. Wie unendlich

reich an mancherley Lehren sind die Episteln — — das vielumfassendste, inhaltreichste und in einzelnen Stellen kräftigste Werk Seneca's, bey dem durchaus dem Schüler [und Leser] keine Langeweile ausbrechen kann, da er hier von einem Gegenstande zum andern mit Interesse fortgezogen, und von dem bald ernsten, bald muntern Vortrage eingenommen wird!" — Hat dieser Gelehrte nicht ganz unrecht — und wer mögte das zu behaupten wagen? — so wird das Unternehmen, Seneca's Briefe zu verdeutschen, an sich keiner Rechtfertigung bedürfen; am wenigsten zu einer Zeit, in welcher namentlich auch in Ländern, wo deutsch geredet wird, alles, was nütze ist zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit und — zur Stärkung zum Ertragen des Ungemachs, für so viele dringendes Bedürfniß ist. — Ob mir dieses Unternehmen einigermaaßen gelungen ist, das stelle ich der Beurtheilung derer anheim, welche sowohl mit den Forderungen, die billig an einen Uebersetzer des Seneca gemacht werden, als auch mit den Schwierigkeiten, die ein solcher zu bekämpfen hat, bekannt sind. Von solchen Männern werden belehrende

Zurechtweisungen mir immer willkommen seyn und wird eine verdiente Nachsicht mir nicht versagt werden. — Ist es mir gleich unmöglich gewesen, nur mich selbst überall durch meine Uebersetzung zu befriedigen; so darf ich doch versichern, daß ich mich ernstlich bemüht habe, nicht nur den Sinn meines Originals zu treffen, sondern auch, sofern es geschehen konnte, ohne der deutschen Sprache Gewalt anzuthun, oder ohne mit deutschen Wörtern Latein zu reden, meinem Schriftsteller seine Eigenthümlichkeiten zu lassen und meinen Vortrag dem seinigen in jeder Hinsicht nachzubilden.

Da diese Uebersetzung auch für solche Leser bestimmt ist, welche, ohne Kenntniß der alten Literatur und Sprachen, oder ohne das Original mit Fertigkeit und Leichtigkeit lesen zu können, sich von einem ernsten Philosophen, der zugleich Welt- und Staatsmann war, der nicht bloß speculirte, sondern der auch in den mannigfaltigsten Verhältnissen des Lebens die fruchtbarsten Erfahrungen machte, unterhalten lassen mögten; so habe ich selbige für jetzt nur mit solchen Erklärungen begleitet, welche mir solchen Lesern, oder doch manchen unter ihnen, un-

entbehrlich schienen. Schenkt mir Gott Leben und Gesundheit, so werde ich eine umständlichere Erklärung der Briefe Seneca's nebst einigen Abhandlungen über verschiedene, von diesem Philosophen behandelte oder berührte, Gegenstände nachfolgen lassen, und dann zugleich meine Uebersetzung solcher Stellen, deren Sinn zweifelhaft ist, zu rechtfertigen suchen.

Bey der Uebersetzung bin ich meistens dem Texte der Ruhkopfischen Ausgabe gefolgt; in den Fällen, wo ich von demselben, z. B. nach Matthiä's Vorgange, abgewichen bin, habe ich die, von mir angenommene, Lesart unter dem Texte angeführt. Die Gründe solcher Abweichungen werde ich nebst anderen kritischen Bemerkungen in dem eben angekündigten Nachtrage, vor dessen Beendigung ich nur den, von H. Matthiä versprochenen Commentar über die Briefe S., noch benutzen zu können wünsche, nachfolgen lassen.

Den achtungswürdigen Gelehrten, welche mich, der ich noch immer die Nachwehen des, durch eine Feuersbrunst erlittenen, Verlustes aller meiner Bücher und Excerpte fühle, mit einem oder dem andern

literarischen Hülfsmittel zu unterstützen die Güte gehabt und besonders auch meinem Freunde, dem Professor Stubbe in Kiel, welcher sich die Mühe gegeben, einen beträchtlichen Theil dieser Uebersezzung durchzusehen, und mir manchen lehrreichen Wink zur Vervollkommnung meiner Arbeit gegeben hat, halte ich mich zur öffentlichen Bezeugung meines verbindlichsten und herzlichsten Dankes verpflichtet.

Uebrigens sey es mir erlaubt, auf die Einleitung zu meiner Uebersetzung des Trostschreibens an Polybius (Altona 1806), welche auch eine kurze Lebensbeschreibung unsers Philosophen enthält, und in Rücksicht des sittlichen und schriftstellerischen Charakters des Seneca auf S. 3 bis 21. der erklärenden Anmerkungen zu meiner Sammlung auserlesener Stellen aus den sämmtlichen philosophischen Schriften des S. (Altona 1808) zu verweisen.

Möge auch diese Arbeit etwas dazu beytragen, Nichtkenner der Alten zu überzeugen, daß diese nicht bloß gelesen zu werden verdienen, um Wörter

und Constructionen daraus zu lernen; und möge jeder, der diese Briefe zur Hand nimmt, recht viel Nahrung für Geist und Herz darin finden und es nicht bereuen, daß er, um sie zu lesen, einige Romane weniger durchlief! Einer ernsten, um nicht zu sagen, finstern Zeit, ziemt wohl auch eine ernste Lectüre!

Glückstadt im Herzogthume Holstein
am 4. December 1810.

Der Verfasser.

Erster Brief.

Ermunterung zur Sparsamkeit mit der Zeit.

Recht so, (1) mein Lucil, gieb Dich Dir selbst wieder und sammle und bewahre die Zeit, die Dir bisher theils geraubt, theils entwandt ward, theils entfiel. (2) Ueberzeuge Dich, es sey, wie ich schreibe: Ein Theil unserer Zeit wird uns entrissen, ein andrer unvermerkt entzogen, ein dritter entschlüpft. Der schimpflichste Verlust jedoch ist der, welcher aus Nachlässigkeit entspringt; (3) und wenn Du nur Acht geben willst — ein großer Theil des Lebens geht verloren mit Uebelsthun, der größte mit Nichtsthun, das Ganze mit Nebendingen. (4) Wen kannst Du mir nennen, der einigen Werth auf die Zeit legte? der einen Tag schätzte? der einsähe, er sterbe täglich? Darin nämlich täuschen wir uns, daß wir den Tod in der Ferne vor uns sehen; (5) ein großer Theil desselben ist schon vorüber! Was von Lebenszeit dahinten ist, das hat der Tod. Thue also, mein Lucil, was Du zu thun versicherst, halte alle Stunden zusammen; so wird's geschehen, daß Du weniger vom morgenden Tage abhängst, indem Du den heutigen ergreifst. Indem das Leben auf-

geschoben wird, eilt es vorüber. (6) Alles, mein Lucil, ist fremdes Gut; die Zeit allein ist unser. (7) Dieses einzige, flüchtige und schlüpfrige Gut hat die Natur uns zum Besitz (8) gegeben, woraus uns vertreibt, wer immer will. Aber so groß ist die Thorheit der Sterblichen, daß sie das, was am geringfügigsten, unbedeutendsten, wenigstens zu ersetzen ist, sich, wenn sie es erreichten, anrechnen lassen; niemand aber sich verpflichtet achtet, der Zeit erhält, (9) da gleichwohl diese das Einzige ist, was auch der Dankbare nicht erstatten kann. Du wirst vielleicht fragen, wie ich es mache, der ich Dir diese Lehren gebe? Ich will's offen bekennen: wie einem achtsamen Verschwender geht's mir — ich halte richtig Buch über meinen Aufwand. Ich kann nicht sagen, daß ich nichts verthue; aber was ich verthue? und warum? und wie? will ich sagen; die Ursachen meiner Armuth will ich angeben. Es geht mir wie den mehrsten ohne ihre Schuld Verarmten; jeder verzeiht, keiner hilft ihnen. Wie denn aber? (10) Ich halte den nicht für arm, dem, wie wenig er auch übrig behielt, genügt. Du aber mögest das Deine zu böser Zeit sparen und zur guten zu benutzen anfangen. (11) Denn, wie unsre Alten meynten, „zu spät ist Sparen auf der Neige." Denn nicht nur das Wenigste, sondern auch das Schlechteste bleibt auf dem Boden zurück.

Zweyter Brief.

Gute Rathschläge für Freunde des Lesens.

Sowohl nach dem, was Du mir schreibst, als nach dem, was ich höre, fasse ich gute Hoffnung von Dir: Du läufst nicht umher und keine Ortsveränderungen setzen Dich in Unruhe. Ein solches Hinundherwerfen ist Zeichen eines kranken Gemüths. Das vornehmste Merkmaal eines wohlgeordneten Gemüths ist, meines Erachtens, daß man auf einer Stelle bleiben und bey sich selbst verweilen kann. Dahin aber siehe, daß Du bey dem Lesen so vieler Schriftsteller und so verschiedenartiger Bücher nicht unstät umherschweifest. Bey gewissen vorzüglichen Köpfen mußt Du verweilen und Dich nähren, wenn Du etwas in Dich ziehen willst, was treu in Deiner Seele hafte. Nirgends ist, wer überall ist! Leute, welche ihr Leben auf Reisen zubringen, pflegen viele Gastfreundschaften, aber keine Freundschaften zu haben. Eben das muß denjenigen begegnen, welche sich keines Schriftstellers Geiste vertraulich anschmiegen, sondern in schnellem Lauf an Allem nur vorbeystreifen. Keine Speise nützt, und geht in den Körper über, welche, eben genossen, sogleich wieder ausgeführt wird. (1) Nichts hindert so sehr die Genesung, als der Arzneymittel häufige Aenderung. Keine Wunde vernarbt, woran viele Mittel versucht werden. Keine Pflanze erstarkt, die oft versetzt wird; nichts ist so wirksam, daß es im Vorübergehen nützt! Der Bücher Menge zerstreut den Geist! Da Du nun nicht so viel lesen kannst, als Du haben mögtest; so ist's genug, so viel zu haben, als Du lesen kannst. — „Aber," sagst Du, „ich blätterte gern bald in diesem, bald in jenem Buche." — Bey verdorbenem Magen kostet man vieles, das, wenn es

mannigfaltig und verschiedenartig ist, verschleimt, nicht nährt. Bewährte Schriftsteller lies daher beständig: und wenn Dich einmal bey andern einzusprechen gelüstet; so kehre zu den ersten zurück. (2) Täglich verschaffe Dir gegen die Armuth, gegen den Tod irgend ein Hülfsmittel, und nicht minder gegen die andern Uebel. Und nachdem Du vieles durchgelaufen, wähle irgend etwas aus, um es an dem Tage zu verdauen. Dies thue ich selbst auch: von Mehrerem, was ich lese, halte ich einiges fest. Für heute ist es dieses, was ich beym Epikur gefunden habe; (denn ich pflege auch in Feindes Lager hinüberzugehen, nicht als Ueberläufer, sondern als Kundschafter.) (3) „Ehrenvoll," spricht er, „ist fröhliche Armuth." — Sie ist aber nicht Armuth, wenn sie fröhlich ist. Denn wer sich mit der Armuth gut verträgt, ist reich. Nicht wer wenig hat; sondern wer mehr begehrt, ist arm. Denn was hilft es, wie viel jener in der Kiste, wie viel er in den Speichern liegen hat, wie zahlreiche Heerden er besitzt, wie viele Zinsen er erhebt, wenn er nach fremdem Gute trachtet, wenn er nicht, was erworben ist, sondern was erworben werden soll, berechnet? Was ist denn das rechte Maaß des Reichthums, fragst Du? Erstlich — haben, was nöthig; hiernächst was hinreichend ist. (4)

Dritter Brief.

Wie Freunde zu wählen und zu behandeln sind.

Du hast mir Deinen Brief durch einen Freund, wie Du schreibst, überreichen lassen. Hernach warnst Du mich, ihm nicht alles, Dich Betreffende, mitzutheilen, weil Du selbst dies nicht einmal zu thun pflegest. In einem und demselben Briefe also behauptest und leugnest Du, er sey Dein Freund. Folglich hast Du das gedachte Wort so in gemeiner Bedeutung gebraucht, und jenen so einen Freund genannt, wie wir alle, die sich um Aemter bewerben, gute Männer nennen; wie wir die, welche uns begegnen, wenn uns ihr Name nicht beyfällt, mit Herr anreden. Dies mögte hingehn: aber wenn Du jemand für Deinen Freund hältst, dem Du nicht eben so sehr traust, als Dir; so irrst Du gewaltig und kennst zu wenig die Macht wahrer Freundschaft. Du aber berathe Dich über alles mit Deinem Freunde: doch vorher über ihn selbst. (1) Nach dem Freundschaftsbunde muß man trauen, vor dem Freundschaftsbunde urtheilen. Die aber kehren die Ordnung der Pflichten um, welche, gegen Theophrast's (2) Vorschrift, erst lieben, dann urtheilen und nicht lieben, nachdem sie geurtheilt haben. (3) Ueberlege lange, ob Du jemand zum Freunde annehmen sollst: fandest Du für gut, es zu thun; so schließe ihn von ganzem Herzen an Dich an; so rede gleich dreist mit ihm, wie mit Dir selbst. Uebrigens lebe so, daß Du Dir nichts vertraust, als was Du auch einem Feinde vertrauen könnest. Indeß weil mitunter manches vorkommt, woraus die Gewohnheit Geheimnisse gemacht hat; (4) so theile wenigstens mit dem Freunde (5) alle Deine Sorgen, alle Deine Gedanken. Für treu gehalten — wird er's werden.

Denn viele lehren betriegen, indem sie betrogen zu werden fürchten, und geben durch ihren Argwohn andern ein Recht, sich zu vergehen. (6) Warum also irgend ein Wort vor meinem Freunde zurückhalten? Warum mich in seinem Beyseyn nicht allein glauben? Einige erzählen, was nur Freunden anzuvertrauen ist, jedem ersten besten, und laden alles, was ihnen auf der Seele brennt, (7) in jedermanns Ohren aus; einigen dagegen graut schon vor dem Mitwissen ihrer Lieblinge, und sie verschließen — sich selbst sogar, wenns möglich wäre, nicht trauend — in ihrem Innersten jegliches Geheimniß. Keins von beyden soll man thun, denn beydes ist Fehler; allen trauen, und keinem; nur mögt' ich den ersten einen edleren, den andern einen gefahrloseren Fehler nennen. (8) Eben so darf man beyde tadeln, sowohl die, welche stets unruhig sind, als die, welche stets ruhen. Denn Geräusch lieben, heißt nicht thätig seyn; sondern in leidenschaftlicher Unruhe umherrennen, und es heißt nicht, ruhig seyn, wenn man jede Bewegung für Beschwerde achtet; sondern in träger Unthätigkeit hinschmachten. Laß denn folgendes, was ich beym Pomponius (9) las, Dir empfohlen seyn. „Einige haben sich dergestalt in ihre Schlupfwinkel gepflüchtet, daß ihnen, was licht ist, trübe deucht." (10) Man muß beydes mit einander verbinden; der Ruhende muß handeln und der Handelnde muß ruhen. (11) Frage die Natur; sie wird Dir sagen: sie habe Tag wie Nacht gemacht. (12)

Vierter Brief.

Ermunterung zum fortgesetzten Streben nach Weisheit, zu dessen größten Vortheilen die Befreyung von der Todesfurcht gehört.

Beharre, wie Du begonnen, und eile, so sehr Du kannst; (1) damit Du desto länger einer gebesserten, wohlgeordneten Seele genießen könnest. Deren genießest Du zwar auch, während Du sie besserst, während Du sie ordnest; (2) eine ganz andre (3) Wonne aber ist doch die, welche das Anschaun einer, von allen Flecken reinen, glänzenden (4) Seele gewährt. Du erinnerst Dich unstreitig noch, wie große Freude Du empfandest, als Du die Prätexta ablegtest, die männliche Toga anzogest, und auf das Forum geführt wurdest; erwarte eine größere, wenn Du den Knabensinn (5) abgelegt und die Philosophie Dich zum Manne gestempelt haben wird. Denn immer noch haftet in uns nicht Knabenalter, sondern, was schlimmer ist, Knabensinn: und dabei ist es vollends arg, daß wir die Würde der Greise, die Fehler der Knaben haben; ja, nicht sowohl der Knaben, als der Kinder. Jenen bangt vor unbedeutenden, diesen vor eingebildeten Uebeln; uns vor beyden. — Schreite Du nur fort, (6) und Du wirst einsehen, daß manches eben deswegen minder furchtbar ist, weil es sehr gefürchtet wird. Kein Uebel ist groß, welches das letzte ist. Der Tod kommt zu Dir; furchtbar wär' er, wenn er bey Dir seyn könnte; aber entweder ist er noch nicht da, oder auch schon vorüber. — „Schwer ist's doch, sprichst Du, die lebendige Seele zur Verachtung des Lebens zu bringen!" — — Siehst Du nicht, aus welchen schnöden Ursachen es verachtet wird? Einer erhing sich vor der Thüre seiner Ge-

liebten; (7) ein andrer (8) stürzte sich vom Dache, um nicht länger den aufgebrachten Herrn schelten zu hören; ein dritter, um nicht von der Flucht zurückgebracht zu werden, drückt sich den Mordstahl in den Leib. Meynst Du nicht, Tapferkeit werde eben das vermögen, was übertriebene Furchtsamkeit vermag? (9) Niemanden kann ein sicheres Leben zu Theil werden, der zu sehr drauf denkt, es zu verlängern, der zu den großen Gütern viele Consuln (10) zählt. Darauf sinne täglich, daß Du mit Gleichmuth das Leben verlassen könnest, welches viele umklammern und festhalten, wie solche, die der Strom dahinreißt, Gesträuch und Klippen. So manche wogen kläglich zwischen Todesfurcht und Lebensmartern; leben wollen sie nicht und zu sterben verstehen sie nicht. Mache Dir also das Leben angenehm, indem Du Dich alles Kummers um dasselbe entschlägst. Kein Gut ergötzt den Besitzer, auf dessen Verlust das Gemüth nicht gefaßt ist. Keines Dinges Verlust ist aber erträglicher, als dessen, was man, ist's verloren, nicht vermissen kann. Gegen alles nun, was auch den Mächtigsten begegnen kann, (11) ermanne und verhärte Dich. Ueber Pompejus Kopf hat ein Unmündiger und ein Verschnittener entschieden; über Crassus der grausame und übermüthige Parther. Cajus Caesar hieß den Lepidus dem Tribun Dacimus den Hals darreichen; er selbst bot ihn dem Chaerea dar. (12) Keinen hob das Schicksal so hoch, daß es ihm nicht eben so viel drohte, als erlaubte. (13) Traue ja nicht dieser Windstille, im Nu wird das Meer aufgewühlt; derselbe Tag sieht die Schiffe spielen und — sinken. Denke, ein Räuber oder Feind kann Deine Brust durchbohren; denn fehlt es auch an größerer Macht — in jedes Sklaven Willkühr steht Dein Leben oder Tod. Ja, ich behaupte, jeder, der sein Leben verachtet, ist des Deinigen Herr. (14) Erwäge das Beyspiel derer, welche, durch offene Gewalt, oder durch List von ihren Hausgenossen getödtet wurden

und — Du wirst finden, nicht wenigere fielen durch die Erbitterung von Sklaven, als von Königen. Was kümmerts Dich mithin, wie mächtig der sey, den Du fürchtest, da das, weshalb Du ihn fürchtest, jeder kann. (15) — Aber solltest Du vielleicht in Deiner Feinde Hände fallen; so wird der Sieger Dich hinführen lassen — dahin freylich, wohin Du schon geführt wirst. (16) Warum täuschest Du Dich selbst, und wirst nun erst, was Du längst erduldetest, gewahr! — Ja, seit Deiner Geburt wirst Du hingeführt. — Dies und Aehnliches müssen wir wohl überlegen, wenn wir jene letzte Stunde ruhig erwarten wollen, deren Furcht alle übrigen mit Unruhe erfüllt. — Doch hier noch, um zum Schluß zu kommen, was heute mir besonders gefiel; und auch dies ward aus fremden Garten genommen. (17) „Großer Reichthum ist eine, nach dem Gesetze der Natur geordnete, Armuth." — Weißt Du aber, welche Grenzen jenes Naturgesetz uns bestimmte? „Nicht hungern, nicht dursten, nicht frieren." Um Hunger und Durst zu vertreiben, brauchst Du nicht die Schwellen der Großen zu belagern, nicht ihre stolzen Blikke, oder auch ihre gleichfalls demüthigende Höflichkeit zu ertragen; brauchst Du nicht aufs Meer Dich zu wagen, noch zu Felde zu ziehen. Leicht zu erwerben ist, was die Natur verlangt; es liegt Dir nahe, das Ueberflüssige setzt uns in Schweiß. Dies ist's, was die Toga abnutzt, was uns zwingt, unterm Zelte zu ergrauen, was uns an fremde Gestade schleudert. (18) Zur Hand ist, was genug ist!

Fünfter Brief.

Trage Deine Philosophie nicht zur Schau und spiele nicht den Sonderling.

Daß Du beharrlich studierst und, alles hintansetzend, Dich einzig darum bemühst, Dich täglich zu bessern, das gefällt mir, das freut mich; und ich ermuntere, ja ich bitte Dich, auszuharren. Indeß warn' ich Dich, nicht nach der Weise derjenigen, welche nicht fortschreiten, sondern sich sehen lassen wollen, durch Dein Aeußeres oder Deine Lebensart aufzufallen. Einen unsaubern Anzug, ungeschornes Haupthaar, vernachlässigten Bart, offenen Krieg gegen das Silber, ein Lager auf dem Erdboden und was sonst auf verkehrtem Wege nach eitlem Scheine strebt, vermeide. Schon der Name des Philosophen, auch anspruchslos geführt, ist gehässig; (1) wie nun, wenn wir uns von dem, unter den Menschen Ueblichen, aussondern? Innerlich sey alles anders; unser Aeußeres passe zum Volke. Keine prächtige, aber auch ja keine unsaubere Toga! Wir wollen kein mit gediegenem Golde ausgelegtes, Silbergeräth (2) haben; aber wir wollen es auch für kein Anzeichen der Frugalität halten, kein Gold und Silber zu besitzen. Dahin laß uns trachten, daß unsre Lebensweise besser sey, als die des großen Haufens, nicht ihr entgegen, widrigenfalls wir die, welche wir bessern wollen, verscheuchen und von uns entfernen. Auch bewirken wir, daß sie uns in keinem Stücke nachahmen wollen, weil sie fürchten, uns in allen nachahmen zu müssen. Das Erste, was die Philosophie verspricht, ist Gemeinsinn, (3) Wohlwollen und Geselligkeit; es paßt nicht zu dieser Ankündigung, gegen alle abzustehen. Laß uns dahin sehen, daß wir nicht, anstatt Bewunderung zu erregen, uns lä-

cherlich und verhaßt machen. Ist doch unser Zweck: der Natur gemäß zu leben. (4) Es ist aber der Natur zuwider, seinen Körper zu peinigen, auch eine wohlfeile (5) Nettigkeit zu hassen, die Unsauberkeit zu suchen, und nicht bloß von gemeiner, sondern auch von garstiger und scheußlicher Kost zu leben. Wie es Ueppigkeit ist, nach Leckereyen zu verlangen; so ist es Tollheit, auch gewöhnliche, leicht anzuschaffende Speisen zu meiden. Auf Frugalität dringt die Philosophie, nicht auf Selbstpeinigung; Frugalität ist aber mit Sauberkeit vereinbar. Dies scheint mir das rechte Maaß. Es verschmelze sich in unserm Leben mit dem Löblichen das Uebliche: achten müsse jeder unser Leben, aber ohne es seltsam zu finden. — Wie denn? Sollen wir's eben so machen, wie die Andern? Soll zwischen uns und ihnen kein Unterschied seyn? — Ein sehr bedeutender! — Daß wir dem großen Haufen ungleich seyn, erfahre, wer uns näher beschaut. Wer in unser Haus tritt, bewundre vielmehr uns, als unser Hausgeräth. Groß ist der Mann, der Töpferwaare gebraucht, wie Silberzeug; nicht kleiner ist derjenige, der Silberzeug gebraucht, wie Töpferwaare. (6) Es zeugt von Seelenschwäche, Reichthum nicht ertragen zu können. — Doch, um auch meinen heutigen kleinen Gewinn mit Dir zu theilen; so fand ich bey unserm Hekato, (7) daß Beschränkung seiner Begierden auch als Mittel gegen die Furcht diene. — „Du wirst aufhören zu fürchten, spricht er, wenn Du aufhörst zu hoffen." Du wirst sagen: Wie können so verschiedene Affekten so übereinkommen? Doch ist's so, mein Lucil! So entfernt beyde zu seyn scheinen, so verbunden sind sie doch mit einander. Wie dieselbe Kette den Gefangenen und den Wächter verbindet; so gehn auch jene (8) gleichen Schrittes. Auf Hoffnung folgt Furcht. Auch befremdet mich das nicht. Beyde erhalten das Gemüth in Ungewißheit, beyde erfüllt des Künftigen bange Erwartung. Hauptursache von beyden ist — daß wir uns nicht in

die Gegenwart fügen; sondern unsre Gedanken ins Weite hinausstreifen lassen. So ist das Vorhersehungsvermögen, dieser große Vorzug der menschlichen Natur, in ein Uebel verwandelt worden. Die Thiere fliehn Gefahren, die sie sehn: sind sie entflohen, so sind sie furchtlos; uns martert das Künftige, wie das Vergangene. Viele unsrer Vorzüge schaden uns: denn die Quaalen der Furcht erneuert die Erinnerung; das Vorhersehungsvermögen läßt sie uns vorempfinden. Niemand leidet bloß durch die Gegenwart.

Sechster Brief.

Seneca freut sich seines Wachsthums im Guten, und wünscht, auch seinem Freunde dazu behülflich zu seyn. Beyläufig über ächte Freundschaft.

Ich spüre, mein Lucil, daß ich nicht bloß besser, sondern ganz umgewandelt werde; nicht als behauptete oder meynte ich, es sey nichts mehr an mir zu ändern. Wie vieles ist noch an mir zu verbessern, zu schwächen, zu stärken! Auch ist es gerade Merkmaal eines zum besseren übergegangenen Herzens, wenn es seine Fehler, die es bisher nicht kannte, einsieht. Gewissen Kranken wünscht man Glück, wenn sie anfangen, sich krank zu fühlen. (1) Ich wünschte Dir indeß an meiner so schnellen Veränderung einen Antheil; denn würde ich auf unsre Freundschaft ein festeres Vertrauen setzen; auf jene wahre, die keine Hoffnung, keine Furcht, keine Sorge für eignen Vortheil trennt; auf jene Freundschaft, mit welcher die Men-

schen sterben und für welche sie sterben. Viele kann ich Dir nennen, welchen nicht ein Freund, sondern Freundschaft fehlte. (2) Dies kann nicht geschehen, wenn gleicher Wille und Entschluß zum Guten Herzen zur Vereinigung anzieht. Und wie könnt' es geschehen? Sie wissen ja, daß sie alles gemein haben, und zwar vorzüglich Widerwärtigkeiten. Du kannst Dir nicht vorstellen, welchen Gewinn ich jeden Tag mir bringen sehe. — „Schicke auch mir, sagst Du, was Du so wirksam befunden hast!" — Nur zu gern mögt' ich es alles Dir eingießen, und eben darum freut mich's, etwas zu lernen, damit ich's wieder lehren könne; auch würde nichts, sey's auch noch so vorzüglich und heilsam, mich ergötzen, was ich nur für mich allein wissen sollte. Wenn mir unter der Bedingung Weisheit verliehen würde, daß ich sie in mich verschließen, und nicht mittheilen sollte — ich dürfte sie zurückweisen. Ohne Mitgenossen macht keines Gutes Besitz froh. Ich will Dir also die Bücher selbst schicken, und damit es Dir nicht viele Mühe verursache, das zerstreute Nützliche aufzusuchen, so will ich Zeichen machen, damit Du sofort an das gehest, was ich vorzüglich billige und bewundere. Mehr indeß als Schriften, wird Dir ein mündlicher Vortrag und persönlicher Umgang nützen: Du mußt mit eignen Augen sehen! (3) Erstlich weil der Mensch mehr den Augen, als den Ohren traut: (4) dann, weil Lehren langsam, Beyspiele schnell und kräftig zum Ziele führen. Dem Zeno würde Kleanth (5) nicht gleich geworden seyn, wenn er ihn bloß gehört hätte: er lebte mit ihm, er durchschaute sein geheimstes Thun, beobachtete ihn, ob er nach seinen Grundsätzen lebte. Plato und Aristoteles und die ganze Schaar jener Weisen, die so verschiedene Wege betraten, (6) schöpfte mehr aus dem Verhalten, als aus den Reden des Sokrates. Den Meteodorus, Hermachus und Polyänus machte zu großen Männern nicht Epikurs Schule; sondern ihr vertrauliches Zu-

sammenleben mit ihm. (7) Auch lad' ich Dich nicht bloß darum ein, daß Du weiter kommest, sondern auch weiter bringest; denn wir werden beyde einander sehr viel helfen. — Uebrigens da ich Dir noch den kleinen Taglohn (8) schuldig bin; so will ich Dir sagen, was mich heute beym Hekato ergötzt hat. — „Du frägst, sagt er, was ich gewonnen habe? (9) — Ich fange an, mein Freund zu seyn!" (10) — Er hat viel gewonnen: er wird nie allein seyn! Wisse: Der Freund seiner selbst, ist jedermanns Freund! (11)

Siebenter Brief.

Ziehe Dich vom großen Haufen zurück! — Seneca's Urtheil über Fechterspiele.

Was Du vorzüglich zu meiden habest, fragst Du? — Den großen Haufen! Denn noch mögtest Du Dich nicht ohne Gefahr mit demselben einlassen dürfen. Ich wenigstens bekenne meine Schwäche. Nie bring' ich den Charakter, womit ich ausging, wieder zurück. (1) Etwas von dem, was ich geordnet hatte, wird verwirrt; etwas von dem, was ich verbannt hatte, kehrt wieder. Wie es Kranken geht, die langwieriges Siechen so sehr entkräftete, daß sie nie, ohne zu leiden, an die Luft gebracht werden können; so geht es auch uns, deren Seelen von einer langwierigen Krankheit genesen. (2) Der Umgang mit der Menge ist uns nicht günstig. Es ist keiner, der uns nicht irgend einen Fehler empfehle, oder aufdringe, oder unmerklich anhänge. Und zwar, je zahlreicher der Haufen ist, unter welchen wir uns mischen; desto größer ist die Ge-

fahr. Nichts aber ist der Güte des Charakters so verderblich, als das Sitzen in den Schauspielen. (3) Dann nämlich schleichen sich, begünstigt vom Vergnügen, die Laster leichter ein. Wirst Du's glauben? Habsüchtiger komm' ich zurück (4) ehrsüchtiger, üppiger, ja selbst grausamer und unmenschlicher — weil ich unter Menschen war. Zufällig gerieth ich in das mittägige Schauspiel, (5) muntere, wizzige Einfälle (6) erwartend und irgend eine Aufheiterung, wobey das Auge des Menschen von dem Blicke auf Menschenblut ausruhen kann. — Gerade das Gegentheil! — Alle vorhergegangene Kämpfe waren Barmherzigkeit dagegen. (7) Man hat keine Possen mehr; es ist reiner Menschenmord; (8) nichts haben sie (9) sich zu schützen, mit ihren ganzen Körpern den Hieben (10) bloßgestellt; nie strekken sie die Hand vergebens aus. (11) Dies ziehen viele den Gefechten der ordentlichen Paare und der erbetenen Fechter vor. (12) Wie sollten sie nicht? Kein Helm, kein Schild wehrt den Stahl ab! Wozu auch Schutzwehre? Wozu Fechterkünste? Das alles hält den Tod nur auf. (13) Frühmorgens werden die Menschen Löwen und Bären, Mittags — ihren Zuschauern vorgeworfen. (14) Wer eben umbrachte (15) wird auf Befehl (16) andern vorgeworfen, die ihn umbringen werden, man spart den Sieger, daß ihn ein andrer niedermache. Das Ende aller Kämpfenden ist der Tod; mit Feuer (17) und Schwerdt wird alles abgethan. So geht es her, wenn der Kampfplatz feyert. (18) — Aber einer hat Straßenraub begangen. (19) — Nun — er verdient gehenkt zu werden! — Dieser hat einen Menschen ermordert; wer mordete, verdient dasselbe zu leiden; aber was hast du verdient, Elender, daß du hier zusiehst? — „Tödte, brenne, prügle ihn! Warum rennt er so feig' ins Schwerdt? Warum stürzt er so muthlos nieder? Warum stirbt er so ungern?" (20) Durch Schläge werden sie den Wunden entgegengetrieben, und mit entblößter, unverwahrter Brust fangen sie die wechselseitigen

Streiche auf. — Das Schauspiel (21) ist unterbrochen? — Einstweilen werden Menschen erwürgt, um nicht unthätig zu seyn. Aber, seht ihr denn das nicht einmal ein, daß böse Beispiele auf diejenigen zurückfallen, die selbige geben? (22) Danket den unsterblichen Göttern, daß ihr den grausam seyn lehret, der es nicht lernen kann! — —

Entfernen muß man von dem Volke (23) ein zartes, im Guten noch wenig befestigtes Gemüth; leicht tritt man zur Mehrheit über. Sokrates, Cato (24) und Lälius (25) hätten vielleicht ihren Charakter nicht gegen eine unähnliche Menge behaupten können; um so viel weniger werden wir, die wir noch an der Bildung unsers Gemüths arbeiten, den Angriff von Lastern aushalten, die unter so starker Begleitung anrücken. (26) Ein Beyspiel der Ueppigkeit oder des Geitzes richtet viel Unheil an; Ein Zärtling, mit dem wir leben, entnervt und verweichlicht uns allmählig; Ein reicher Nachbar regt unsre Habsucht auf; Ein tückischer Gefährte reibt auch an der reinsten, redlichsten Seele etwas von seinem Roste ab: wie wird es denn wohl dem Charakter ergehen, auf den das ganze Volk einstürmt? — Du wirst entweder nachahmen, oder hassen müssen, (27) Beydes aber ist zu meiden; Du darfst weder den Bösen ähnlich werden, weil ihrer viele sind, noch die vielen anfeinden, weil*) sie Dir unähnlich sind. Ziehe Dich, so viel möglich, in Dich selbst zurück; mit denen gehe um, welche Dich besser machen werden; diejenigen lasse zu, welche Du besser machen kannst. Hier ist eine Wechselwirkung; die Menschen lernen indem sie lehren. Es verleite Dich daher die Begierde, durch Deine Talente zu glänzen, nicht, öffentlich aufzutreten, um Vorlesungen zu halten, oder zu disputiren, wogegen ich nichts haben

*) quia.

haben würde, wenn Dein Sinn dem Volke zusagte. Es ist niemand, der fähig wäre, Dich zu fassen; höchstens mögte Dir einer, oder der andre aufstoßen; allein auch diesen wirst Du erst bilden und anleiten müssen, daß er Dich fassen lerne. Für wen habe ich denn, sagst Du, gelernt, was ich weiß? — Du darfst nicht fürchten, Deine Mühe verloren zu haben, wenn Du für Dich gelernt hast. Aber damit ich nicht heute nur für mich gelernt habe; so will ich Dir drey vortreffliche Aussprüche, welche ohngefähr denselben Gedanken enthalten, mittheilen; mit dem einen mag dieser Brief seine Schuld entrichten, die andern nimm als Vorausbezahlung an. Demokrit (28) sagt: „Ein Mensch gilt mir so viel, als das Volk, und das Volk so viel, als Ein Mensch. (29) — Sehr gut antwortete auch jener (man weiß nicht gewiß, wer?) auf die Frage: Was er bey so großem Fleiß in einer Kunst beabsichtigte, für die sehr Wenige Sinn haben würden? „Mir sind Wenige, mir ist Einer, mir ist Keiner genug.“ (30) — Vortrefflich schrieb auch drittens Epikur an einen seiner wissenschaftlichen Freunde: „Dies nicht für viele, sondern für Dich; denn wir sind einer dem andern Schauplatzes genug.“ Dergleichen, lieber Lucil, müssen wir wohl in der Seele bewahren, um das Vergnügen verachten zu lernen, welches aus dem Beyfall der Menge entspringt. Der große Haufe rühmt Dich? — Nun, was kannst Du Dir darauf zu Gute thun, wenn Du der Mann bist, den der große Haufe faßt? Auf Dein Inneres müssen Deine Vorzüge sehen! (31)

Achter Brief.

Die thätige Muße des Weisen.

„Du heißest mich," sprichst Du, „den großen Haufen meiden, mich zurückziehen und mit meinem Selbstbewußtseyn mich begnügen: wo bleibt aber Eure (1) Vorschrift, die bis zum Tode thätig zu seyn gebeut?" Meynst Du denn, ich empfehle Dir Unthätigkeit? — — Deswegen hab' ich mich verborgen und eingeschlossen, um desto Mehreren nützen zu können. Kein Tag vergeht mir in Unthätigkeit; einen Theil der Nächte nehme ich für meine Studien in Anspruch; dem Schlafe geb' ich mich nicht hin; sondern ich unterliege ihm und hefte die, vom Wachen ermüdeten und zufallenden Augen auf meine Arbeit. Ich habe mich zurückgezogen nicht nur von Menschen, sondern auch von Geschäften (2) und zuerst von meinen eigenen. Die Geschäfte der Nachwelt betreibe ich; für sie verfasse ich einiges, das nützen könne; heilsame Erinnerungen, gleichsam nützliche Recepte, setze ich auf, die ich in meinen eigenen Geschwüren bewährt erfunden, welche, wiewohl noch nicht gänzlich geheilt, doch nicht weiter um sich greifen. Den rechten Weg, den ich spät kennen lernte, zeig' ich, des Irrens müde, andern. Ich rufe: „Fliehet, was „irgend der Menge gefällt, und was der Zufall gewährt; „bey jedem zufälligen Gute stehet argwöhnisch und schüchtern still. Auch das Wild, auch der Fisch wird durch „irgend eine liebliche Hoffnung berückt. Haltet Ihr dergleichen für Geschenke des Schicksals? Es sind Lockspeisen! Wer von uns ein sicheres Leben führen will, „der meide, so sehr er kann, jene Wohlthaten an der „Leimruthe, (3) wobey wir überdies in sofern gar kläglich „betrogen werden, als wir zu haben meynen, indem man

„uns hat. (4) In Abgründe führt ein solcher Lauf; das „Ende eines so erhabenen Lebens ist — Fallen. Und dann „kann auch der nicht einmal wieder anhalten, den einmal „das Glück auf Abwege führte. Nur mit Guten, oder „mit Dir selbst gehe um. Wer dies thut, den kann das „Schicksal beugen und stoßen, nicht niederwerfen. Behalte „daher diese dienliche und heilsame Lebensregel: dem Kör„per nur so viel zu zugestehen, als zur Erhaltung der Ge„sundheit hinreicht. Er muß etwas hart gehalten werden, „damit er der Seele den Gehorsam nicht versage; die „Speise stille den Hunger, der Trank lösche den Durst, „das Kleid halte die Kälte ab, das Haus sey eine Schutz„wehr gegen schädliche Einflüsse der Witterung. Ob das „letzte aus Rasen errichtet ward, oder aus bunten Steinen „fremder Länder, (5) ist gleichgültig; wisse, den Menschen „deckt so gut Stroh, als Gold. Achte alles das ge„ring, was eine überflüssige Mühe als Schmuck oder Zier„rath anbringt. Bedenke, daß in Dir, außer der Seele, „nichts Bewunderung verdient; ist sie groß, so giebt's „für sie nichts Großes mehr.“ (6)

Wenn ich so mit mir, wenn ich so mit der Nachwelt rede, dünkt Dich nicht, daß ich dann mehr nütze, als wenn ich als Sachwalter meine Termine abwartete, oder meinen Siegelring auf Testamente drückte, oder im Senate einem Candidaten Mund und Hand liehe? (7) Glaube mir, die, welche keine Geschäfte zu haben scheinen, (8) haben die wichtigsten Geschäfte; sie besorgen menschliche und göttliche Angelegenheiten zugleich. — Doch ich muß schließen und, wie gewöhnlich, etwas für meinen Brief erlegen. (9) Ich werde es nicht von dem Meinigen nehmen. Ich schlage nochmals den Epikur auf, bey dem ich heute folgenden Ausspruch gelesen habe: „Man muß der Philosophie dienstbar werden, um zur wahren Freyheit zu gelangen.“ — Wer ihr sich unterwirft und übergiebt, wird nicht von

einem Tage zum andern hingehalten; (10) er wird sogleich frey gelassen, denn der Philosophie dienstbar seyn, ist Freyheit. Es kann seyn, daß Du mich fragst, warum ich so viele schöne Aussprüche vom Epikur und nicht vielmehr von Stoikern anführe? Aber wie kommst Du doch dazu, jene Aussprüche für den Epikur eigenthümliche, und nicht vielmehr für ein Gemeingut zu halten? Wie vieles sagen Dichter, was von Philosophen gesagt worden ist, oder gesagt werden sollte? Der Tragiker, oder unsere Originalschauspiele (11) nicht zu gedenken; (denn auch diese sind zum Theil ernsthaft und halten zwischen Komödien und Tragödien das Mittel;) — wie viele gehaltvolle Verse sind nicht in den Mimen (12) verstreut? Wie vieles im Publius (13) paßt nicht besser für den Kothurn, als für die Socken! (14) Einen Vers von ihm, der sich auf die Philosophie bezieht, und namentlich auf den Punkt, welchen wir so eben abhandelten, will ich doch hersetzen; er behauptet darin, wir müssen nichts Zufälliges zu unserm Eigenthum rechnen:

„Dein ist nichts, was Du durch Wünschen erhältst."

Diesen Gedanken erinnere ich mich, viel besser und genauer von Dir ausgedrückt gehört zu haben:

„Dein ist nicht, was durch das Schicksal Dein ward."

Auch folgenden noch besseren Ausspruch von Dir will ich nicht vorbeygehn:

„Gegebnes Gut kann auch genommen werden."

Dies rechn' ich Dir, als von Deinem Eignen Dir gegeben, nicht als Zahlung an. (15)

Neunter Brief.

Bedarf der Weise eines Freundes?

Du verlangst zu wissen, ob Epikur in einem seiner Briefe mit Recht diejenigen tadle, welche sagen, der Weise sey sich selbst genug und bedürfe deswegen keines Freundes. Dies ward vom Epikur dem Stilpo (1) und denen vorgeworfen, welchen ein animus impatiens (2) für das höchste Gut gilt. Man verfällt in eine Zweideutigkeit, wenn man ἀπαθεια kurz mit Einem Worte ausdrücken will und impatientia dafür sagt. Man könnte nämlich darunter das Gegentheil von demjenigen, was wir andeuten wollen, verstehen. Denn wir wollen den bezeichnen, der jedes Gefühl von Uebel von sich weiset, und man wird den darunter verstehen, der kein Uebel ertragen kann. Ich gebe Dir daher zu bedenken, ob es nicht besser sey, von einem unverwundbaren Gemüthe, oder von einem, über allen Schmerz erhabenen, Gemüthe zu reden. (3) Darin unterscheiden wir uns von jenen. Unser Weiser besiegt zwar jedes Ungemach, aber er fühlt es; der ihrige fühlt es nicht einmal. Darin stimmen wir mit ihnen überein, daß der Weise sich selbst genug sey. Aber er will doch auch einen Freund haben, und einen Nachbar und einen Hausgenossen, wenn er gleich sich selbst genügt. Und sieh' wie sehr er sich selbst genug ist! Zuweilen begnügt er sich mit einem Theile seiner selbst. *) Wenn ihn eine Krankheit, oder ein Feind einer Hand beraubt, wenn jemand zufällig ihm ein Auge ausstößt; so wird er an seinen Ueberbleibsel genug haben und mit verkleinertem und verstümmel-

---

*) Ich setze ein Punkt nach contentus est und ein Komma nach inciderit.

ten Körper so groß seyn, (4) als er mit unverletztem war. Vermißt er aber, was ihm mangelt? Er will lieber, daß es ihm nicht mangele. Dergestalt ist der Weise sich selbst genug, nicht, daß er ohne Freund seyn mögte, sondern kann. Und zwar verhält es sich mit diesem Können so: den Verlust desselben erträgt er mit Gleichmuth; ohne Freund wird er übrigens nie seyn; er hat es in seiner Gewalt, wie schnell er den verlornen ersetzen will. Wie Phidias, (5) wenn er eine Bildsäule verlöre, sofort eine andre machen würde; so wird dieser Künstler im Freundemachen einen andern an die Stelle des verlornen setzen. Du fragst, wie er so schnell einen Freund machen könne? Ich will es Dir sagen, wenn Du mit mir darüber einverstanden bist, daß ich Dir sogleich meine Schuld bezahle und für diesen Brief die Rechnung mit Dir abschließe. (6) Hekaton sagt: „Ich will Dir ein Liebesmittel anzeigen ahne Trank, ohne Kräuter, ohne Zauberformeln: Willst Du geliebt werden, so liebe!“ Nicht aber bloß der Genuß einer alten und bewährten Freundschaft gewährt große Wonne; sondern auch der Anfang und die Erwerbung einer neuen. Wie sich unterscheidet der erndtende Landmann vom aussäenden; so der, welcher einen Freund gewonnen hat, von dem, der ihn gewinnt. Der Philosoph Attalus (7) pflegte zu sagen: es sey angenehmer, sich einen Freund zu machen, als zu haben, wie es dem Künstler angenehmer ist, zu malen, als gemalt zu haben. Jene, bey der Arbeit beschäftigte, Sorgfalt gewährt ein ungemeines Vergnügen durch die Beschäftigung selbst. Weniger Lust empfindet, wer von dem vollendeten Werke die Hand abgezogen hat. Nun genießt er der Frucht seiner Kunst: er genoß der Kunst selbst während er malte. Ergiebiger ist das Jünglingsalter unsrer Söhne, aber lieblicher ihre Kindheit. — Jetzt laß uns zu unserm Gegenstande zurückkehren. — Ist auch der Weise sich selbst genug, so will er dennoch einen Freund haben; wenn auch aus keiner

anderen Ursache; so doch um Freundschaft zu pflegen, damit eine so große Tugend nicht ungeübt bleibe; nicht, wie Epikur in dem ebengedachten Briefe sagte, damit er jemand habe, der ihm zur Seite sitze, wenn er krank ist, der ihm beyspringe, wenn er in Fesseln liegt oder Mangel leidet; sondern um jemand zu haben, an dessen Krankenlager er selbst sitzen, den er, wenn feindliche Wachen ihn umringen, befreyen könne. Wer auf sich selbst sieht und deswegen zur Freundschaft schreitet, denkt schlecht; wie er anfing, so wird er enden. Er hat sich einen Freund erworben, der ihn von Fesseln retten soll; so bald die Kette klirrt (8) wird er davon gehn. Dies sind die Freundschaften, welche das Volk zeitwierig nennt. Wer um des Nutzens willen gewählt ward, (9) wird so lange gefallen, als er nützlich ist. Daher umlagert Günstlinge des Glücks ein Schwarm von Freunden, umfängt Gestürzte eine schreckliche Oede, und entfliehen die Freunde da, wo sie erprobt worden; (10) daher so viele heillose Exempel, theils von feig' Entfliehenden, theils von feig' Verrathenden. Anfang und Ende müssen zusammen passen. Wer Freund zu seyn beginnt, weil es zuträglich ist, dem wird irgend ein Preis gegen die Freundschaft gefallen, wenn ihm in derselben irgend ein Preis gefällt außer ihr selbst. Wozu erwerbe ich mir einen Freund? Um jemand zu haben, für den ich sterben, um jemand zu haben, den ich in die Verbannung begleiten, um jemand zu haben, für dessen Leben ich kämpfen, oder das meinige aufopfern könne. Krämerey, nicht Freundschaft ists, was Du so nennst, die auf Vortheil ausgeht und auf das sieht, was sie einbringt. Ohne Zweifel hat mit der Freundschaft der Affect des Liebenden einige Aehnlichkeit, (man könnte diesen eine tolle Freundschaft nennen) liebt nun aber wohl jemand um Gewinn, oder um Ehre oder Ruhm zu erlangen? Die Liebe selbst entflammt, alles Andre nicht achtend, die Herzen zum Verlangen nach dem schönen Gegenstande, nicht ohne Hoffnung auf Gegenliebe. Und wie? eine edlere

Ursache sollte einen schimpflichen Affect wirken? Die Frage ist jetzt nicht, sagst Du, ob die Freundschaft um ihrer selbst, oder um etwas andern willen wünschenswerth sey; denn wenn sie um ihrer selbst willen wünschenswerth ist; so kann auch derjenige ihr nahen, der sich selbst genug ist? Wie naht er sich ihr denn? Als einem überaus schönen Gegenstande, durch keinen Vortheil gelockt, durch keinen Wechsel des Schicksals geschreckt. Der entkleidet die Freundschaft ihrer Majestät, der sie nur auf glückliche Fälle stiftet. (11) Der Weise ist sich selbst genug. Dies, mein Lucil, legen viele falsch aus; sie verdrängen den Weisen aus der Welt und beschränken ihn ganz auf sich selbst. (12) Man muß unterscheiden, was jener Ausdruck verspricht, und wiefern? Der Weise ist sich selbst genug, um glückselig zu leben, nicht um zu leben. (13) Zu diesem nämlich hat er viele Dinge nöthig; zu jenem nur einer gesunden, erhabenen, das Schicksal verachtenden, Seele. Ich will Dir auch sagen, wie Chrisipp (14) hier unterscheidet. Er sagt: „dem Weisen mangele nichts, und gleichwohl habe er vieles nöthig; dagegen hat der Thor nichts nöthig, (denn er weiß nichts zu gebrauchen); aber es mangelt ihm alles." (15) Der Weise hat Hände nöthig, Augen und viele, zum täglichen Gebrauch erforderliche, Dinge; aber ihm mangelt nichts. Wem etwas mangelt, dem ist es unentbehrlich; dem Weisen aber ist nichts unentbehrlich. Folglich hat er, obgleich sich selbst genug, Freunde nöthig. Er wünscht deren so viele zu haben, als möglich, nicht um glückselig zu leben; denn auch ohne Freunde wird er glückselig leben. Das höchste Gut sucht keine Werkzeuge von außen her; im Innern wird es angebaut; es entsteht ganz aus sich selbst; es wird vom Schicksal abhängig, wenn es einen Theil von sich außer sich sucht. — „Aber wie wird auch das Leben des Weisen beschaffen seyn, wenn er, von Freunden verlassen, im Kerker schmachtet, oder hülflos unter einem fremden Volke

weilt, oder auf langwieriger Seefahrt zurückgehalten, oder auf einen öden Strand ausgeworfen wird?" — Wie Jupiters Leben, wenn er, nach der Zerstörung der Welt, nach der Zusammenschmelzung aller Götter in Eine Masse, während die Natur ein Weilchen feyert, mit seinen Gedanken hingegeben, sich selbst genug ist. (16) So ohngefähr macht es der Weise. Er zieht sich in sich selbst zurück, ist mit sich allein. So lange freylich es ihm vergönnt ist, seine Angelegenheiten nach seinem Gefallen zu ordnen, ist er sich selbst genug; doch vermählt er sich: ist er sich selbst genug; doch zeugt er Kinder: ist er sich selbst genug; aber doch wird er nicht leben mögen, sollte er ohne einen Menschen leben. Zur Freundschaft leitet ihn kein Eigennutz; sondern ein natürlicher Reiz. Denn wie andre Dinge uns von Natur angenehm sind; so auch die Freundschaft. So verhaßt die Einsamkeit ist; so süß ist der Geselligkeitstrieb. Wie die Natur Menschen zu Menschen hinzieht; so giebt es auch hier einen Stachel, der uns nach Freundschaften begierig macht. Dennoch — wiewohl er seine Freunde sehr lieb hat, wiewohl er selbige sich gleich setzt, oft vorzieht; so wird er doch alles wahre Gute in sich beschließen und sagen, was jener Stilpo sagte, Stilpo, dem Epikurs Brief zusetzt. Denn als dieser seine Vaterstadt erobert sah, Kinder und Gattin verloren hatte, und allein, aber doch glückselig, der allgemeinen Verwüstung entging, antwortete er dem Demetrius, (welcher von den Städten, die er zerstört hatte, den Beynamen Poliarcetes (17) führte) auf die Frage: „ob er etwas verloren hätte?" — „Ich habe alle meine Güter bey mir." Sieh, wie der tapfere, wackere Mann selbst seines Feindes Sieg besiegte! Nichts, sprach er, hab' ich verloren; er zwang jenen, seinen eignen Sieg zu bezweifeln. Alles Meinige hab' ich bey mir: Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigung, Klugheit, und eben diesen Grundsatz, „nichts ist gut, was entrissen werden kann." — Wir bewundern

einige Thiere, welche, ohne ihren Körper zu beschädigen, mitten durchs Feuer gehen; wie viel bewundernswürdiger ist dieser Mann, welcher unverletzt und unversehrt durch Schwerdter und Trümmer und Flammen entkommt! — Siehst Du, wie viel leichter es ist, ein ganzes Volk, als Einen Mann zu besiegen?' — Diesen Ausspruch hat Stilpo mit dem Stoiker gemein. Auch dieser bringt seine Güter unangetastet durch brennende Städte. Denn er ist sich selbst genug; in diese Grenze beschließt er seine Glückseligkeit. — Glaube nicht, daß wir allein eine so hochherzige Sprache führen: Stilpo's Tadler, Epikur selbst that einen, dem gedachten ähnlichen, Ausspruch, den ich Dich noch anzunehmen bitte, obgleich ich für heute schon bezahlt habe. „Wer," sagt er, „mit dem, was er hat, nicht reich zu seyn glaubt, ist elend, wenn er auch Herr der ganzen Welt ist." Oder, wenn Du meynst, daß es so besser ausgedrückt werden könne, (denn wir müssen nicht an den Worten kleben, sondern den Sinn fassen): „Wer sich selbst nicht für glückselig hält, ist elend, wenn er auch die Welt beherrschte." Zum Beweise aber, daß der gesunde Menschenverstand, nämlich von der Natur selbst belehrt, so urtheilt, wirst Du bey dem Komiker (18) folgendes finden:

„Nicht glücklich ist, wer es zu seyn nicht glaubt."

Denn was hilft es, wie Dein Zustand beschaffen ist, wenn Du ihn für unglücklich hältst? Wie aber, sagst Du, wenn jener ehrlose Reiche, jener Herr Vieler, aber Sklav noch Mehrerer, sich glückselig nennt: wird er durch sein Urtheil glückselig werden? — Nicht was er sagt, sondern was er fühlt, macht's aus: auch nicht was er an Einem Tage, sondern was er fortdauernd fühlt. Du darfst aber nicht besorgen, daß ein so großes Gut an einen Unwürdigen komme. Nur dem Weisen gefällt das Seine. Immer krankt Thorheit an Selbstüberdruß!

Zehnter Brief.

Wohl dem, der ohne Gefahr in der Einsamkeit leben kann!

So ist's — Ich ändre meine Meynung nicht. Fliehe die Menge, fliehe die Wenigen, fliehe auch den Einzelnen. Ich weiß niemand, mit dem ich Dich verbunden sehen mögte, und — siehe wie weit meine Meynung von Dir geht; halte Dich an Dich selbst; ich wag' es, Dich Dir anzuvertrauen! — Krates, wie man sagt, ein Schüler eben des Stilpo, dessen ich im vorhergehenden Briefe Erwähnung that, fragte einen einsam spazierenden Jüngling, „was er so allein mache?" „Ich rede mit mir," antwortete dieser. „Hüte Dich ja, erwiederte Krates, und nimm Dich wohl in Acht, daß Du mit keinem schlechten Menschen redest." Den Traurenden und Furchtsamen pflegen wir zu bewachen, damit er die Einsamkeit nicht mißbrauche. (1) Es giebt keinen Unweisen, den man sich selbst überlassen dürfte. Dann brüten sie über heillosen Anschlägen; dann bereiten sie bald andern, bald sich selbst künftige Gefahren. Dann ordnen sie ihre strafbaren Wünsche; dann bricht alles, was ihr schlechtes Herz aus Furcht, oder Schaam verfehlte, hervor; dann nimmt ihre Verwegenheit überhand, erhitzt sich ihre Wollust, entflammt sich ihr Jähzorn. Der wichtigste Vortheil endlich, den die Einsamkeit darbeut, daß man niemand etwas anvertrauet, keinen Angeber fürchtet, geht für den Thoren verloren; er verräth sich selbst. — Sieh also, was ich von Dir hoffe, oder vielmehr mir verbürge; (denn Hoffnung ist der Name eines ungewissen Guten) ich finde niemand, den ich Dir mehr zum Gesellschafter wünschte, als Dich selbst. Ich erinnere mich noch, wie Du manches Wort

hingeworfen, das von Geistesgröße, von seltner Seelenstärke zeugte. Ich wünschte mir sofort Glück dazu und sagte: Das kam nicht nur so über seine Lippen; diese Aussprüche haben festen Grund; (2) dieser Mann ist keiner vom großen Haufen; er strebt nach wahrem Heil. — So rede, so lebe: siehe zu, daß nichts Dich niederdrücke. Erlaß immerhin den Göttern die Erfüllung Deiner alten Wünsche; thue neue; bitte um rechtschaffenen Sinn, um Gesundheit — erst der Seele, denn des Körpers. Warum wolltest Du nicht oft solche Wünsche thun? Bitte Gott nur getrost, wenn Du nicht um fremdes Gut bittest. (3)

Doch, um nach meiner Weise diesen Brief mit einer kleinen Gabe abzuschicken! — Wahr ist's, was ich beym Athenodorus (4) fand: „Wisse, denn erst bist Du „von allen Begierden erlöst, wenn Du so weit gekommen „bist, daß Du Gott um nichts bittest, warum Du ihn „nicht öffentlich bitten könntest." Jetzt aber — wie weit geht nicht der Unsinn der Menschen! Die schändlichsten Bitten flüstern sie den Göttern zu; behorcht sie jemand, so verstummen sie und was kein Mensch wissen soll, tragen sie Gott vor. Siehe zu, daß Du zu Deinem Heil der Regel nicht bedürfest: „Lebe so mit den Menschen, als „sähe es Gott; rede so mit Gott, als hörten es Men„schen."

Elfter Brief.

Die Schaamröthe. Grenzen der Herrschaft der Vernunft über Naturfehler. Wohlthätige Wirkung des öftern Hinblickens auf exemplarische Männer.

Dein Freund, ein Mann von guter Gemüthsart, hat mit mir gesprochen. Wie viel Herz und Kopf er besitzt, und welche Fortschritte (1) er schon gemacht hat, lehrte mich unsre erste Unterhaltung. Denn er hat mir einen Vorschmack gegeben, dem er entsprechen wird; denn er sprach mit mir nicht vorbereitet, sondern plötzlich überrascht. Auch nachdem er sich gesammelt hatte, konnte er sich einer gewissen Verschämtheit (an Jünglingen ein gutes Zeichen!) kaum erwehren, so sehr war ihm das Blut zu Gesicht gestiegen. Dies wird ihm, wie ich vermuthe, auch wenn er schon mehr Festigkeit erlangt und alle Fehler abgelegt haben wird, als Weisen, noch bleiben. Durch keine Weisheit nämlich werden Naturfehler des Körpers oder der Seele ganz gehoben; was so tief in uns liegt und angebohren ist, wird durch Kunst gemildert, nicht besiegt. Einigen, selbst der Festesten, bricht, wie Entkräfteten oder Erhitzten, beym Anblick des versammelten Volkes, der Schweiß aus; einigen zittern, wenn sie öffentlich reden sollen, die Kniee; andern klappern die Zähne, ihre Zunge stammelt, ihre Lippen beben. Dergleichen verdrängt keine Anweisung, keine Uebung ganz; sondern die Natur übt ihre Gewalt aus und erinnert auch die Stärksten durch ihre Schwächen an sich. (2) Dahin gehört auch die Röthe, welche das Gesicht auch sehr gesetzter Männer plötzlich überzieht. Mehr zwar zeigt sie sich an

jungen Männern, die noch mehr Feuer und eine zartere Haut haben; doch merkt man sie auch an Veteranen und Greisen. Einige sind nie furchtbarer, als wenn sie erröthen, gleich als ob sie damit alle Schaam abgeschüttelt hätten. Sulla (3) war denn am gewaltthätigsten, wenn ihm das Blut ins Gesicht drang. Aeußerst zart waren Pompejus (4) Wangen; jedesmal erröthete er vor mehreren, besonders bey Volksreden. Fabianus, (5) erinnere ich, ward roth, als er einst als Zeuge in den Senat geführt ward; und diese Verschämtheit stand ihm wunderschön. Dies rührt von keiner Seelenschwäche; sondern von der Neuheit der Sache her, welche Ungeübte zwar nicht erschüttert, aber bewegt, wenn sie bey reitzbarem Körper ohnehin dazu geneigt sind; denn wie einige gutes Blut haben, (6) so läuft es bey andern rasch und leicht um und tritt schnell in das Gesicht. Dergleichen vertreibt, wie ich sagte, keine Weisheit; sonst hätte sie die Natur selbst unter ihrer Botmäßigkeit, wenn sie alle Mängel ausrotten könnte. Alles, was uns angebohren, und durch Temperament zugetheilt ist, wird uns auch nach vielem und anhaltendem Streben, unsern Geist zu bilden, noch ankleben. Nichts der Art kann man sich geben oder nehmen. Dramatische Künstler, welche Gemüthsbewegungen nachahmen, welche Furcht und Aengstlichkeit ausdrücken, welche Traurigkeit darstellen, ahmen die Verschämtheit durch folgende Zeichen nach: sie senken das Haupt, dämpfen die Stimme, heften den niedergeschlagenen Blick an den Boden: — das Erröthen können sie nicht erzwingen; man kann es weder hindern, noch hervorbringen. Gegen dergleichen verheißt die Weisheit nichts, vermag sie nichts; es hängt von niemand ab; ungeheißen kommt's, ungeheißen geht's.

Doch ich muß schließen. Ich thue es mit einem sehr nützlichen und heilsamen Ausspruche, den Du Deiner Seele

fest einprägen mögest. — „Irgend einen Tugendhaften sollten wir erwählen und beständig vor Augen haben, damit wir lebten, als schaute er uns zu, und immer handelten, als säh' er es." — Dies, mein Lucil, schrieb Epikur vor: er gab uns einen Aufseher und Hofmeister, und nicht ohne Ursache. Ein großer Theil von Sünden fällt weg, wenn den Versuchten ein Zeuge zur Seite steht. Das Herz muß jemand haben, den es scheue, dessen Ansehn auch seine geheimsten Gedanken heilige. Heil dem, dessen Anblick nicht allein, dessen Andenken schon bessert. Heil dem, der irgend jemand so scheuen kann, daß er bey der bloßen Erinnerung an ihn sich faßt und regelt. Wer so einen andern scheut, wird bald selbst Scheu einflößen. Wähle Dir denn den Cato: kommt Dir dieser allzustreng vor; so wähle einen Mann von milderem Sinne, den Läius; wähle den, dessen Wandel und Rede Dir gefällt; seine Denkungsart, seine Miene schwebe Dir stets vor, ihn zeige Dir unablässig, als Deinen Aufseher, oder als Dein Muster. Wir bedürfen, sag' ich, jemandes, nach dessen Charakter sich der unsrige bilde. Ohne Richtschnur wirst Du das Krumme nicht gerade machen.

Zwölfter Brief.

Ueber das Alter und den rechten Lebensgebrauch.

Wohin ich mich nur wende, seh' ich Beweise meines hohen Alters. So kam ich neulich auf meine Villa und klagte über die Kosten des verfallenden Gebäudes. Der Verwalter antwortet: daran sey seine Nachlässigkeit nicht Schuld; er thue alles, aber das Haus sey alt. — Dies Haus ist unter meinen Händen aufgeführt. Was wird's

mit mir werden, wenn Steine meines Alters schon morsch sind! — Jenem zürnend, ergreif' ich die nächste Gelegenheit zu schmälen. Offenbar, sag' ich, werden diese Platanen vernachlässigt; sie haben kein Laub; wie knotigt und verdorrt sind die Zweige; wie verschrumpft und knorrig die Stämme. Das wäre nicht so, wenn sie jemand umher auflockerte und begösse. — Er schwört bey meinem Genius, (1) er thue alles, er lasse es in nichts an Sorgfalt fehlen: aber sie seyen alt. — Unter uns — ich hatte sie gesetzt, ich hatte ihre ersten Blätter gesehn! Zur Thür mich wendend sag' ich: Wer ist jener Abgelebte da, der mit Recht an die Thür gestellt ist? (2) — denn er schaut schon hinaus. (3) Wo hast Du den her? Wie bekamst Du Lust, einen fremden Todten aufzunehmen? — Jener spricht: Kennst Du mich nicht? Ich bin Felicio, dem Du Bilderchen zu bringen pflegtest. (4) Ich bin des Wirthschaftsverwalters Philositus Sohn, Dein kleiner Liebling. Fürwahr, sag' ich, der faselt. Mein kleiner Liebling war auch ein Bübchen. — Nun, das kann ganz wohl seyn; die Zähne fallen ihm bereits stark aus. — Ich verdank' es meinem Landgute, daß mir mein Alter, wohin ich mich nur wandte, erschien. Umfassen und lieben wird es denn! Es ist voll Lust, wenn man es zu gebrauchen weiß. Das Obst ist am willkommensten, wenn es ausgeht; das Knabenalter ist am reitzendsten beym Ausgange; Zechern schmeckt der letzte Trunk am besten; der sie untertaucht, den Rausch vollendet. Das Lieblichste, was jede Lust hat, spart sie bis aufs Ende. Das angenehmste Lebensalter ist das, welches sich zum Ende neigt, aber noch nicht stürzt; ja selbst wer auf der letzten Stufe (5) steht, hat noch, glaub' ich, seine Freuden, oder, anstatt der Freuden, den Vortheil, keiner zu bedürfen. Wie süß ist es, die Begierden matt gemacht und hinter sich zurückgelassen zu haben. — „Es ist aber lästig, wendest Du ein, den Tod vor Augen zu haben." — Erstlich muß

ihn

ihn der Jüngling so gut vor Augen haben, als der Greis; denn wir werden nicht nach dem Alter abgerufen; dann ist niemand so alt, daß er nicht noch Einen Tag hoffen dürfte. Ein Tag aber ist eine Stufe des Lebens. Die ganze Lebenszeit besteht aus Theilen, und hat ihre größeren Kreise, welche die kleineren umschließen. Es ist einer, der sie alle umfaßt und einschließt; dieser reicht vom Geburts- zum Sterbetage. Es giebt einen andern, der die Jahre des Jünglingsalters ausschließt; einen, der das ganze Knabenalter umläuft und beschränkt. Das Jahr selbst endlich befaßt alle Zeiten, deren Vervielfältigung das Leben ausmacht. Den Monat umgürtet ein engerer Kreis; den engsten Umfang hat der Tag; aber auch dieser erstreckt sich vom Anfange bis zum Ausgange, vom Aufgange bis zum Niedergange. Daher sagte Heraklit, (6) dem die Dunkelheit seiner Schreibart den Beynamen Skotinos(7) erwarb: „Ein Tag ist allen gleich.“ Dies nahmen Andre anders. Einer sagt, diese Gleichheit gehe auf die Stunden, und er hat nicht Unrecht: denn wenn der Tag eine Zeit ist von vierundzwanzig Stunden; so müssen nothwendig alle Tage einander gleich seyn, weil die Nacht gewinnt, was der Tag verlor. Ein Andrer sagt: Ein Tag sey allen zusammengenommen ähnlich; denn der längste Zeitraum hat nichts, was man nicht auch in Einem Tage anträfe, Tageshelle und Nacht, und er macht unter wechselndem Umlauf der Welt, je nachdem er kürzer oder länger ist, mehrere von diesen, aber nicht andre. (8) Folglich muß man jeden Tag so einrichten, als wenn er den Zug schlösse, und das Leben vollendete und vollzählig machte. Wenn Pacuvius, welcher sich Syrien durch Verjährung zu eigen machte, (9) sich im Wein und jenen Todtenschmausereyen die letzte Ehre angethan hatte, ward er von der Tafel zu Bette getragen, während unter dem Klatschen seiner Zechbrüder nach der Musik gesungen ward: „Er hat gelebt! Er hat gelebt!“ So bestattete er sich

jeden Tag. Was er bey einem bösen Gewissen that, das wollen wir bey einem guten thun, und wenn wir schlafen gehen, froh und freudig sagen:

„Ich lebt' und vollbrachte den Lauf, den mir das Schicksal verlieh." Fügt Gott den morgenden Tag noch hinzu; so wollen wir ihn fröhlich annehmen. Der ist der glückseligste, ruhige Besitzer seiner selbst, der den morgenden Tag ohne Bekümmerniß erwartet. Wer gesagt hat: „Ich habe gelebt!" steht täglich zu neuem Gewinn auf. (10)

Aber ich muß meinen Brief schließen. — „Wie? — sagst Du, soll er so ohne alles Spargut zu mir kommen?" Sey unbesorgt; etwas wird er mitbringen. Und warum sag' ich etwas? — nein viel! Denn was ist trefflicher, als dieser Ausspruch, den ich ihm für Dich mitgebe: „Es ist übel, in Noth zu leben; aber in Noth zu leben, thut nie Noth." Wie sollt' es auch? Ueberall stehen viele, kurze, leichte Wege zur Freyheit offen. Wir wollen Gott danken, daß niemand im Leben gehalten werden kann. Wir können die Nothwendigkeit selbst unter die Füße treten. (11) „Epikur sagte das," sprichst Du: „was thust Du mit fremdem Gute?" — Was wahr ist, gehört mir. Ich werde nicht aufhören, Dir den Epikur anzuführen, damit die, welche auf Worte (12) schwören, und nicht achten, was, sondern von wem etwas gesagt wird, lernen, daß das Vortrefflichste Gemeingut ist.

Dreyzehnter Brief.

Mittel wider die Furcht.

Du hast viel Muth, ich weiß es; denn schon bevor Du Dich mit heilsamen und die Widerwärtigkeiten besiegenden Lebensregeln ausrüstetest, (1) gefielst Du Dir, dem Schicksal gegenüber; wie viel mehr, nachdem Du handgemein mit ihm geworden und Deine Kräfte erprobt hast, auf die man sich nie sicher verlassen kann, so lange sich nicht manche Schwierigkeiten hie und da gezeigt, zuweilen auch genähert haben. So bewährt sich jener ächte Muth, der nie sich fremder Willkühr unterwerfen wird; das ist seine Feuerprobe. Der Athlet kann mit keinem großen Feuer in den Kampf gehn, der nie Striemen bekam. Der aber, welcher sein Blut gesehen, dessen Zähne unter feindlicher Faust klapperten; der, welcher, untertreten, des Gegners ganze Last getragen (2) und hingeworfen den Muth nicht sinken ließ; der, so oft er fiel, trotziger aufstand — der schreitet mit großer Hoffnung zum Kampfe. — Nun, so war — daß ich dieses Gleichniß verfolge — das Schicksal Dir schon oftmals überlegen: doch ergabest Du Dich nicht; sondern sprangest auf und hieltest desto wackerer Stand; denn viel gewinnt die Tapferkeit, wenn man sie angreift. Gleichwohl laß es Dir gefallen, Hülfe von mir anzunehmen, um Dich desto besser zu decken.

Es giebt mehr, lieber Lucil, was uns schreckt, als was uns trifft; wir leiden öfter in der Meynung, als in der Wirklichkeit. Ich rede nicht die stoische Sprache mit Dir; sondern eine mehr herabgestimmte. Denn wir (3) behaupten, alles das, was Seufzer und Wehklagen auspreßt, sey unbedeutend und verächtlich. Lassen wir diese

großen, aber beym Himmel! wahren Worte! Ich ertheile Dir bloß diese Vorschrift: „Sey nicht elend vor der Zeit, da die Dinge, welche Du, als drohten sie Dir, fürchtest, vielleicht niemals kommen werden, wenigstens noch nicht gekommen sind.“ Manches also martert uns mehr, als es sollte; manches früher, als es sollte; manches martert uns, was es überall nicht sollte. Entweder wir vergrößern unsern Schmerz, oder erdichten ihn, oder fühlen ihn voraus. Jener erste Punkt bleibe, als noch unentschieden und streitig, für jetzt ausgesetzt. Was ich leicht nenne, wird nach Deiner Behauptung sehr schwer seyn; bekanntlich lachen einige unter Geißelhieben, seufzen andre bey einem Backenstreich. Hernach werden wir sehen, ob jene Dinge (4) durch eigene Kraft stark sind, oder durch unsre Schwäche? — Nur versprich mir, so oft die, welche Dich umgeben, Dich überreden wollen, Du seyst unglücklich, nicht was Du hörst, sondern was Du fühlst, in Betracht zu ziehen, mit Deiner Empfindung zu Rathe zu gehen, und Dich selbst, der Du, was Dich betrifft, am besten kennest, zu fragen: Warum beweinen mich doch diese Leute? warum zittern sie? warum fürchten sie von mir angesteckt zu werden, als könnte mein Unglück auf sie übergehen? Giebt es denn hier ein Uebel? oder ist dergleichen mehr übelberüchtigt als Uebel? (5) Frage Dich selbst: Quäl' ich mich denn, traur' ich denn nicht ohne Ursache, und mache zum Uebel, was keines ist? — „Wie aber, sagst Du, soll ich einsehen, ob, was mich beängstigt, eingebildet, oder wirklich ist? Nimm hierüber folgende Regel an: Entweder martert uns Gegenwärtiges, oder Künftiges, oder beydes. Ueber das Gegenwärtige ist das Urtheil leicht. Ist Dein Körper frey, ist er gesund, unverletzt, ohne Schmerz — so erwarten wir ruhig die Zukunft — heute geht sie uns nicht an. — Aber sie wird doch kommen.“ — Erstlich untersuche, ob zuverlässige Merkmaale eines künftigen Uebels vorhanden

sind? Denn meistens leiden wir durch Argwohn und es täuscht uns, was im Kriege überhaupt zu entscheiden pflegt, aber noch mehr über einzelne entscheidet, das Gerücht. So ist's, mein Lucil! Flugs treten wir dem Wahne bey; wir prüfen nicht die Dinge, welche uns in Furcht setzen, untersuchen sie nicht genau; sondern zittern, und wenden den Rücken, gleich jenen, welche ein Staub, durch fliehende Heerden erregt, aus ihrem Lager verjagt, oder welche ein ausgestreutes Mährchen ohne Gewährsmann in Schrecken setzt. Ich weiß nicht, wie vorzüglich das Eingebildete uns so sehr beunruhigt. Das Wirkliche hat sein bestimmtes Maaß; das Ungewisse wird den ausgelassenen Muthmaaßungen des zagenden Gemüthes preis gegeben. Daher ist keine Art von Furcht so verderblich, so unheilbar, als die panische: denn die übrigen sind vernunftlos; diese ist sinnlos. Laß uns die Sache genau untersuchen. Ist es wahrscheinlich, daß ein Uebel erfolgen werde? — aber es ist nicht sofort wahr. Wie viel Unerwartetes ist erfolgt; wie viel Erwartetes ist nie erschienen! Und wenn es auch erfolgen wird — was hilft es, seinem Schmerze entgegen zu eilen? Schnell genug wirst Du Schmerz fühlen, wenn er kommt; inzwischen versprich Dir das Bessere. Was gewinnst Du dabey? — Zeit! Vieles kann dazwischen kommen, wodurch die benachbarte, oder schon nahe herangerückte Gefahr aufgehalten, oder gehoben, oder auf einen andern hinübergeleitet wird. Aus dem Brande stand manchem die Flucht offen; andre setzte das einstürzende Gebäude sanft nieder; mitunter ward das nahe Schwerdt vom Nacken selbst abgewandt; mancher überlebte seinen Scharfrichter. Auch das Unglück hat seinen Wankelmuth. Vielleicht wird's geschehen; vielleicht wird's nicht geschehen; einstweilen, so lang' es nicht geschieht, stelle Dir das Bessere vor. Ohne daß sich Merkmaale zeigen, welche ein Uebel ankündigen, schafft sich zuweilen das Gemüth leere Bilder, oder ver-

dreht irgend ein Wort von zweifelhafter Bedeutung in eine schlimme, oder stellt sich den Unwillen eines andern größer vor, als er ist, und erwägt, nicht, wie sehr derselbe erzürnt sey; sondern was er, falls er zürnte, vermöge. Wir haben aber keinen Grund zum Leben mehr, (6) unser Elend ist ohne Maaß, wenn wir so viel fürchten, als wir können. Hier nütze Dir Weisheit, hier weise durch Seelenstärke auch augenscheinliche Furcht zurück: wo nicht; so vertreibe einen Fehler durch den andern, mäßige die Furcht durch Hoffnung. Nichts von allem, was gefürchtet wird, ist so gewiß, daß es nicht noch gewisser wäre, daß auch das Gefürchtete (zuweilen) ausbleibt und das Gehoffte täuscht. Untersuche demnach die Hoffnung, wie die Furcht, und so oft alles ungewiß ist, begünstige Dich; glaube, was Dir lieber ist. Solltest Du auch mehrere Stimmen für die Furcht haben, so neige Dich nichtsdestoweniger auf diese Seite (7) und höre auf, Dich zu beunruhigen. Auch beherzige es oft, daß der größere Theil der Sterblichen, ohne daß ihn ein Uebel trifft, noch gewiß treffen wird, auf- und abwogt und hin- und herrennt. Niemand thut sich, ist er einmal fortgestoßen, Einhalt, berichtigt seine Furcht der Wahrheit gemäß. Niemand sagt: das ist ein unzuverlässiger Gewährsmann; entweder erdichtete ers, oder er war leichtgläubig. Wir geben uns den Berichterstattern hin, erbeben vor dem Zweifelhaften, wie vor Gewissem, halten kein Maaß; sogleich geht eine kleine Bedenklichkeit in Furcht über. — Ich schäme mich, so mit Dir zu reden, und Dich mit solchen Mittelchen zu erquikken. Mag ein andrer sagen: Vielleicht wird dies nicht kommen! (8) Sage Du: Was denn mehr, wenn es käme? Ich werde sehen, ob es kommt: vielleicht wird's zu meinem Besten seyn, und ein solcher Tod meinem Leben Ehre machen. Schierling vollendete des Sokrates Größe. Entwinde dem Cato seinen Dolch, den Retter seiner Freiheit — und Du wirst ihm einen großen Theil

seines Ruhmes entziehen. — Doch zu lange ermuntere ich Dich, der Du mehr Erinnerung, als Ermunterung bedarfst. Ich lenke Dich nicht von Deiner Natur ab: Du bist zu dem, was ich sage, gebohren. Um so mehr vergrößere und verschönere Dein Gut.

Doch jetzt will ich diesen Brief schließen; nur noch das Siegel muß ich ihm aufdrücken, das ist, ihm irgend einen herrlichen Ausspruch an Dich mitgeben. — „Unter andern Uebeln ist auch dieses der Thorheit eigen; sie fängt stets zu leben an." — Erwäge, was dieser Ausspruch sagen will, mein theuerster Lucil, und Du wirst einsehen, wie entehrend die Wankelmüthigkeit der Menschen ist, welche täglich einen neuen Grund zu ihrem Leben legen, neue Hoffnungen beym Ausgange selbst beginnen. Blicke auf die Einzelnen um Dich her. Es werden Dir Greise begegnen, welche sich eifrig zu ehrsüchtigen Plänen, zu weiten Reisen, zu Handelsunternehmungen anschicken. Was ist aber schimpflicher, als — ein Greis, der zu leben anfängt? — Ich würde den Urheber dieses Ausspruchs nicht hinzufügen, wenn er nicht minder bekannt wäre und unter den öffentlich erschienenen Sentenzen Epikurs fehlte, die ich zu loben und anzunehmen mir erlaubt habe.

Vierzehnter Brief.

Weise Sorge für den Körper.

Ich gestehe, daß uns Liebe für unsern Körper angebohren ist; ich gestehe, daß wir seine Vormünder sind; ich läugne nicht, daß wir ihn pflegen sollen; aber daß wir ihm fröhnen sollen — das läugne ich. Denn der wird Vielen fröhnen, der seinem Körper fröhnt, der für denselben zu sehr fürchtet, der auf ihn alles bezieht. Wir müssen uns benehmen, nicht, als müßten wir für den Körper leben; sondern als könnten wir nicht ohne Körper leben. Zu große Liebe für diesen beunruhigt uns durch Besorgnisse, belastet uns mit Kümmernissen, setzt uns Mißhandlungen aus. Die Tugend gilt dem nichts, dem sein Körper zu theuer ist. Man sorge eifrig für ihn; doch so, daß man ihn, wenn die Vernunft, wenn unsre Würde, wenn die Redlichkeit es heischt, ins Feuer werfe. Nichtsdestoweniger wollen wir, sofern wir können, selbst Ungemächlichkeiten, nicht bloß Gefahren, vermeiden und uns auf einen sichern Standpunkt zurückziehen, und zuweilen auf Mittel denken, das Furchtbare abzutreiben, wovon es, wenn ich nicht irre, drey Arten giebt. Man fürchtet Mangel, man fürchtet Krankheiten, man fürchtet die Gewaltthätigkeiten der Mächtigen. Von diesem allen erschüttert uns nichts mehr, als das, womit fremde Gewalt uns bedroht; denn dieses kommt mit großem Geräusch und Getümmel. Die natürlichen Uebel, die ich anführte, Mangel*) und Krankheit, schleichen schweigend heran und haben nichts Schreckenerregendes, weder für

*) inopia.

Augen noch Ohren; das andre Uebel hat ein ungeheures Gefolge; Schwerdt und Feuer umgeben es, und Ketten und ein Haufen wilder Thiere, die es auf Menschenfleisch loshetzt. Denke Dir hier den Kerker und die Kreutze, und die Foltern und den gekrümmten Haken, (1) und den, durch den ganzen Menschen hindurchgetriebenen, aus dem Munde wieder hervordringenden, Pfahl, (2) und die, durch Wagen nach verschiedenen Richtungen auseinandergerissenen Glieder; jenes, mit feuerfangendem Stoff bestrichene und durchwebte Gewand und was sonst noch Grausamkeit ersonnen hat. Es ist daher kein Wunder, wenn man das Uebel am mehrsten fürchtet, dessen Mannigfaltigkeit so groß, wozu die Zurüstungen so fürchterlich sind. Denn wie der Peiniger um so mehr ausrichtet, je mehrere Werkzeuge der Marter er auslegt, (denn mancher erliegt dem Anblick, der dem Schmerzgefühl Widerstand geleistet hätte); so wirken auch von den Dingen, welche unsern Muth beugen und bezwingen, diejenigen am mehrsten, welche etwas Sichtbares aufzuweisen haben. Jene Plagen sind nicht minder lästig — ich meyne Hunger und Durst, Brustgeschwüre und die Eingeweide versengende Fieber: aber man sieht sie nicht; sie haben nichts, womit sie drohen, oder sich ankündigen; hier siegt, wie in großen Kriegen, Anblick und Rüstung. Laß uns daher auf unserer Hut seyn, niemand beleidigen. Zuweilen ist es das Volk, vor dem wir uns zu fürchten haben; zuweilen, wenn die Staatsverfassung von der Art ist, daß die mehrsten Dinge durch den Staat betrieben werden, sind es die Männer, welche darin den größten Einfluß haben; zuweilen Einzelne, denen die Gewalt des Volks und über das Volk anvertraut ist. Diese alle zu Freunden zu haben, kostet Mühe; es ist genug, sie nicht zu Feinden zu haben. Der Weise wird daher nie den Zorn der Mächtigen herausfordern; ja er wird demselben ausweichen, wie der Seemann dem Sturme. Da Du nach Sicilien gin-

gest, setztest Du über die Meerenge. (3) Der unbesonnene Steuermann kehrt sich nicht an die Drohungen des Südwindes; (denn dieser ist's, welcher das sicilische Meer aufreitzt und in Wirbeln umtreibt) er hält sich nicht an das linke Ufer; sondern an dasjenige, wo die nähere Charybdis die Meere zusammenrollt. (4) Der Vorsichtigere hingegen befragt der Gegend Kundige, wie das Meer fluthe, was die Wolken andeuten, und steuert fern von jener, durch ihre Wirbel berüchtigten, Gegend hin. So macht's der Weise: er meidet eine Macht, die schaden kann, das vor Allem verhütend, daß er sie zu meiden scheine. Ein Theil der Sicherheit besteht nämlich eben darin, daß man sie suche, ohne sich's merken zu lassen, weil man verdammt, was man flieht. (5) Wir müssen uns ferner nach Mitteln umsehen, um uns vor dem Volke zu sichern. Zuvörderst müssen wir nichts von demselben begehren, worüber unter den Mitbewerbern Zank entsteht; dann nichts besitzen, was uns ein listiger Feind mit großem Vortheile entreißen kann; so wenig Beute, als möglich, biete Dein Körper dar. (6) Niemand vergießt Menschenblut, um es zu vergießen, oder doch nur sehr wenige; die mehrsten rechnen mehr, als sie hassen. (7) Den Nackten läßt der Straßenräuber ziehen; auch auf besetztem Pfade wandelt der Arme in Frieden. Hiernächst müssen, nach einer alten Regel, drey Dinge gemieden werden: Haß, Neid, Verachtung. Wie das anzufangen sey, kann allein die Weisheit lehren. Denn der Mittelweg ist hier schwer zu treffen, und es ist zu besorgen, daß die Furcht vor dem Neide zur Verachtung führe; daß man, um nicht untergetreten zu werden, aussehe, als könne man untergetreten werden. (8) Viele fanden den Grund zur Furcht darin, daß sie gefürchtet werden konnten. (9) Laß uns von allen Seiten uns zurückziehen; es schadet nicht weniger verächtlich, als verdächtig zu seyn. Zur Philosophie also müssen wir unsre Zuflucht nehmen. Diese Wissenschaft vertritt,

ich sage nicht bey guten, sondern bey mittelmäßigschlechten Menschen die Stelle der Infuln. (10) Denn die gerichtliche Beredtsamkeit, und was sonst (11) auf das Volk starken Eindruck macht, findet Gegner; diese ruhige, nur des Ihrigen wartende, Wissenschaft, kann nicht verachtet werden, sie, die von allen Wissenschaften (12) und von den schlechtesten Menschen in Ehren gehalten wird. Nie wird die Bosheit so überhand nehmen, nie wird man sich gegen die Tugenden so sehr verschwören, daß nicht der Name der Philosophie ehrwürdig und heilig bleiben sollte. Uebrigens muß man sich beym Philosophiren selbst ruhig und still verhalten. — Wie? sagst Du, meynst Du denn, daß M. Cato in der Stille (13) philosophire, wenn er sich dem bürgerlichen Kriege durch seine Stimme entgegenstemmt; wenn er sich mitten unter die Waffen der wüthenden Partheyhäupter stürzt; wenn er, indeß einige den Pompejus, andre den Cäsar aufbringen, beyde zugleich reitzt? — Man könnte freylich zweifeln, ob zu jener Zeit ein Weiser sich mit Staatsgeschäften hätte befassen sollen? „Was willst Du, M. Cato? (14) Die Rede ist nicht mehr von der Freyheit; diese ist längst zu Boden getreten; die Frage ist: ob Cäsar, oder Pompejus den Staat beherrschen soll? Was geht Dich dieser Kampf an? Keine Parthey ist die Deinige; es wird ein Herrscher gewählt! Was kümmerts Dich, welcher von beyden siegt? Der Bessere kann nicht siegen; der Besiegte mag schlecht genug seyn, aber der Sieger wird nicht besser seyn.“ *) — Ich berührte hier Cato's letzte Rolle; aber auch seine ersten Jahre waren nicht einmal so beschaffen, daß ein Weiser an der Verwaltung der, der Plünderung preis gegebenen, Republik Theil nehmen konnte. Was anderes

---

*) Melior vincere non potest. Potest esse pejor, qui victus fuerit: non potest esse melior qui vicerit.

that Cato, als rufen, und in den Wind reden, da er, bald vom Volke emporgehoben, verspieen und vom Foro hinweggeschleppt; bald aus dem Senate in den Kerker geführt ward? — Doch künftig werden wir untersuchen, ob sich ein Weiser vergebliche Mühe geben soll; jetzt verweis' ich Dich zu denen, welche, von Staatsgeschäften ausgeschlossen, sich zurück zogen, um die Kunst zu leben auszubilden, und dem menschlichen Geschlechte Gesetze vorzuschreiben, ohne irgend einem Machthaber Anstoß zu geben. Der Weise wird nie gegen herrschende Sitten verstoßen, noch die Aufmerksamkeit des Volks durch die Neuheit seiner Lebensweise auf sich ziehen. Wie aber? — Wird der völlig sicher seyn, der diesen Grundsatz befolgt? Gewisser kann ich Dir dies nicht versprechen, als daß ein mäßiger Mensch gesund seyn werde, und dennoch ist Gesundheit die Folge der Mäßigkeit. Es geht auch wohl ein Schiff im Hafen zu Grunde; was kann dann nicht mitten auf dem Meere geschehen? Wie viel näher muß die Gefahr nicht dem seyn, der vieles betreibt und unternimmt, welcher, entfernt von Geschäften, nicht einmal sicher ist! Zuweilen kommen auch Unschuldige um; wer läugnet es? — aber Schuldige noch öfter. Auch der, durch die Rüstung hindurch verwundete, Fechter bleibt ein Künstler. (15) Kurz, der Weise sieht bey allen Dingen auf die Absicht, nicht auf den Erfolg. Ob wir etwas beginnen wollen, steht bey uns, über den Ausgang entscheidet das Schicksal, dem ich kein Urtheil über mich gestatte. — Aber es schickt uns doch manche Plage, manche Widerwärtigkeit zu. — — Der Straßenräuber,*) der mich umbringt, ist nicht mein Richter. (16)

Und nun streckst Du die Hand nach Deinem täglichen Almosen aus. Ich will sie mit einem goldnen Almosen

---

*) Non damnat latro quum occidit.

füllen. Und weil ich des Goldes erwähnt habe, so höre, wie dessen Gebrauch und Ertrag Dir recht angenehm werden können. „Der genießt des Reichthums am mehrsten, der des Reichthums am wenigsten bedarf.“ Sag' an, sprichst Du, wer sagte das? Damit Du seheſt, wie freygebig ich bin, so will ich fremdes Gut anpreisen. — Der Ausspruch ist vom Epikur, oder Metrodor(17) oder sonst jemand aus dieser Werkstatt. Und was liegt daran, wer es gesagt hat? — Er hat es allen gesagt. Wer des Reichthums bedarf, fürchtet für ihn; niemand aber genießt eines Gutes, für welches er bekümmert ist. Er sucht immer mehr hinzuzufügen, und indem er auf Vermehrung sinnt, vergißt er des Gebrauchs, nimmt Rechnungen auf, tritt das Forum aus, (18) durchblättert das Interessenbuch und wird aus einem Herrn ein Haushofmeister.

Funfzehnter Brief.

Diätetische Regeln für Studirende.

Nach einer alten Sitte, die sich bis zu meiner Zeit erhalten hat, fing man die Briefe mit den Worten an: „Wenn Du Dich wohl befindeſt, soll's mich freun; ich befinde mich wohl.“ Mit Recht sagen auch wir: „Wenn Du philosophirst, soll's mich freuen.“ Denn das heißt grade, sich wohl befinden; ohne dies ist die Seele krank. Der Körper ist, auch wenn er große Kräfte hat, nicht anders stark, als Rasende oder Wüthende. Für dieses Wohlseyn also sorge vorzüglich; demnächst auch für jedes andre, (1) welches Dir nicht theuer zu stehen kommen wird,

wenn Du Dich nur wohlbefinden willst. (2) Es ist nämlich, mein Lucil, eine thörichte, für einen Gelehrten gar nicht passende Beschäftigung, seine Arme zu üben, sich breite Schultern zu machen, und die Brust zu stärken. (3) Mag Dir immer die Mastung (4) gut gedeyhen, mögen Deine Muskeln anschwellen — Du wirst's doch nie, weder an Kräften, noch an Gewicht einem feisten Stier gleich thun. Hiezu kommt, daß durch die größere Bürde des Körpers der Geist gedrückt und unbehülflicher wird. So viel Du kannst, beschränke daher Deinen Körper und mache dem Geiste Raum. Viele Beschwerden begleiten diejenigen, welche dem ersten zu viel Sorgfalt widmen: Erstlich, schwere Uebungen, welche den Lebensgeist erschöpfen und zum angestrengten, schärferen Studiren untüchtig machen; dann hindert die Menge von Speisen die feinere Geisteskraft. Endlich müssen Sklaven des schlechtesten Gelichters zu Lehrmeistern angenommen werden, Menschen, allein mit Oel (5) und Wein beschäftigt, die ihren Tag nach Herzenslust hinbringen, wenn sie sich erst tüchtig abschwitzen, und dann statt der verlornen Säfte recht viel Getränk durch ihre durstige Kehle wieder in sich leiten. Trinken und Schwitzen — ist aber das Leben eines Magenkranken.

Nun giebt es Uebungen, so leicht, als kurz, welche dem Körper, und zwar unverzüglich, wohl thun, und wenig Zeit kosten, worauf man vorzüglich Rücksicht nehmen muß; z. B. das Laufen, die Bewegung der, mit einigem Gewicht beschwerten, Hände; das Springen, es sey, daß man sich dabey in die Höhe hebe, oder sich vor sich hin bewege, oder, wie die Salier, (6) oder, minder edel zu reden, wie Walker hüpfe. Wähle hiervon, was Du willst; durch Uebung wird es leicht. Was Du aber auch von dem allen thust, kehre bald vom Körper zum Geiste zurück; (7) diesen übe Tag und Nacht; mäßige Anstrengung erhält jenen. Diese Uebung hindert keine Kälte, kei-

ne Hitze, nicht einmal das Alter. Für das Gut sorge, welches durch Alter besser wird. Indeß verlange ich nicht, daß Du beständig über den Büchern, oder Heften liegest; der Seele muß auch zuweilen eine Pause gegönnt werden, jedoch so, daß sie nicht erschlaffe, sondern sich erhebe. Wenn man sich tragen läßt, so hat man körperliche Bewegung, ohne im Studiren gehindert zu werden. Man kann dabey lesen, kann dictiren, kann sprechen, kann hören, welches alles selbst beym Spazierengehen sich thun läßt. Auch die Anstrengung der Stimme ist nicht zu verachten, doch untersag' ich's Dir, die letzte stufenweise und nach einem bestimmten Zeitmaaße steigen und sinken zu lassen. (8) Oder mögtest Du Dich doch auch belehren lassen, wie Du spaziren sollst, und jene Meister annehmen, die der Hunger neue Künste gelehrt hat? (9) Es wird sich schon einer finden, der Deine Schritte regelt, Deine Kinnladen beym Essen beobachtet, und dreist so weit gehen wird, (10) als ihn das Vertrauen auf Deine Geduld führt. — „Wie aber? Soll man denn sofort mit lautem Rufen und mit der höchsten Anstrengung der Stimme anfangen?" — Es ist so natürlich, allmählig lebhaft zu werden, daß auch Streitende im Tone der ruhigen Unterredung anheben, dann zum lauten Schreyen übergehen. Niemand ruft sofort Himmel und Erde zu Zeugen an. Je nachdem also die Regung des Herzens es Dir eingiebt, und Stimme und Brust es leiden, bestreite bald heftiger, bald gelassener das Laster. Gemäßigt senke sich die Stimme, wenn Du sie anhältst, und gleichsam zurückrufst, hernieder, statt herab zu fallen. Sie halte das Mittel, wie der, der sie lenkt und tobe nicht roh und bäurisch. Denn es ist nicht darauf abgesehen, die Stimme, sondern durch die Stimme sich zu üben. (11) — So hab' ich Dir denn keine kleine Arbeit abgenommen! (12) Ich verbinde mit dieser Wohlfahrt noch eine kleine Gabe, ein liebliches Angebinde. Es ist dieser treffliche Grundsatz:

„Das Leben des Thoren ist freudenleer, ängstlich, ganz auf's Künftige gerichtet.“ — Du fragst, wer das sage? — Derselbe, der das Obige. (13) Wer, meynst Du nun, daß hier ein Thor genant werde? Baba und Ixion? (14) Nicht also! Wir heißen so, die eine blinde Begierde zum Schädlichen, wenigstens uns nie Sättigendem fortreißt; die wir, wenn uns etwas genügen könnte, uns bereits hätten genügen lassen; die wir nicht bedenken, wie angenehm es sey, nichts zu fordern, wie groß es sey, volle Genüge zu haben und nicht vom Schicksale abzuhängen. Beherzige denn oft, Lucil, wie viel Du schon erreicht hast. (15) Wenn Du siehst, wie viele Dir voraus sind; so bedenke, wie viele hinter Dir sind. Willst Du dankbar seyn gegen die Götter und gegen Dein Geschick; so bedenke, wie vielen Du vorbeygekommen. Doch was gehn Dich andre an? — Du bist Dir selbst vorgeeilt. (16) Setze Dir ein Ziel, welches Du nicht überschreiten könnest, wenn Du auch wolltest: (17) einmal werden sie doch entweichen, jene tückischen Güter, welche den Hoffenden mehr sind, als den Besitzern. Wäre in ihnen etwas Gediegenes; so würden sie endlich einmal sättigen: so aber reitzen sie den Durst der Schöpfenden, und laden ein durch blendenden Schein. Besser, ich erhalte es von mir, das, was der Zukunft ungewisses Loos mit sich bringt, nicht zu erbitten, als vom Schicksal, es mir zu gewähren. Warum sollt' ich's auch, der menschlichen Gebrechlichkeit vergessend, erbitten? — Ich sollte zusammenscharren? Wozu? — Mich abqrbeiten? — Sieh', dieser Tag ist der letzte; und wär' er's nicht; so ist er doch dem letzten nahe!

Sechszehnter Brief.

Die Philosophie muß unser Leben regieren, wie wir auch über speculative Gegenstände denken.

Ich weiß, es leuchtet Dir ein, mein Lucil, daß niemand glückselig, ja nur erträglich leben kann, ohne Studium der Philosophie und daß ein glückseliges Leben die Wirkung der vollendeten Weisheit ist, wie ein erträgliches schon der begonnenen. Aber das, was einleuchtet, muß auch befestigt und durch tägliche Ueberlegung tiefer eingedrückt werden. Es kostet mehr Mühe, Vorsätze zu bewahren, als sich Gutes vorzusetzen. (1) Man muß ausharren und durch anhaltendes Studium die Kräfte mehren, bis das Gemüth gut wird, wie der Wille gut ist. Du hast bey mir nicht viele Worte nöthig, keine Bekräftigungen, keine Weitläuftigkeiten; ich sehe, daß Du schon weit gekommen bist. Ich weiß, woher das, was Du schreibst, kommt; es ist nicht gefälscht, noch gefärbt. Ich will indeß sagen, was ich denke. Schon heg' ich Deinetwegen Hoffnung, noch nicht Zuversicht. Ich wünsche, daß Du eben das thuest. Du darfst Dir nicht rasch und leicht trauen: untersuche, erforsche Dich vielfältig und beobachte Dich. Darauf achte vor Allem, ob Du in der Philosophie, oder im Leben selbst (2) weiter gekommen seyst? Die Philosophie ist kein Kunststück fürs Volk, oder zum Prunke geeignet; sie besteht nicht in Worten, sondern in Thaten. Auch wird sie nicht gebraucht, um mit einer gewissen Behaglichkeit die Zeit hinzubringen, um unsre Muße vor langer Weile zu sichern; die Seele bildet und bearbeitet sie, unser Leben ordnet sie, unser Thun regiert sie, was zu thun, was zu unterlassen ist, zeigt sie; sie sitzt am Ruder und lenket die mißliche Fahrt der auf

des Lebens Fluthen Schwebenden. Ohne sie ist niemand sicher. Unzählige Dinge ereignen sich zu jeder Stunde, die Rath erfordern, der bey ihr zu suchen ist. Vielleicht sagt jemand: Was nützt mir die Philosophie, wenn es ein Verhängniß giebt? Was nützt sie, wenn ein Gott Regierer ist? Was nützt sie, wenn der Zufall herrscht? Denn weder läßt sich das Gewissen ändern, noch Vorkehrungen treffen gegen das Ungewisse, wenn entweder Gott meinem Entschluß zuvorgekommen ist, und beschlossen hat, was ich thun soll, oder das Schicksal meinem Entschluß nichts überlassen hat. — Was aber auch, mein Lucil, hiervon, oder wenn es auch alles zugleich der Fall ist — philosophiren müssen wir! Mag uns durch unabbittliche Gesetze das Verhängniß fesseln, oder ein allwaltender Gott alles anordnen, oder der Zufall die menschlichen Angelegenheiten ohne Ordnung treiben und hin und herwerfen; die Philosophie muß uns schützen. Sie wird uns ermahnen, Gott willig zu gehorchen, dem Schicksal hartnäckig zu widerstehen; sie wird uns lehren, Gott folgen, den Zufall tragen. Doch ich darf jetzt nicht zu der Untersuchung übergehen, was wir vermögen, wenn eine Vorsehung das Regiment behauptet, oder wenn uns die Kette des Schicksals gefesselt fortschleppt, oder wenn unerwartete, unvorbereitete Zufälle herrschen; ich komme darauf zurück, Dich zu erinnern und zu ermuntern, daß Du Deinem Eifer nicht sinken und erkalten lassest. Bestimme ihn und halt' ihn fest, damit zur Stimmung werde, was lebhafte Aufwallung ist.

Schon vom Anfang an hast Du, wenn ich Dich recht kenne, Dich darnach umgesehen, welche kleine Gabe dieser Brief Dir wohl mitbrächte. — Durchsuch' ihn und Du wirst sie finden. Du darfst meine Großmuth eben nicht bewundern; noch immer ist's Fremdes, womit ich freygebig bin. Warum aber nannt' ich's Fremdes? Was ir-

gend jemand Gutes sagte, ist mein. So auch das Folgende, von Epikur Gesagte: „Wenn Du nach der „Natur lebst, wirst Du nie arm seyn; wenn nach dem „Wahn, nie reich.“ — Ein Geringes verlangt die Natur, der Wahn Unermeßliches. Es häufe sich bey Dir alles, was viele Begüterte besitzen; das Schicksal erhebe Dich über die Gränze des Privatvermögens; es bedecke Dich mit Gold, kleide Dich mit Purpur, und bringe Dich zu solchem Wohlleben und Ueberfluß, daß Du die Erde unter Marmorsteinen verbergest, und nicht bloß Reichthum haben; sondern darauf treten könnest; es mögen Statüen und Gemählde und was sonst irgend eine Kunst für den Luxus gearbeitet hat, hinzukommen: — das wird Dich Größeres nur begehren lehren. Die natürlichen Bedürfnisse sind begrenzt; die aus irrigem Wahn entspringenden, haben nicht, wo sie aufhören, denn ohne Grenze ist das Irrige. Wer auf einem Wege geht, hat irgend ein Ziel; der Irrweg ist endlos. Ziehe Dich vom Eingebildeten zurück; und wenn Du wissen willst, ob Deine Wünsche eine natürliche, oder eine blinde Begierde zum Grunde habe; so untersuche, ob sie irgendwo still stehen können: wenn Dir nach langem Fortgehn immer noch etwas Entfernteres übrig bleibt; so wisse, daß das nicht natürlich ist. (3)

Siebzehnter Brief.

Strebe unverzüglich und mit Hintansetzung alles Andern nach Weisheit.

Wirf das alles (1) hin, wenn Du weise bist, oder vielmehr damit Du weise werdest, und eile in vollem Lauf und aus allen Kräften einem tugendhaften Sinne zu. Ist etwas, das Dich festhält; so wickele Dich los, oder zerschneide es. Mich halten, sagst Du, meine Vermögensumstände auf; diese wünsche ich so einzurichten, daß sie mir, ohne daß ich mich mit Geschäften befasse, genügen, daß weder die Armuth mir zur Last sey, noch ich irgend jemand. Wenn Du so sprichst, so scheinst Du die Macht und Gewalt des Gutes, worauf Du denkst, nicht zu kennen, und wenn Du auch im Allgemeinen recht gut einsiehst, wie viel die Philosophie nützt; so durchschaust Du doch die Sache noch nicht genau genug im Einzelnen; und weißt noch nicht, wie viel sie uns überall hilft, wie sie uns, mit Cicero's Worten zu reden, sowohl in den wichtigsten Dingen behülflich ist, als auch sich zu den geringfügigsten herabläßt. Auf mein Wort, ziehe sie zu Rathe! Sie wird Dir's abrathen, am Rechentische zu sitzen. Was Du suchst, und was Du durch jenen Aufschub erlangen willst, ist — daß Du die Armuth nicht zu fürchten habest. Wie aber, wenn sie zu wünschen wäre? Viele hinderte Reichthum am Philosophiren; Armuth ist ohne Gepäck außer Gefahr. Ertönt die Trompete? — Sie weiß, daß es ihr nicht gilt; (2) entsteht irgend ein Lärmgeschrey? (3) Sie denkt darauf, wie sie entkomme, nicht was sie fortbringe. Geht es zu Schiffe; so ist kein Geräusch im Hafen; nicht setzt eines Einzigen Gefolge die Küsten in Unruhe; sie umringt keine

Schaar von Sklaven, zu deren Fütterung man Landschaften jenseits des Meers Fruchtbarkeit wünschen muß. (4) Leicht ist's, einige wenige Magen (5) zu füttern, die, gut zugelehrt, (6) nichts weiter verlangen, als gefüllt zu werden. Wenig kostet der Hunger, viel die Leckerey. Die Armuth begnügt sich, dringende Bedürfnisse zu befriedigen. Was ist's denn, weshalb Du diese Hausfreundin verschmähen wolltest, deren Lebensweise der vernünftige Reiche nachahmt? Willst Du ganz für Deinen Geist leben; so mußt Du entweder arm, oder dem Armen ähnlich seyn. Man kann nicht mit Nutzen studiren, ohne sich der Frugalität zu befleißigen; Frugalität ist aber freywillige Armuth. Hinweg denn mit solchen Entschuldigungen. „Noch hab' ich nicht so viel, als hinreicht; wenn ich bis auf die Summe gekommen seyn werde, dann will ich mich ganz der Philosophie widmen." — Aber nichts sollte man sich früher verschaffen, als dies: was Du aussetzest, und nach andern Dingen anschaffest, damit solltest Du anfangen. (7) Ich will mir, sagst Du, zu leben verschaffen. — Lerne auch zugleich Dir's anschaffen. Hindert Dich etwas, gut zu leben; gut zu sterben, hindert Dich nichts. Armuth darf uns nicht von der Philosophie abziehen, nicht einmal Dürftigkeit; denn wer zu ihr eilt, muß selbst Hunger ertragen, den einige bey Belagerungen ertragen haben. Und was anders war der Lohn für dieses Erdulden, als — nicht in des Siegers Willkühr zu fallen? Wie viel größer ist derjenige, mit welchem eine immerwährende Freyheit, Erlösung von aller Furcht vor Menschen, selbst vor Gott, verheißen wird. Dazu sollte man auch hungernd zu gelangen suchen. Heere haben an allen Dingen Mangel gelitten, von wilden Wurzeln gelebt, und mit Dingen, die man sich zu nennen entsieht, ihren Hunger hingehalten. Dies alles litten sie, was am mehrsten zu verwundern ist, für eines andern Herrschaft; und jemand sollte Bedenken tragen, die Armuth zu erdulden, um sei-

nen Geist vom Wahnsinne (8) zu befreyen? Man braucht also nicht erst zu erwerben; man darf zur Philosophie auch ohne Zehrpfennig kommen. So ist's, wenn Du alles erlangt haben wirst; so wirst Du auch die Weisheit haben wollen. Diese wird Dir das letzte Geräth zum Leben, und daß ich so rede, eine bloße Zugabe dazu seyn. Dagegen, wenn Du schon etwas besitzest, so philosophire schon jetzt; denn woher weißt Du, ob Du nicht schon zu viel hast? — wo nicht; so suche dieses eher, als alles Andre. — „Aber es wird am Nothdürftigen mangeln!" — Erstlich wird es daran nicht mangeln, weil die Natur sehr wenig verlangt; der Weise aber nach der Natur sich bequemt. Sollte aber die äußerste Noth eintreten; so wird er unverzüglich aus dem Leben eilen, und aufhören, sich beschwerlich zu seyn. Hat er nur ein Geringes und Weniges, um sein Leben zu fristen; so wird er damit fürlieb nehmen und, ohne Kummer und Unruhe um unnöthige Dinge, dem Magen und dem Körper (9) das Ihrige geben, und die Geschäftigkeit der Reichen und das Rennen der Reichthum Suchenden, furchtlos und froh verlachen und sagen: Wozu hältst Du Dich selbst so lange auf? Willst Du auf den Zinsenertrag warten, oder auf einen Handelsvortheil, oder auf das Testament eines begüterten Greises, da Du sogleich reich werden kannst? Die Weisheit vertritt die Stelle der Schätze; wem sie dieselben entbehrlich macht, dem schenkt sie sie. Doch dies bezieht sich auf Andre: Du näherst Dich Reichen. Versetze Dich in ein andres Zeitalter — und Du hast zu viel. In jedem Zeitalter ist so viel, als genug ist.

Ich könnte hier schließen, wenn ich Dich nicht verwöhnt hätte. Die parthischen Könige darf keiner begrüßen, ohne ein Geschenk mitzubringen; von Dir kann man nicht unentgeldlich Abschied nehmen. Und was giebt's? Ich entlehne vom Epikur. — „Vieler Elend ward

durch erworbenen Reichthum nicht gehoben; sondern bloß geändert." — Mich wundert das nicht, denn der Fehler liegt nicht in den Dingen; sondern in der Seele selbst. Das, was die Armuth drückend machte, wird auch den Reichthum drückend machen. Wie es völlig dasselbe ist, ob Du einen Kranken in ein hölzernes, oder in ein goldenes Bett legst; — denn wohin Du ihn auch bringst, seine Krankheit bringt er mit: so macht es nichts aus, ob eine kranke Seele in Reichthum, oder in Armuth versetzt wird; ihr Uebel folgt ihr. —

Achtzehnter Brief.

Mäßigkeit des Weisen in Zeiten herrschender Ueppigkeit. Freygewählte Uebungen der Enthaltsamkeit.

Wir sind jetzt im Decembermonat, in welchem die Stadt viel Schweiß vergießt. (1) Die Ueppigkeit ist privilegirt; alles ertönt von ungeheuren Zurüstungen, als wäre zwischen Saturnalien und Geschäftstagen ein Unterschied. (2) Das ist so wenig der Fall, daß mir derjenige nicht unrecht zu haben scheint, welcher sagte, ehemals sey der December ein Monat gewesen, jetzt ein Jahr. Wenn ich Dich hier hätte; so mögt' ich mich gern mit Dir darüber besprechen, was Du fürs Beste hieltest — in unsrer Tagesordnung nichts zu rühren, oder — um gegen die herrschende Sitte nicht allzusehr abzustechen, gleichfalls fröhlicher zu speisen und die Toga abzulegen? Denn jetzt wechseln wir ja, was sonst nur bey Tumulten und in traurigen Zeitläuften (3) zu geschehen pflegte, um des Vergnü-

gens und der Festtage willen unsre Kleider. Kenne ich Dich recht; so würdest Du, hättest Du die Rolle eines Schiedsrichters übernommen, erklärt haben: wir dürften dem Hutbedeckten Haufen (4) weder in Allem ähnlich, noch in Allem unähnlich seyn, wenn wir nicht vielleicht vorzüglich in diesen Tagen unser Herz beherrschen müssen, damit es allein sich dann der Wollüste enthalte, während der ganz große Haufe darin versinkt. Man erhält einen sehr zuverlässigen Beweis seiner Festigkeit, wenn man den Schmeicheleyen und Lockungen der Ueppigkeit weder entgegen geht, noch sich entgegen führen läßt. Es verräth vielmehr Stärke, während das Volk sich berauscht und überfüllt, nüchtern und mäßig zu bleiben; mehr Selbstbeherrschung, sich weder auszuschließen und abzustechen, noch sich zu allen zu gesellen, und wohl dasselbe, aber nicht auf dieselbe Art zu thun. Denn man kann ohne Ueppigkeit einen Festtag begehen. Uebrigens mögt' ich so gern die Festigkeit Deines Gemüths prüfen, daß ich, nach der Vorschrift großer Männer, auch Dir die Regel empfehle; mitunter einige Tage festzusetzen, an welchen Du, zufrieden mit sehr weniger und gemeiner Speise, mit grober und rauher Kleidung, zu Dir sagest: Ist es das, was ich fürchtete? — Bey völliger Sicherheit mache sich das Gemüth auf Gefahren gefaßt und stärke sich gegen die Beleidigungen des Schicksals beym Genuß seiner Wohlthaten. Der Krieger greift an, ohne einen Feind zu haben, wirft Verschanzungen auf, und mattet sich ab unter überflüssiger Anstrengung, damit er der nothwendigen gewachsen sey.

Wer, wenn es gilt, nicht zittern soll, muß, eh' es gilt, geübt werden. Diesen Grundsatz befolgten diejenigen, welche monatlich die Armuth nachahmten, (5) ja fast dem Mangel nahe kamen, um nie vor dem zu erbeben, was sie oft gelernt hatten. Glaube nun aber ja

nicht, ich wolle Dich zu jenen mäßigen Mahlzeiten und in jene Keller der Armen führen, und womit sonst die Ueppigkeit, des Reichthums überdrüßig, spielt. (6) Es soll wirklich eine gemeine Ruhebank, ein grobes Gewand, hartes, schwarzes Brodt seyn! Dies ertrage drey bis vier, zuweilen mehrere Tage, nicht zum Spiel, sondern zur Probe. Denn wahrlich, mein Lucil, wirst Du frohlocken, wenn Du, für zwey Aß gesättigt, einsehen wirst, daß man, um sich satt zu essen, das Schicksal nicht braucht; denn was zum Nothwendigen gehört, muß es auch zürnend geben. Doch darfst Du eben nicht glauben, damit viel zu thun: denn Du wirst nur das thun, was viele tausend Sklaven, viele tausend Arme auch thun. Sofern achte Dich, als Du es ungezwungen thust. Es wird Dir eben so leicht werden, dergleichen allezeit zu ertragen, als es zuweilen zu versuchen. Wir müssen uns am Pfahl üben (7) und uns, damit das Schicksal uns nicht unvorbereitet überrasche, mit der Armuth vertraut machen. Wir werden im Reichthum furchtloser leben, wenn wir gelernt haben, wie wenig drückend Armuth ist. Epikur, jener Meister in der Kunst des frohen Lebensgenusses, hatte gewisse Tage, an welchen er seinen Hunger sehr kärglich stillte; um zu erfahren, ob dann an einem vollkommenen, vollendeten Vergnügen ihm etwas fehlte, oder wie viel daran fehlte, und ob dies werth sey, daß man es mit großer Mühe ersetze. Wenigstens sagt er dies in den Briefen, welche er, als Charinus Archon war, an Polyän geschrieben hat. Ja er rühmt sich, für nicht völlig einen Aß sich zu beköstigen; Metrodor, der noch nicht so weit gekommen sey, brauche einen ganzen. Meynst Du, daß bey dieser Lebensart Sättigung statt finden könne? Ja, sogar Vergnügen; nicht aber jenes gehaltlose, flüchtige, oft der Erneurung bedürfende Vergnügen; sondern ein beständiges und zuverlässiges. Denn Wasser und Graupen, oder ein Stück Gerstenbrodt, sind eben nichts Liebliches;

aber es ist das größte Vergnügen, auch an dem Vergnügen finden, und mit demjenigen sich behelfen zu können, was uns keine Ungunst des Schicksals entreißen kann. Selbst im Kerker giebt es reichlichere Nahrung. Auch die, welche auf den Tod sitzen, speiset der Scharfrichter nicht so kärglich. Welche Seelengröße, sich freymüthig auf dasjenige herunter zu setzen, was sogar zum Tode Verurtheilte nicht zu fürchten haben! — Das heißt die Pfeile des Schicksals auffangen! — Fange denn an, mein Lucil, die Weise dieser Männer zu befolgen, und bestimme einige Tage, an welchen Du Dich von Deinen Gütern entfernst und Dich mit dem Wenigsten befreundest. (8) Fange an, mit der Armuth umzugehen.

„Wag' es, Freund, den Reichthum zu verachten;
„Bilde Gottes würdig Dich." (9)

Niemand ist Gottes würdig, als wer den Reichthum verachtet. Ihn zu besitzen, untersag' ich Dir nicht; aber bewirken will ich, daß Du ihn ohne Furcht besitzest, wozu Du einzig dann gelangen wirst, wenn Du Dich überzeugst, auch ohne ihn glückselig leben zu können, und wenn Du ihn stets als vergänglich ansiehst.

Doch ich muß meinen Brief zusammenlegen. — „Erst, sagst Du, bezahle Deine Schuld!" — Ich weise Dich auf Epikur an: er wird die Zahlung leisten. „Unmäßiger Zorn erzeugt Wahnsinn." Wie wahr dies sey, mußt Du wissen, da Du einen Sklaven und einen Feind gehabt hast. Doch entbrennt dieser Affekt gegen alle Arten von Personen; er entsteht sowohl aus Liebe, als aus Haß, nicht weniger bey Ernst, als bey Spiel und Scherz. Auch kommt es nicht darauf an, aus wie großer Ursache er entspringt, als in welches Gemüth er dringt. So liegt nichts daran, wie groß ein Feuer sey, sondern wohin es fällt; denn feste Körper nehmen es nicht auf, wie groß

es sey; dürre, feuerfangende Stoffe hingegen nähren auch das Fünkchen bis zur Brunst. So ist's, mein Lucil, unbändiger Zorn endet in Wuth, und man muß daher den Zorn meiden, nicht um der Mäßigung; sondern um der Gesundheit (10) willen.

Neunzehnter Brief.

Ermunterung, eine philosophische Muße zu suchen.

Ich bin entzückt, so oft ich Briefe von Dir erhalte; denn sie erfüllen mich mit guter Hoffnung; schon versprechen sie mir nicht bloß, sondern verbürgen mir Gutes von Dir. Thue folgendes, ich bitte, ich beschwöre Dich; denn was hab' ich besseres, warum ich meinen Freund bitten könnte, als was ich für ihn erbitten will? — Kannst Du, so entziehe, wo nicht, so entreiße Dich jenen Beschäftigungen. (1) Wir haben Zeit genug versplittert; laß uns im Alter anfangen, aufzubrechen. Kann es uns Unwillen zuziehen? — Wir haben auf der See gelebt, laß uns im Hafen sterben. Ich mögte Dir freylich nicht rathen, Dir einen Namen durch Deine Muße zu machen; (2) mit der Du weder prahlen, noch sie verbergen sollst. Indem ich den Unsinn des menschlichen Geschlechts verdamme, will ich Dich doch keinesweges in die Dunkelheit und zur Vergessenheit verbannt wissen. Sorge dafür, daß Deine Muße nicht hervorrage, aber sichtbar sey. Diejenigen, welche noch keinen, oder so eben erst einen Lebensplan entworfen haben, mögen zusehen, ob sie ihr Leben in der Dunkelheit zubringen wollen; Dir steht das nicht frey. Dich hat die frische Kraft Deines Geistes, Dich

haben Deine geschmackvollen Schriften, glänzende und angesehene Verbindungen in das große Publikum eingeführt; so bekannt ist der Name, den Du Dir erwarbst. Magst Du am Ende untertauchen und Dich gänzlich verbergen: doch wird die frühere Zeit Dich sichtbar machen. Im Dunkel kannst Du nicht bleiben! Von dem vormaligen Lichte wird immer viel Dir folgen, wohin Du auch fliehst. Ruhe kannst Du Dir verschaffen, ohne Dich jemandes Haß, oder der Sehnsucht und Gewissensbissen auszusetzen. Denn was wirst Du verlassen, das Du ungern verlassen zu haben denken könntest? Clienten? — Keiner von ihnen geht Dir nach, sondern dem, was er von Dir hofft? Freunde? Vor Alters ward die Freundschaft gesucht, jetzt Beute! Verlassene Greise (3) werden ihr Testament ändern? Wer Dir den Hof gemacht, wird an andre Thüren gehen? Eine wichtige Sache kann nicht wohlfeil seyn! Erwäge, ob Du lieber Dich, oder etwas von dem Deinen aufgeben willst? Ach! daß es Dir vergönnt gewesen wäre, in dem Stande alt zu werden, worin Du geboren wurdest; daß Dich das Schicksal nicht empor gehoben hätte! Weit aus den Augen ward ein heilsames Leben (4) Dir gerückt durch schnelles Glück, eine Provinz, eine Procuratur, und was sonst für Ehrenstellen diese versprechen. (5) Noch größere Aemter warten hiernächst Deiner, und immer noch andere. Wo soll das Ende seyn? Willst Du warten, bist Du nichts mehr hast, was Du wünschen kannst? Die Zeit wird nie kommen! Wie es mit der Reihe von Ursachen ist, deren Verknüpfung das Fatum ausmacht; so mit den Begierden; das Ende der einen ist der Anfang der andern. Du bist in ein Leben geworfen, welches Deinem Elende und Deiner Knechtschaft nie von selbst ein Ziel setzen wird. Entziehe den abgeriebenen Nacken dem Joche! Besser er werde einmal abgehauen, als immer gedrückt. Ziehst Du Dich ins Privatleben zurück; so wirst Du in Allem weniger, aber völlig genug

haben; jetzt aber sättigt Dich noch so vieles, nicht, was von allen Seiten Dir zufließt. Was aber willst Du lieber, bey Mangel Sättigung, oder bey Ueberfluß Hunger? Ein großes Glück ist selbst habgierig, und fremder Habgier ausgesetzt. So lange Dir nichts genügt, wirst Du auch andre nicht genügen. (6) — Aber wie soll ich hier heraus kommen? sagst Du. — Gleichviel, wie? Bedenke, wie viele Wagnisse Du um des Geldes, wie viel Anstrengungen Du um der Ehre willen bestandest! Etwas mußt Du auch für die Muße wagen, oder Du mußt unter den Sorgen der Procuratur, und nachher der Stadt-Aemter (7) im Getümmel und auf immer neuen Fluthen ergrauen, denen man durch keine Mäßigung, durch kein ruhiges Leben zu entfliehen vermag. Denn was kömmt darauf an, ob Du ruhig seyn willst? Dein Stand will es nicht! Was nun, wenn Du ihm noch höher zu steigen erlaubst? Deine Furcht wird um eben so viel zunehmen, als Dein Glück. Ich will Dir hier einen Ausspruch Mäcens anführen, dem die Folter selbst (8) die Wahrheit auspreßte. „Die Höhe selbst donnert das Höchste an.“ (9) Fragst Du, in welchem Buch' er das gesagt habe? — In dem, welches den Titel Prometheus führt. Er wollte sagen: Der Donner trifft die Höhen. Ist denn irgend eine Macht groß genug, um so berauscht zu reden? Mäcen war ein geistvoller Mann, der ein Muster römischer Beredsamkeit abgegeben haben würde, wenn sein Glück ihn nicht entnervt, oder vielmehr entmannt hätte. Dies wird zuletzt auch Dein Loos seyn, wenn Du nicht jetzt schon die Segel einziehst, und, (was jener ernstlich wollte), (10) der Küste nahe bleibst.

Ich hätte vermittelst dieser Sentenz Mäcens mit Dir abrechnen können: aber Du wirst mir, wenn ich Dich recht kenne, Einwendungen machen, und meine Schuld nicht anders, als in schwerer, guter Münze empfangen

wollen. Da die Sachen so stehen, muß ich vom Epikur borgen. — „Man muß sich, sagt er, eher darnach umsehen, mit wem, als was? man ißt und trinkt.“ — Denn ohne Freund essen, heißt wie Löwe und Wolf leben. Das wird nicht Dein Fall seyn, (11) wenn Du Dich nicht zurückziehst; widrigenfalls wirst Du bloß Gäste haben, welche der Nomenclator (12) aus dem Haufen der Aufwartenden aussondert. Der aber irrt sehr, welcher den Freund im Vorsaale sucht, beym Gastmahl erprobt. Das größte Unglück für einen, von Staatsgeschäften und Gütern umringten, Mann ist, daß er glaubt, die seyen seine Freunde, deren Freund er nicht ist, indem er seine Wohlthaten für wirksam genug hält, sich Freunde zu gewinnen, da doch manche die am meisten hassen, denen sie am meisten verdanken. Die kleine Schuld macht einen Schuldner, die große einen Feind. Wie aber macht man sich Freunde durch Wohlthaten? Das thut man, wenn man die Empfänger wählen darf; wenn man sie austheilt, nicht ausstreut. (13) Mithin benutze, während Du beginnst, Deiner recht mächtig zu werden, folgenden Rath der Weisen: „Glaube, es kommt mehr darauf an, wem, als was, Du giebst.“

Zwanzigster Brief.

Unsre Philosophie muß sich in unserm ganzen Leben bewähren und uns mit uns selbst in eine vollkommene Uebereinstimmung bringen.

Wenn Dir wohl ist, und Du Dich werth achtest, einst der Deinige (1) zu werden; so freut mich's; denn mein wird

der Ruhm seyn, Dich dem Strudel, worin Du ohne Hoffnung zu entkommen, umhergeworfen wirst, entrissen zu haben. Darum aber, mein Lucil, bitte und ermahn' ich Dich, daß Du die Philosophie in die Tiefe Deines Herzens dringen lässest, und die Probe Deiner Fortschritte nicht aus Deinen Reden, oder Schriften; sondern aus der Festigkeit Deiner Seele und aus der Verminderung Deiner Begierden hernehmest. Die Rede bewähre durch die That. Ein andres Ziel haben Declamatoren, welche nach dem Beyfall eines Zuhörerkreises haschen; ein andres diejenigen, welche die Ohren von Jünglingen und Müßiggängern durch einen abwechselnden, geläufigen Vortrag unterhalten. Handeln lehrt die Philosophie, nicht reden und dringt darauf, daß jeder nach ihrer Vorschrift lebe, damit das Leben der Rede nicht widerspreche, und das Leben selbst, frey von widersprechenden Handlungen, Eine Farbe habe. Das wichtigste Geschäft und Kennzeichen der Weisheit ist, daß die Werke mit den Worten übereinstimmen, und man sich überall gleich und stets derselbe bleibe. Wer wird das leisten? — Wenige; doch einige. Dies ist schwer. Auch sag' ich nicht, der Weise werde immer Einen Schritt, sondern Einen Weg halten. Gieb daher Acht, ob etwa Deine Kleidung und Wohnung nicht zu einander passen? ob Du freygebig gegen Dich, filzig gegen die Deinigen seyst? ob Du mäßig speisest, verschwenderisch bauest? Ergreife ein- für allemal eine Richtschnur, und gleiche darnach Dein ganzes Leben aus. Einige ziehen sich daheim zusammen, draußen dehnen und strecken sie sich aus. Ein Fehler ist diese Ungleichheit und ein Zeichen eines wankenden Gemüthes, dem es noch an Haltung fehlt. Soll ich auch noch die Ursache jener Unbeständigkeit und Unähnlichkeit der Handlungen und Absichten angeben? Niemand setzt sich vor, was er eigentlich will, noch beharrt er dabey, wenn er sich's vorsetzt; sondern springt davon ab. Ja man ändert sich nicht bloß, sondern kehrt um und fällt

wieder auf das, was man verlassen und verworfen hatte. Um daher die alten Definitionen der Weisheit bey Seite zu setzen und den ganzen Plan des Menschenlebens zu umfassen, darf ich mit der folgenden zufrieden seyn: Was ist Weisheit? Immer dasselbe wollen und dasselbe nicht wollen. Man braucht jene Clausel nicht beyzufügen, daß das, was man will, recht seyn müsse. Keinem Menschen kann etwas, außer dem Rechten, allezeit gefallen. Die Menschen aber wissen nicht, was sie wollen, als in dem Augenblick, da sie wollen; im Allgemeinen setzt niemand über sein Wollen, oder Nichtwollen etwas fest. Täglich ändert man seine Meynung und verwandelt sie ins Gegentheil, und die Menschen bringen ihr Leben spielend hin. Verfolge denn eifrig, was Du angefangen hast, und vielleicht gelangst Du zum Höchsten oder dahin, wovon Du allein einsiehst, es sey noch nicht das Höchste. Was wird aber, sagst Du, aus dieser Heerde von Hausfreunden? — Diese Heerde wird sich selbst weiden, wenn Du sie nicht mehr weidest, oder Du wirst das, was Du durch Deine Wohlthaten nicht erfahren kannst, durch die der Armuth erfahren. Sie wird die wahren und zuverlässigen Freunde festhalten; entweichen wird jeder, der nicht Dir, sondern etwas Anderem nachging. Solltest Du aber nicht schon deswegen allein die Armuth lieb gewinnen, weil sie kund macht, von wem Du geliebt wirst? O wann wird jener Tag kommen, an welchem niemand Dir zu Ehren lügen wird! (2) Darauf müssen denn alle Deine Gedanken gerichtet seyn, dafür sorge, das wünsche, alle anderen Wünsche der Gottheit erlassend, daß Du mit Dir selbst, und mit dem, aus Dir erwachsenden, Guten zufrieden seyst. Welche Glückseligkeit kann der göttlichen näher kommen? Schränke Dich auf das Kleine ein, das Du nicht verlieren kannst, und daß Du dies williger thuest, dazu wird der, zu diesem Briefe gehörige, Tribut beytragen, den ich sogleich erlegen will. Du magst immer scheel dazu sehen — auch diesmal wird

Epikur

Epikur gern für mich zahlen. — „Erhabener, glaube mir, wird Deine Rede zu tönen scheinen auf dem Strohlager und in Lumpen; denn es wird da nicht bloß etwas gesagt; sondern bewiesen." — Ich wenigstens höre, was unser Demetrius (3) sagt, ganz anders, wenn ich ihn entblößt, ja gar nicht einmal auf einer Streu liegen sehe. Er ist mir denn kein Lehrer, sondern ein Zeuge der Wahrheit. Wie aber? darf man nicht Reichthümer, die einem im Schooße liegen, (4) verachten? Warum sollte man das nicht dürfen? Und zwar ist der ein Mann von hohem Sinne, der, von ihnen umringt, sich lange und höchlich wundert, daß sie zu ihm gekommen, sie verlacht und mehr hört, als fühlt, daß sie ihm gehören. Es ist viel, durch die Hausgenossenschaft des Reichthums nicht verdorben zu werden. Der ist groß, welcher bey Reichthum arm ist; aber gefahrloser, wer keinen Reichthum besitzt. Ich weiß nicht, sagst Du, wie jener die Armuth ertragen würde, wenn er hinein geriethe. Und ich, Epikurs Herold, (5) weiß nicht, ob jener Arme den Reichthum verachten würde, wenn er hinein geriethe. Bey beyden also muß man die Gesinnung würdigen und darauf sehen, ob sich jener nach der Armuth bequemt, ob dieser sich nach dem Reichthum nicht bequemt? Ein Strohlager, ein Lumpenrock ist ein schwacher Beweis eines veredelten Willens, wenn es sich nicht zeigt, daß jemand dergleichen nicht erduldet, weil er muß, sondern weil er will. Es zeugt übrigens von großer Anlage, zu dergleichen (6) nicht hinzueilen, als zu dem Besseren; sondern sich darauf gefaßt zu machen, als auf etwas Leichtes. Auch sind solche Dinge wirklich leicht, mein Lucil, und wenn Du Dich ihnen wohl vorbereitest näherst, sogar angenehm. Bey ihnen nämlich findet sich Furchtlosigkeit, ohne welche nichts angenehm ist. Daher halte ich es für nothwendig, was, wie ich Dir schrieb, große Männer oft thaten, einige Tage eintreten zu lassen, an welchen wir uns durch eingebildete Armuth zur

wirklichen vorüben, welches um so mehr geschehen sollte, weil wir durch Wohlleben erschlafft sind und alles für hart und schwer halten. Um so mehr muß der Geist aus dem Schlafe geweckt, und gerüttelt und daran erinnert werden, daß uns die Natur äußerst wenig ausgesetzt habe. Niemand wird reich geboren. Wer das Licht erblickt, der wird angewiesen, mit Milch und Lumpen zufrieden zu seyn. Das ist unser Anfang, und doch fassen uns Königreiche nicht!

Ein und zwanzigster Brief.

Wie gelangt man zu dauerndem Ruhme?

Du meynst, die Leute machen Dir Beschwerde, von welchen Du schreibst? — Die mehrste Beschwerde machst Du Dir; Du bist Dir lästig. Du weißt nicht, was Du willst. Du ehrst die Tugend mehr durch Beyfall, als durch Gehorsam. Du weißt, wo Glückseligkeit wohnt; aber zu ihr hin zu gehen, wagst Du nicht. Was Dich denn aber eigentlich aufhält, will ich, da Du selbst es nicht ganz einsiehst, Dir sagen. Du hältst die Dinge, welche Du zurück lassen sollst, (1) für groß, und während Du Dir vorgenommen, in jenen gefahrlosen Zustand (2) überzugehen, fesselt Dich der Glanz dieses Lebens, welches Du aufgeben sollst, gleich als müßtest Du in Niedrigkeit und Dürftigkeit versinken. Du irrst, Lucil; von dieser Lebensweise zu jener geht's aufwärts. Wie Widerschein und Licht verschieden sind, da nämlich dieses eine unversiegbare, eigenthümliche Quelle hat, jenes seinen Glanz erborgt; so auch diese und jene Lebensweise. Die letzte,

durch einen, von außen kommenden Strahl erleuchtet, wird von jedem, der davor tritt, in dichten Schatten gestellt; die erste glänzt in eignem Lichte. Deine Studien werden Dich verherrlichen und adeln. Ich führe Dir Epikurs Beyspiel an. Er schrieb an den Idomeneus, der damals einem strengen Machthaber diente und mit großen Dingen umging: „Wenn Dich der Ruhm reitzt; so werden Dich meine Briefe mehr bekannt machen, als alle jene Vorzüge, die Du suchst und um deren willen Du gesucht wirst.“ Hat er wohl unwahr geredet? Wer würde Idomeneus kennen, wenn nicht Epikur seinen Namen seinen Briefen eingegraben hätte? (3) Alle jene Magnaten und Satrapen und den König selbst, von dem Idomeneus seine Größe borgte, hat tiefes Vergessen begraben. Des Atticus Namen lassen Cicero's Briefe nicht untergehen. (4) Nichts hätte es ihm geholfen, daß Agrippe sein Schwiegersohn, Tiberius der Gatte seiner Enkelin, und Drusus Caesar sein Großenkel war; unter so großen Namen würde man seinen verschweigen, wenn nicht Cicero ihn an den seinigen geknüpft hätte. Der tiefe Strom der Zeit wird sich über uns ergießen; wenige treffliche Köpfe werden sich über denselben erheben, und lange der Vergessenheit widerstehen und ihr Andenken retten, bis endlich auch sie jenes allgemeine Stillschweigen deckt. Was Epikur seinem Freunde versprechen konnte, das verspreche ich Dir auch, Lucil. Ich gelte etwas bey der Nachkommenschaft, ich kann Namen zu langer Dauer mitnehmen. Unser Virgil versprach und gewährt zweyen (5) ein ewiges Gedächtniß:

„O glückseliges Paar! wenn meine Gesäng' es vermögen,
„Euch raubt nimmer ein Tag andenkendem Preise der Nachwelt,
„Weil Aeneas Geschlecht Capitoliums ewigen Felsberg
„Anwohnt, und mit Gewalt obherrscht der romanische Vater.“

Alle, welche das Schicksal zum öffentlichen Leben hervorzog, welche Glieder und Theile einer fremden Macht gewesen, deren Einfluß vermogte viel, deren Haus ward fleißig besucht, so lange sie selbst standen; bald nach ihnen sank auch ihr Andenken dahin. Die Achtung für Genies wächst mit der Zeit; nicht bloß sie selbst werden geehrt; auch Alles, was sich an ihr Andenken knüpft, findet Aufnahme.

Damit Idomeneus nicht umsonst einen Platz in meinem Briefe gefunden habe, soll er denselben aus eignen Mitteln lösen. Ihm schrieb Epikur jene treffliche Sentenz, worin er ihn warnt, den Pythokles auf öffentlichem, gefahrvollen Wege zum Reichthum zu führen. „Willst Du, sagt er, den Pythokles reich machen; so vermehre nicht sein Geld; sondern vermindre seine Begierden.“ Diese Sentenz ist zu deutlich, um einer Erklärung, zu bestimmt, um eines Zusatzes zu bedürfen. Darauf allein mache ich Dich aufmerksam, daß Du diesen Ausspruch nicht bloß auf den Reichthum beziehen dürfest; — worauf Du ihn auch anwendest, er gilt dasselbe! Willst Du den Pythokles ehrenwerth machen; so mußt Du nicht seine Ehrenstellen vermehren, sondern seine Begierden vermindern. Willst Du, Pythokles soll ein immerwährendes Vergnügen genießen; so mußt Du nicht seine Vergnügungen vermehren; sondern seine Begierden vermindern. Willst Du Pythokles alt und das Leben ihm vollständig machen; so mußt Du nicht seine Jahre vermehren; sondern seine Begierden vermindern. — Solche Aussprüche darfst Du nicht für Epikurs Eigenthum halten: — sie sind Gemeingut. (6) Was im Senate zu geschehen pflegt, das sollte man meines Erachtens auch in der Philosophie thun; — wenn jemand gestimmt hat, und ich ihm zum Theil beypflichte; so heiße ich ihn sein Votum theilen, und trete ihm bey. (7) Epikurs auserlesene Sprüche führe ich um so

lieber an, um denjenigen, welche sich, von strafbarer Hoffnung verleitet, dorthin (8) flüchten, welche sich einbilden, einen Deckmantel für ihre Laster zu finden, darzuthun, daß sie, wohin sie auch gehn, tugendhaft leben müssen. Wenn sie zu diesem Gärtchen, und zur Inschrift des Gärtchens kommen: „Fremdling, hier ist gut weilen; hier ist Vergnügen das höchste Gut;“ so wird der gastfreundliche, artige Aufseher dieses Wohnsitzes bey der Hand seyn, und Dich mit Graupen bewirthen; auch reichlich Wasser darreichen und sprechen: „Nun, wirst Du nicht gut bewirthet? In diesem Gärtchen wird der Hunger nicht gereitzt, sondern gestillt, und der Durst nicht durch den Trunk selbst vermehrt; sondern durch ein natürliches und wohlfeiles Mittel gelöscht. In diesem Vergnügen bin ich alt geworden. Ich spreche von den Begierden, die sich nicht vertrösten lassen, denen man etwas geben muß, damit sie nachlassen. Denn was jene außerordentlichen betrifft, die man aufschieben, oder einschränken, oder unterdrücken kann, erinnere ich bloß: Jenes Vergnügen ist natürlich, nicht nothwendig; dem letzten bist Du nichts schuldig; wendest Du etwas daran; so ist das freywillig. Der Magen hört nicht auf Regeln, fordert, mahnt. Doch ist er kein lästiger Gläubiger; mit Wenigem läßt er sich abfinden; man darf ihm nur geben, so viel man ihm schuldig ist, nicht wie viel man kann.

Zwey und zwanzigster Brief.

Wie soll sich der Geschäftsmann zurückziehen?

Du siehst bereits ein, daß Du Dich aus jenen schimmernden und verderblichen Geschäften heraus ziehen solltest: nur fragst Du, wie Du es dahin bringen könnest? — — Manches läßt sich nur an Ort und Stelle angeben. Der Arzt kann nicht schriftlich die Zeit des Essens, oder Badens bestimmen; er muß den Puls fühlen. Ein altes Sprichwort sagt: „Auf dem Kampfplatze faßt der Gladiator seinen Entschluß.“ Die Miene des Gegners, eine Bewegung der Hand, selbst die Biegung des Körpers, alles giebt dem Aufmerksamen einen Wink. Was man gewöhnlich thue, was man thun solle, läßt sich im Allgemeinen schriftlich angeben; dergleichen Rath läßt sich nicht nur Abwesenden, sondern auch der Nachwelt ertheilen; das andre aber, wann oder wie etwas zu thun sey, kann niemand aus der Ferne bestimmen; darüber muß man mit der Sache selbst zu Rathe gehen. Doch nicht bloß gegenwärtig, auch wachsam muß man seyn, um die eilende Gelegenheit wahrzunehmen. Nach ihr nun sieh' Dich um; erblickst Du sie, so ergreife sie, und arbeite mit aller Macht, aus allen Kräften dahin, daß Du Dich von jenen Geschäften losmachest. Und nun merke auf, was ich für einen Spruch thue! Ich bin der Meynung: Du müssest entweder jenes Leben, oder das Leben selbst verlassen. Aber eben so glaube ich: Du müssest dabey leise zutreten, um den schlecht geschürzten Knoten lieber aufzulösen, als abzureißen; doch magst Du ihn, kann er anders nicht gelöset werden, auch abreißen. Niemand ist so feige, daß er lieber immer hängen, als einmal fallen mögte. Einstweilen verwickle Dich, was die Hauptsache

ist, nicht noch mehr; sey zufrieden mit den Geschäften, worin Du Dich eingelassen, oder wie du es lieber angesehen wissen willst, worin Dich der Zufall geworfen. Höher streben darfst Du nicht, oder Du wirst alle Entschuldigung verlieren, und es wird klar werden, daß nicht der Zufall Dich dorthin geworfen. Denn falsch ist, was man zu sagen pflegt: „Ich konnte nicht anders. Wollt' ich nicht; so mußt' ich!" — Niemand muß dem Glücke nachlaufen. Es ist schon etwas, wenn das Glück uns fortzieht, wenigstens, wenn auch nicht zu widerstreben, still zu stehen, und ihm nicht nachzueilen. — Wirst Du's übel nehmen, wenn ich nicht bloß selbst als Rathgeber komme; sondern auch welche mitbringe? — und zwar klügere, als ich selbst bin, an die ich mich bey Berathschlagungen zu wenden pflege.

Ich habe einen Brief Epikurs gelesen, der sich auf diesen Gegenstand bezieht, und an Idomeneus geschrieben ist. Er bittet diesen, so sehr er könne, zu flüchten und zu eilen, ehe eine größere Gewalt dazwischen trete, und ihm die Freyheit raube, sich zurück zu ziehen. Er fügt indeß hinzu: „Er müsse nichts unternehmen, bis er es auf eine passende und zeitgemäße Art thun könne: komme aber diese langerharrte Zeit; so müsse er entspringen. Schlafen dürfe der nicht, der auf die Flucht denke, sagt er, und hofft einen rettenden Ausweg aus der schwierigsten Lage, wenn man nicht eile eh' es Zeit, noch zaudre wenn es Zeit ist. — Vermuthlich verlangst Du nun auch die Meynung der Stoiker zu wissen. Es wird sie niemand bey Dir in den übeln Ruf der Unbesonnenheit bringen; sie sind mehr vorsichtig, als tapfer. Du erwartest vielleicht, man werde so zu Dir sprechen: „Es ist schimpflich, der Bürde nachzugeben; ringe mit der Obliegenheit, die Du einmal auf Dich genommen: der ist kein tapferer, wackerer Mann, welcher die Anstrengung scheut;

sein Muth (1) wächst gerade durch Schwierigkeiten." — So wird man zu Dir sprechen, wenn es der Mühe werth ist, auszuharren, wenn nichts, eines tugendhaften Mannes Unwürdiges, zu thun oder zu leiden ist. Dagegen wird sich der Weise nicht in gewinnsüchtiger, schmählicher Arbeit aufreiben, noch in Geschäften leben um der Geschäfte willen. Auch wird er nicht einmal, wie Du von ihm glaubst, in ehrgeitzige Entwürfe verwickelt, die Wogen derselben lange dulden; sondern wenn er sieht, wie seicht, unsicher, gefahrvoll der Strom ist, auf dem er hin- und hergeworfen wird; so zieht er den Fuß zurück, ohne den Rücken zu kehren, so tritt er allmälig wieder auf festen Boden. Es ist aber leicht, mein Lucil, den Geschäften zu entgehen, wenn man den Lohn der Geschäfte verachtet. Dieser ist's, der uns aufhält und fesselt. — „Wie, so lange genährte Hoffnungen sollt' ich aufgeben? Mitten aus der Erndte sollt' ich weggehn? Niemand sollte mir zur Seite gehen? meine Sänfte sollte ohne Begleitung, mein Vorzimmer leer seyn?" — Das ist's also, wovon die Menschen so ungern zurückweichen! Sie lieben den Lohn des Elends, welches selbst sie verwünschen. Sie beschweren sich über den Ehrgeitz, wie über eine Geliebte, das heißt, wenn man ihren Affect recht betrachtet, sie hassen nicht, sondern launen. Erforsche diejenigen, welche das, was sie wünschten, beweinen und dieselben Dinge meiden zu wollen vorgeben, die sie nicht entbehren können; so wirst Du einsehen, daß sie freywillig in einem Zustande verweilen, den sie lästig und traurig zu finden behaupten. Gewiß, mein Lucil, wenige hält die Knechtschaft, viele halten sie fest. Aber wenn Du die Absicht hast, ihr Joch abzuwerfen und Dir die Freyheit aufrichtig gefällt, und Du bloß in der Hinsicht um Aufschub bittest, daß Du es mögest thun können, ohne Dich immerwährend Sorgen auszusetzen; wie sollte denn nicht die ganze Schaar der Stoiker Dir Beyfall geben? Alle

Zenone und Chrysippe (2) werden Dir zu dem rathen, was weise, edel und wahr ist. Aber wenn Du zögerst, um Dich umzusehen, wie viel Du mitnehmen und mit welcher großen Summe Du Deine Muße versehen könnest; so wirst Du nie den Ausgang finden. Niemand schwimmt mit seinem Gepäcke davon. (3) Erhebe Dich zum bessern Leben, von den Göttern begünstigt, aber nicht so, wie sie die begünstigen, denen sie mit gütiger, wohlwollender Miene ein glänzendes Elend gewähren, wobey sie nur in so fern entschuldigt sind, als jene peinigenden, marternden Gaben — Bittenden verliehen sind. (4)

Schon drückte ich diesem Briefe das Siegel auf. Ich muß ihn wieder öffnen, um ihn mit dem gewöhnlichen Geschenke zu Dir kommen und irgend einen herrlichen Ausspruch mitbringen zu lassen. Und, siehe, da treff' ich einen, von dem ich nicht weiß, ob er mehr wahr, als schön gesagt sey. Von wem? sagst Du! — Von Epikur; denn noch immer nutze ich andrer Leute Gut. — „Alle gehen sie aus dem Leben, als wären sie eben hineingekommen." (5) — Halt' an, wen Du willst, den Jüngling, den Greis, den Mann mittleren Alters; Du wirst sie gleich bange vor dem Tode, gleich unkundig des Lebens finden; niemand ist mit etwas fertig, denn wir verschieben alles auf die Zukunft. Nichts in diesem Ausspruche ergötzt mich mehr, als daß den Greisen Kindheit vorgeworfen wird. Niemand, sagt er, geht anders aus dem Leben, als er gebohren ward. Das ist falsch — wir sterben noch schlechter, als wir gebohren werden. Unser ist die Schuld, nicht der Natur. Sie muß sich über uns beschweren und sagen: Was ist dies? Ohne Begierden hab' ich Euch erzeugt, ohne Furcht, ohne Aberglauben, ohne Treulosigkeit und sonstiges Unheil; wie ihr hereinkommt, so geht hinaus. Der hat die Weisheit gefaßt, welcher eben so furchtlos stirbt, als er gebohren ward. So aber zittern

wir, wenn eine Gefahr herannaht; nicht Muth, nicht Farbe bleibt sich gleich; unnütze Thränen fließen. Was ist schimpflicher, als gerade an der Schwelle der Rettung bekümmert zu seyn? — Die Ursache davon ist, daß wir, entblößt von allen Gütern, (6) das heißeste Verlangen nach dem Leben spüren. Denn kein Theil desselben ist uns zurückgeblieben; es ist uns vorübergegangen und verronnen. Niemand ist darum besorgt, wie gut; sondern wie lange er lebe, da alle es dahin bringen können, gut, niemand dahin, lange zu leben. (7)

Drey und zwanzigster Brief.

Die wahre Freude.

Du denkst wohl, ich werde Dir schreiben, wie artig uns der Winter behandelt habe, wie gelinde und wie kurz er gewesen, wie tückisch der Frühling sey, wie unzeitig die späte Kälte komme, und andre Possen solcher, die nur etwas sagen wollen. — Vielmehr will ich etwas schreiben, das mir sowohl, als Dir nützen könne. Was aber wird dies anders seyn, als daß ich Dich zur Veredlung Deines Sinnes auffordre? Was davon die Grundlage sey, fragst Du? — Daß Du Dich nicht des Eiteln freuest. Die Grundlage, sagt' ich, wäre dies? Es ist der Gipfel. Der hat das Höchste erreicht, welcher weiß, worüber er sich freut, der seine Glückseligkeit in keine fremde Macht stellt. Voll Sorge und seiner selbst nicht versichert ist der, den eine Hoffnung reitzt, wäre sie ihm auch nahe, wäre sie auch nicht schwer zu erfüllen, hätte ihn auch, was er hoffte, nie getäuscht. Das thue vor allen, mein Lucil,

lerne, Dich freuen. Meynst Du, ich entziehe Dir viele Vergnügungen, da ich das Zufällige entferne, da ich meyne, die Hoffnung, diese Quelle der süßesten Lust, müsse gemieden werden? — Im Gegentheil! Nach meinem Willen soll es Dir nie an Freude fehlen. Sie soll Dir daheim zuwachsen; und das wird sie, wenn sie innerhalb Deines Selbst sich befindet. Andre Aufheiterungen füllen das Herz nicht, nur die Stirn entrunzeln sie, sind flüchtig; wenn Du nicht etwa glaubst, wer lacht sey froh. Das Gemüth muß wacker, und getrost und über alles erhaben seyn. Glaube mir, es ist eine ernsthafte Sache um wahre Freude. Oder meynst Du, einer werde mit glatter Stirne, und, wie jene Zärtlinge sprechen, mit heiterem Auge, den Tod verachten? der Armuth sein Haus öffnen? die Lüste im Zügel halten? sich zur Ertragung von Schmerzen bereiten? Wer mit diesen Dingen umgeht, lebt in grosser, aber nicht sehr schmeichelnder Freude. Dieser Freude Besitz wünsch' ich Dir. Sie wird Dir nie fehlen, wenn Du einmal entdeckt haben wirst, wo sie zu suchen ist. Die Ausbeute der gehaltleersten Bergwerke ist oben; die ergiebigsten sind die, deren Ader die Tiefe verbirgt, welche immer völliger dem Grabenden entsprochen wird. Das, was den Pöbel ergötzt, gewährt bloß ein schwaches, oberflächliches Vergnügen, und jede, von außen uns zugeführte, Freude ermangelt eines festen Grundes; diejenige, von welcher ich rede, zu welcher ich Dich zu führen trachte, ist wohl gegründet und erstreckt sich tiefer nach innen. Thue, ich bitte Dich, theuerster Lucil, was allein die Glückseligkeit gewähren kann. Wirf von Dir, zertritt jene Dinge, die äußerlich glänzen, die Dir anderswoher versprochen werden; nach dem wahren Gute trachte; freue Dich dessen, was Dein ist. Und was heißt das? — Deiner selbst, und Deines bessern Theils. Auch den nichtigen Körper, ohne welchen freylich man nichts ausrichten kann, halte mehr für nothwendig, als für wichtig. Er führt

Dir nur eitle, kurze Freuden zu, auf welche Reue folgt und die, wenn sie nicht mit großer Mäßigung beschränkt werden, in ihr Gegentheil übergehen. Ja, gewiß, am schroffen Abhange steht die Wollust, sie neigt sich zum Schmerze hin, wenn sie nicht Maaß hält. Schwer aber ist's, Maaß zu halten in dem, was man für gut hält. Bey der Begierde nach dem wahren Gute ist keine Gefahr. Was für eins dies sey, fragst Du, oder woher es entstehe? Vernimm's: Aus einem guten Gewissen, aus edlen Absichten, aus rechtschaffenen Thaten, aus der Verachtung des Zufälligen, aus einem ruhigen, ununterbrochenen Gange des Lebens, der stets auf einem Pfade bleibt. Denn diejenigen, welche von einem Plane zum andern überspringen, oder nicht einmal überspringen, sondern vom Zufalle hinüber geworfen werden, wie können sie, selbst unbestimmt und schwebend, irgend etwas Festes und Bleibendes haben? Es giebt wenige, die planmäßig sich und ihre Angelegenheiten einrichten; die übrigen gehen nicht, sondern treiben gleich Dingen, die auf Flüssen schwimmen. Einiges davon hält eine schwächere Welle an und trägt es leise weiter; Andres reißt eine gewaltsamere dahin; Einiges setzt der matte Strom an das nächste Ufer ab; Andres wirft der Fluten Ungestüm ins Meer hinaus. Daher müssen wir festsetzen, was wir wollen, und dabey beharren.

Und hier ist denn der Ort, meine Schuld zu bezahlen. Ich kann Dir nämlich einen Ausspruch Deines Epikurs zurückgeben, und diesen Brief lösen. — „Es ist sehr lästig, das Leben immer anzufangen." — Oder, wenn der Sinn folgendermaßen besser ausgedrückt werden kann: „Die leben übel, welche immer zu leben anfangen." Warum? sagst Du: denn dieser Ausspruch bedarf einer Erklärung. Weil ihnen das Leben immer unvollendet bleibt. Der aber kann nicht zum Tode bereit stehn, der so eben zu leben

anfängt. Wir müssen es dahin bringen, daß wir genug gelebt haben; das glaubt aber niemand, der kaum das Leben beginnt. Glaube nicht, deren seyen wenige. Fast alle thun es. Manche fangen dann zu leben an, wann sie aufhören sollen. Nimmt Dich das Wunder? — Ich werde etwas hinzusetzen, das Dich noch mehr wundern dürfte: Manche haben zu leben früher aufgehört, als angefangen. (1)

Vier und zwanzigster Brief.

Wie besiegt man die Furcht vor der Zukunft und vor dem Tode?

Du schreibst mir, Du seyst wegen des Ausganges einer Rechtssache bekümmert, womit die Wuth eines Feindes Dich bedroht, und meynst, ich werde Dir rathen, Dir das Beste vorzustellen und Dich in schmeichelhafter Hoffnung zu beruhigen. Denn was braucht man Uebel herbeyzuziehen, und sich mit Dingen, von denen man früh genug leiden wird, wenn sie gekommen seyn werden, in voraus zu plagen, und die gegenwärtige Zeit durch Furcht vor der künftigen zu verderben? — Es ist ohne Zweifel thöricht, weil man vielleicht einst unglücklich werden wird, schon jetzt unglücklich zu seyn; doch will ich Dich auf einem andern Wege zur Furchtlosigkeit führen. Willst Du Dich von der bangen Sorge, was Du fürchtest, möge geschehen, gänzlich befreyen; so stelle Dir gerade vor, es werde geschehen, und miß Dich, wie groß es auch sey, mit jenem Uebel und taxire Deine Furcht.

Unfehlbar wirst Du einsehen, was Du fürchtest, sey entweder nicht bedeutend, oder nicht von Dauer. Auch Beyspiele, die Dich stärken können, wirst Du nicht lange suchen dürfen; jedes Zeitalter hat dergleichen hervorgebracht. Was immer für einen Theil der Geschichte, es sey der vaterländischen, oder der fremden, Du Dir ins Gedächtniß rufest; so werden Dir Männer aufstoßen, groß entweder durch Philosophie, oder durch Kraft der Seele. Kann Dich, wenn Du verurtheilt wirst, etwas Härteres treffen, als daß Du verbannt, oder in den Kerker geführt werdest? Hat irgend jemand etwas mehr zu fürchten, als daß er gemartert werde, als daß er umkomme? Laß alle diese Dinge auftreten und rufe Verächter derselben auf, die man nicht suchen, sondern nur auswählen darf. Rutilius (1) ertrug seine Verurtheilung, als wäre ihm dabey weiter nichts unangenehm, als — daß schlecht geurtheilt worden. Metellus (2) ertrug die Verbannung standhaft, Rutilius sogar gern. Der eine gewährte es der Republik, zurück zu kehren, der andre verweigerte seine Rückkehr dem Sulla, welchem damals nichts verweigert ward. Sokrates unterhielt sich im Kerker über philosophische Gegenstände, und wollte, als einige ihm zur Flucht behülflich seyn wollten, nicht herausgehn; sondern blieb, um den Menschen die Furcht vor zwey höchst lästigen Dingen zu benehmen, vor dem Tode und vor dem Kerker. Mucius steckte die Hand ins Feuer. (3) Brand ist sehr schmerzhaft: und wie nicht vollends, wenn man sich selbst brennt! Du siehst hier einen ungebildeten, durch keine Grundsätze gegen Tod oder Schmerz verwahrten, Mann, der, bloß mit Kriegerstärke ausgerüstet, sich selbst für ein mißlungenes Unternehmen straft. Gleich einem fremden Zuschauer stand er da, sah seine Rechte auf die feindliche Kohlenpfanne herabtröpfeln, und zog die, bis auf den bloßen Knochen zerschmolzene, Hand nicht eher zurück, als der Feind ihm das Feuer entzog. Eine glücklichere That

konnte er in jenem Lager vollbringen, keine tapferere. Sieh, wie viel kräftiger Tapferkeit Gefahren entgegengeht, als Grausamkeit selbige verhängt! Leichter verzieh Porsena dem Mucius, daß er ihn hatte tödten wollen, als Mucius sich, daß er ihn nicht getödtet hatte. — „In allen Schulen abgedroschene Mährchen, sprichst Du; jetzt wirst Du mir, wenn die Rede auf die Verachtung des Todes kommt, auch den Cato (4) anführen!“ — Warum sollt' ich es nicht anführen, wie er in jener letzten Nacht Platons Buch lieset, das Schwerdt unter dem Kopfkissen. Mit diesen beyden Werkzeugen hatte er sich für den entscheidenden Augenblick versehen, mit dem einen, um sterben zu wollen, mit dem andern, um sterben zu können. Nachdem er also die Angelegenheiten einer zerrütteten und aufs Aeußerste gebrachten Partey so gut, als immer möglich, geordnet hatte, glaubte er dafür sorgen zu müssen, daß weder jemand den Cato tödten dürfte, noch ihm das Leben schenken könnte, zuckte das, bis zu jenem Tage von allem Morde rein bewahrte Schwerdt und sprach: „Nichts half es dir, Schicksal, dich allen meinen Unternehmungen entgegen zu stellen; bisher hab' ich nicht für meine, sondern für des Vaterlandes Freyheit gekämpft, und mit solcher Beharrlichkeit nicht gestrebt, frey, sondern unter Freyen zu leben; jetzt, da die gute Sache der Menschheit verloren ist — werde Cato in Sicherheit gebracht.“ Nun gab er sich die tödtliche Wunde. Als die Aerzte sie verbanden, fuhr er, ärmer an Blut und an Kräften, aber nicht an Muth, nicht bloß gegen Caesar, sondern auch gegen sich erzürnt, mit unbewaffneter Hand in seine Wunde, und entließ, nein — stieß hinaus jenen edlen, jegliche Gewalt verachtenden, Geist! Nicht deswegen stelle ich jetzt diese Beyspiele zusammen, um meinen Kopf zu üben, sondern um Dir gegen das, was Dich das Schrecklichste dünkt, Muth einzusprechen. Ich werde Dir aber noch leichter Muth einsprechen, wenn ich zeige, daß nicht bloß

tapfere Männer diesen Augenblick des letzten Odemzugs verachtet haben, sondern daß auch einige, in andern Dingen Feige, in diesem Stücke den Tapfersten an Muth gleich gekommen sind. Scipio (5) z. B., der Schwiegervater des Cn. Pompejus, ward durch widrige Winde nach Afrika zurückgeführt; als er sein Schiff in der Gewalt der Feinde sah, durchbohrte er sich mit dem Schwerdte, und als man fragte: wo der Feldherr wäre, sagte er: „Der Feldherr befindet sich wohl." Dieser Ausspruch machte diesen Mann seinen Vorfahren gleich und hinderte eine Schmälerung des, den Scipionen in Afrika vom Schicksal bestimmten, Ruhmes. Es war viel, Karthago, aber mehr, den Tod zu besiegen. Der Feldherr, sagte er, befindet sich wohl. Durfte ein Feldherr, und zwar Cato's, anders sterben? Ich verweise Dich nicht auf die Geschichte, will nicht aus allen Jahrhunderten Verächter des Todes, deren so viele sind, zusammenlesen; sieh diese unsre Zeiten an, über deren Erschlaffung und Verzärtelung wir klagen. Es werden Dir Menschen jedes Ranges, jedes Standes, jedes Alters einfallen; welche ihre Leiden durch den Tod abkürzten. Glaube mir, Lucil, der Tod ist so wenig furchtbar, daß wir es ihm verdanken, daß uns nichts zu wünschen und nichts zu fürchten übrig bleibt. Furchtlos höre denn des Feindes Drohungen, und flößt gleich Dein Gewissen Dir Zuversicht ein; so hoffe, weil vieles Außerordentliches Einfluß haben kann, auf vollkommene Gerechtigkeit, und mache Dich zugleich auf die größte Ungerechtigkeit gefaßt. Vor allen Dingen sey darauf bedacht, den Dingen das geräuschvolle Aeußere zu benehmen und zuzusehen, was an ihnen selbst sey. Du wirst dann erfahren, daß nichts Furchtbares an ihnen ist, als — die Furcht selbst. Es geht uns großen Kindern, wie den kleinen. Sie erschrecken vor denen, die sie lieben, mit denen sie täglich umgehen, mit welchen sie spielen, wenn sie sie verlarvt sehen. Aber nicht nur den Menschen, sondern auch den Dingen muß

man

man die Larve abnehmen und ihnen ihr eigenes Gesicht wiedergeben. — „Was zeigst Du mir Schwerdter und Flammen und den Troß von Henkern, der Dich umtobt? Entferne dies Gepränge, unter dem Du Dich versteckst und Thoren schreckst; Du bist der Tod, den neulich mein Sklav, meine Sklavin verachtete.“ „Was breitest Du abermals unter großen Zurüstungen Geißeln und Foltergeräth vor mir aus? was Maschinen, den einzelnen Gliedern, sie damit zu martern, angepaßt, und tausend andere Werkzeuge, um den Menschen stückweise zu zerfleischen? Weg mit diesen Dingen, die uns betäuben; heiße jene Seufzer und Ausrufungen und jene, unter dem Zerfleischen ausgestoßenen, schneidenden Schreye schweigen — und siehe, es ist der Schmerz, den jener Podagrist verachtet, den jener Magenkranke, selbst mitten in seinem Wohlleben, erträgt, den das Weiblein in der Geburt erduldet.“ Er ist leicht, wenn ich ihn tragen kann; er ist kurz, wenn ich ihn nicht tragen kann. Dies erwäge bey Dir selbst. Du hast es oft gehört, oft ausgesprochen; aber ob Du Wahrheiten gehört, ob Du Wahrheiten ausgesprochen — das beweise mit der That. Denn höchst schimpflich ist es, was man uns vorzuwerfen pflegt, philosophisch zu sprechen, nicht zu handeln. Wie? hast Du nun erst erfahren, daß Dich der Tod, nun erst, daß Dich Verbannung, nun erst, daß Dich der Schmerz bedroht? Du bist zu dergleichen gebohren. Was nur geschehen kann, laß uns denken, werde geschehen. Was ich Dich zu thun ermuntere, das hast Du, ich weiß es gewiß, schon gethan. Nun ermuntere ich Dich noch, Deinen Geist nicht in jenen Kummer zu versenken; denn er wird abgestumpft, und weniger Spannkraft haben, wenn er sich erheben soll. Leite ihn von einer Privatangelegenheit zu einer allgemeinen ab. Sprich: ich habe einen sterblichen, zerbrechlichen Körper, dem nicht bloß von der Ungerechtigkeit oder Gewalt eines Mächtigeren Schmerz angekündigt werden wird; das Vergnügen selbst wird in Quaal

verkehrt. Schmausereyen ziehen Unverdaulichkeit nach sich; Trunkenheit, Betäubung und Zittern der Nerven; Liederlichkeit zieht Füße, Hände, alle Glieder krumm zusammen. — Arm soll ich werden? — So werd' ich zu vielen gehören! Verbannt werden? — Ich werde denken, ich sey da gebohren, wohin man mich schicken wird! Gebunden soll ich werden? (6) Was ist's denn mehr? — Bin ich jetzt los? Die Natur hat mich an diese schwere Last meines Körpers gefesselt. Sterben soll ich? Damit sagst Du: Ich werde nicht mehr krank seyn, nicht mehr gebunden werden, nicht mehr sterben können. Es würde sehr unzeitig seyn, das Epikurische Liedchen hier wieder abzusingen und Dir zu sagen, die Furcht vor der Unterwelt sey grundlos; Ivion rolle nicht am Rade um; Sisyphus dränge mit seinen Schultern kein Felsstück bergan, und es sey nicht möglich, daß jemands Eingeweide täglich wieder wachsen und zerhackt werden. (7) Niemand ist so sehr Kind, daß er den Cerberus fürchte und die Finsterniß, und die, bloß an den Knochen zusammenhängenden, Larvengestalten. Der Tod verzehrt, oder entblößt *) uns. Den Entlassenen bleibt das Bessere, die Bürde wird abgenommen; den Verzehrten bleibt nichts übrig; Gutes, wie Böses — wird hinweggenommen. Erlaube mir, hier einen Vers von Dir anzuführen, wenn ich Dich zuvor erinnert haben werde, ihn als nicht andern, sondern auch Dir selbst geschrieben anzusehen. Es ist schimpflich, anders zu sprechen, als zu denken; wie viel schimpflicher denn, anders zu schreiben, als zu denken? Ich erinnere mich, daß Du einmal die Materie, daß wir nicht plötzlich in den Tod versinken, sondern stückweise zu demselben fortrücken, abhandeltest. Wir sterben täglich, denn täglich wird ein Theil unsers Lebens hinweggenommen, ja selbst während

---

*) emittit.

wir noch zunehmen, nimmt das Leben ab. Die Kindheit verloren wir, dann die Knabenzeit, dann das Jünglingsalter; alle, bis gestern vergangene Zeit ist dahin! Selbst diesen Tag, den wir itzt leben, theilen wir mit dem Tode. Wie nicht der letzte Tropfen die Wasseruhr ausleert, sondern jeder, der vorher herausfloß; so macht auch die letzte Stunde, worin wir zu seyn aufhören, nicht allein den Tod aus, sondern sie vollendet ihn bloß. Dann kommen wir zu ihm; aber wir kommen lange. Nachdem Du dies mit Deinem gewöhnlichen starken Ausdruck, der zwar allezeit erhaben, aber nie kräftiger ist, als wenn Du der Wahrheit Worte leyhst, dargestellt hattest, sagtest Du:

„Der Tod kommt nicht der letzte: der dahin uns rafft — Er ist der letzte Tod!“ (8)

Ich seh' es lieber, Du leseſt Dich, als meinen Brief; denn es wird Dir klar werden, der Tod, den wir fürchten, sey nicht der letzte, nicht der einzige.

Ich sehe wohl, wornach Du schaust, Du suchst nach, was ich in diesen Brief gesteckt habe, welchen herzerhebenden Spruch, welche heilsame Lehre. Ich will Dir über eben die Materie, die wir gerade unter Händen hatten, etwas schicken. Epikur tadelt nicht weniger diejenigen, welche den Tod sehnlich wünschen, als die, welche ihn fürchten. — „Es ist lächerlich, sagt er, aus Lebensüberdruß in den Tod zu eilen, wenn man es durch seine Art zu leben dahin bringt, daß man in den Tod eilen muß.“ Eben so sagt er an einer andern Stelle: „Was ist lächerlicher, als nach dem Tode zu streben, nachdem Du Dir das Leben durch Todesfurcht beunruhiget hast?“ Ich kann noch folgendes von demselben Gepräge hinzufügen: „So groß ist die Unklugheit, ja der Wahnsinn der Menschen, daß manche durch Furcht vor dem Tode zum Tode gezwungen werden.“ Welchen von diesen Sätzen

Du auch vornimmst — Du wirst dadurch Deinen Muth zur Ertragung des Todes, wie des Lebens, stärken. Zu beyden müssen wir uns erwecken und stärken, daß wir das Leben weder zu sehr lieben, noch zu sehr hassen; und räth die Vernunft, es zu enden; so muß man dem Tode nicht unbesonnen und nicht mit leidenschaftlicher Heftigkeit entgegen rennen. Ein tapferer und weiser Mann muß nicht aus dem Leben fliehen, sondern hinaus gehen. Vor Allem ist auch jener Affekt, der sich vieler bemächtigt hat, zu meiden, die Sucht zu sterben. Denn es giebt, mein Lucil, wie zu andern Dingen, so auch zum Sterben, einen unüberlegten Hang, der oft Männer von hohem Muthe und der kräftigsten Sinnesart ergreift, oft Feige und Kleinmüthige: jene verachten das Leben, diesen ist's zur Last. Einige beschleicht allmälig, indem sie ermüden, stets einerley zu thun und zu sehen, nicht sowohl Haß, als Ueberdruß des Lebens, worin wir, selbst auf Antrieb der Philosophie, verfallen, wenn wir sagen: Wie lange dies Einerley? Denn ich erwache und schlafe, werde hungrig und esse, friere und bin heiß; nichts hat ein Ende, alles dreht sich im Kreise umher, flieht und folgt nach. Den Tag verdrängt die Nacht, die Nacht der Tag; der Sommer endet mit dem Herbste, dem Herbste folgt auf dem Fuße der Winter, den der Frühling beschließt. Alles geht vorüber, um wieder zu kehren. Ich sehe nichts Neues, ich thue nichts Neues. Auch das wird endlich zum Ekel. Viele dünkt es nicht schmerzlich, aber überflüssig, zu leben.

Fünf und zwanzigster Brief.

Verschiedene Behandlungsart derer, die man bessern will. Ermunterung zur Genügsamkeit ꝛc.

Was unsre beyden Freunde betrifft; so muß man verschiedene Wege einschlagen: des einen Fehler muß man verbessern, die des andern brechen. Ich werde mich gegen diesen meiner ganzen Freyheit bedienen; ich liebe ihn nicht, wenn ich ihn nicht beleidige. (1) — „Wie, sagst Du, denkst Du denn einen vierzigjährigen Mündel unter Deiner Vormundschaft zu halten? Berücksichtige sein bereits hartes und schwer zu behandelndes Alter; er kann nicht umgeformt werden; Zartes läßt sich bilden.“ — Ob ich etwas ausrichten werde, weiß ich nicht; aber lieber will ich, daß es mir an Erfolg, als an Treue fehle. Auch darfst Du nicht verzweifeln, daß selbst langwierige Kranke hergestellt werden können, wenn Du Dich ihrer Unmäßigkeit entgegenstellst, wenn Du sie vieles gegen ihren Willen zu thun und zu dulden nöthigest. Auch zu dem andern habe ich nicht recht viel Zutrauen, ausgenommen, daß er noch über seine Fehler erröthet. Diese Schaamhaftigkeit muß man nähren; so lange sie noch in seiner Seele dauert, ist auch einiger Grund zu guter Hoffnung vorhanden. Mit diesem Veteran (2) muß, glaub' ich, schonender verfahren werden, damit er nicht an sich selbst verzweifle. Auch war keine Zeit, ihn anzugreifen, passender, als diese, da er eine stille Periode hat und einem Gebesserten ähnlich ist. Andre hat diese Pause getäuscht; mich führt sie nicht hinters Licht. Ich erwarte, die Fehler, die nur, ich weiß es, einhalten, nicht aufgehört haben, werden mit großem Wucher wiederkehren. Ich werde auch diese Angelegenheit einige Tage verwenden und versuchen, ob etwas ausgerich-

tet werden könne, oder nicht. Halte Du Dich mir, wie Du thust, tapfer und vermindre Dein Gepäck. Nichts von dem, was wir haben, ist nothwendig. Zum Gesetz der Natur laß uns zurückkehren; dann ist unser Reichthum bereit. Was wir bedürfen, kostet entweder nichts, oder wenig. Brodt und Wasser verlangt die Natur; dazu ist niemand zu arm. „Wer darauf seine Begierden einschränkt, wetteifert mit Jupiter selbst an Glückseligkeit," sagt Epikur, von dem ich doch noch einen Ausspruch diesem Briefe beylegen will. — „Thue alles, sagt er, so, als sähe Epikur zu." — Es ist gewiß sehr nützlich, sich einen Aufseher zu bestellen und jemand zu haben, auf den man hinblickt, von dem man glaubt, er sey bey unsern Gedanken zugegen. Noch weit herrlicher ist es freylich, wie unter den Augen irgend eines tugendhaften und allezeit gegenwärtigen Mannes zu leben; aber ich bin auch damit zufrieden, daß Du alles, was Du thust, so thuest, als säh' irgend jemand zu. Das Alleinseyn verleitet uns zu jedem Bösen. Wenn Du so weit gekommen seyn wirst, daß Du vor Dir selbst Ehrerbietung hegest, dann magst Du den Hofmeister entlassen; mittlerweise bewache Dich durch irgend jemands Auctorität, dieser sey nun jener Cato, oder Scipio, oder Lälius, oder auf wessen Darzwischenkunft sonst auch verdorbene Menschen ihre Fehler unterdrücken würden, bis Du Dich selbst zu demjenigen machst, in dessen Gegenwart Du es nicht wagest, Unrecht zu thun. Hast Du es so weit gebracht, und einigermaaßen erst Dich selber achten gelernt; so will ich anfangen, Dich Dir selbst zu überlassen, wozu Epikur ebenfalls räth. „Dann vorzüglich ziehe Dich in Dich selbst zurück, wann Du genöthigt wirst, unter dem großen Haufen zu leben." Du mußt der Menge unähnlich werden, so lange Du Dich nicht mit Sicherheit von Dir entfernen kannst; hüte Dich vor einem jeden! Da ist keiner, dem es nicht besser wäre, bey irgend jemand, als bey sich selbst zu seyn.

Dann vorzüglich ziehe Dich in Dich selbst zurück, wenn Du genöthigt wirst, unter dem großen Haufen zu leben, wenn Du anders ein tugendhafter, ruhiger, gemäßigter Mann bist; widrigenfalls mußt Du von Dir zum großen Haufen zurücktreten; denn dort (3) bist Du dem lasterhaften Manne näher.

Sechs und zwanzigster Brief.

Ein glückliches Alter. Der Tod, Probierstein des wahren Muthes.

Neulich sagt' ich Dir, ich sey schon im Angesichte des Alters; (1) jetzt, fürcht' ich, hab' ich es schon hinter mir. Schon ziemt diesen Jahren, oder doch diesem Körper ein andrer Ausdruck, da nämlich das Alter eine Lebensperiode der Ermattung, aber nicht der gänzlichen Entkräftung bezeichnet. Zu den Abgelebten, am Ende der Laufbahn Stehenden, zähle mich. Doch wünsch' ich mir bey Dir Glück. Ich spüre nicht, daß mir das Alter am Geiste schade, wie ich es am Körper spüre. Bloß meine Fehler und deren Werkzeuge haben gealtert. Der Geist ist in voller Kraft und ist froh, nicht viel mit dem Körper zu thun zu haben. Er hat einen großen Theil seiner Bürde abgelegt, er frohlockt und will mir das Alter abstreiten. Er sey, sagt er, in seiner Blüte. Wir wollen ihm glauben; er werde seines Glückes froh. Ich hätte wohl Lust, darüber nachzudenken und zu untersuchen, was ich von dieser Stille und Mäßigung meines Charakters der Philosophie, und was ich davon dem Alter verdanke; ich mögte sorgfältig erforschen, was ich nicht thun kann und was

ich nicht thun will; ob ich noch etwas thun kann, was ich nicht will. (2) Denn wenn ich etwas nicht kann; so freu' ich mich, daß ich's nicht kann. Denn wie darf ich klagen, wie mich beschweren, wenn das, was aufhören muß, abgenommen hat? Es ist aber höchst beschwerlich, sagst Du, abzunehmen und zu vergehen, und, um eigentlich zu reden, hinzuschmelzen. Denn wir werden nicht auf einmal niedergestoßen und hingestreckt; wir werden zerpflückt; jeder Tag entzieht unsern Kräften etwas. — Und welcher Ausgang ist besser, als, während die Natur uns auflöst, zum Ende hinabzugleiten? Nicht weil es ein Uebel ist, wie durch einen Stoß, und plötzlich aus dem Leben zu gehen; sondern weil es ein sanfter Weg ist, allmälig hinweggeführt zu werden. Was mich betrifft; so beobachte ich mich und rede zu mir, wie wenn die Probe herannahte und jener Tag, der über alle meine Jahre das Urtheil fällen wird, gekommen wäre, folgendermaaßen: „Noch ist es nichts, sag' ich, was ich in Thaten oder Worten geleistet habe. Das sind nur schwache und trügliche, in manche täuschende Flitter gehüllte, Unterpfänder des Muthes; wie weit ich's gebracht habe, bezeuge mir der Tod. Nicht ängstlich also bereite ich mich auf jenen Tag, an welchem ich, fern von jeder künstlichen Wendung und Schminke, über mich urtheilen werde, ob ich muthvoll rede, oder — denke; ob es auch Anstellung und Gaukeley gewesen, wenn ich mich mit trotzigen Reden gegen das Schicksal hervorthat? Berufe Dich nicht auf den Beyfall der Menschen, er ist immer unzuverlässig, und theilt sich nach beyden Seiten. (3) Berufe Dich nicht auf die, lebenslang von Dir getriebenen, Studien; (4) der Tod wird über Dich den Ausspruch thun. Ich sage: philisophische Unterhaltungen, wissenschaftliche Gespräche, aus den Lehren der Weisen zusammengelesene Worte, ein gebildeter Vortrag — beweisen keine wahre Seelenstärke: denn auch die Feigsten führen wohl eine kühne Sprache.

Was Du geleistet hast, wird sich dann zeigen, wenn Du den Geist aufgeben wirst. — Ich nehme den Vorschlag an; ich scheue mich vor dem Gerichte nicht!“ So red' ich mit mir; aber denke Dir, ich hab' auch mit Dir geredet. Du bist jünger? Was liegt daran? Hier werden die Jahre nicht aufgezählt. Es ist ungewiß, wo der Tod Dich erwartet: darum erwarte Du ihn überall.

Schon wollt' ich enden und meine Hand wollte schon den Schluß anfügen; aber ein gutes Werk muß ganz ausgeführt werden und dieser Brief muß seinen Reisepfennig haben. Gesetzt, ich sagte auch nicht, woher ich borgen werde; Du weißt doch, wessen Casse ich benutze. Warte ein klein wenig, und mein eignes Haus soll Zahlung leisten; einstweilen wird Epikur mir borgen, welcher sagt: „Erwäge, was bequemer sey, daß der Tod zu uns komme, oder wir zu ihm?“ Hier ist der Sinn klar. Es ist eine herrliche Sache, sterben zu lernen. Vielleicht scheint Dir's überflüssig, zu lernen, was man nur einmal brauchen kann. — Das ist's eben, warum wir uns darauf bereiten müssen. Wir müssen immer lernen, wovon wir nicht erfahren können, ob wir's verstehen. Bereite Dich auf den Tod. Wer dies sagt, heißt uns auf die Freyheit uns bereiten. Wer sterben gelernt hat, hat Knechtschaft verlernt; er ist über alle Gewalt erhaben, wenigstens außer aller. Was gehn ihn Kerker, und Wächter und Schlösser an? Die Thüre steht ihm offen. Es giebt nur Eine Kette, die uns gefesselt hält: Liebe zum Leben, die zwar nicht abzuwerfen, aber doch zu schwächen ist, damit, wenn es einmal die Umstände erfordern, nichts uns aufhalte, oder hindre, völlig bereit zu seyn, was wir irgend einmal thun müssen, sogleich zu thun.

Sieben und zwanzigster Brief.

Ohne Tugend keine Glückseligkeit. Calvisius.

„Du weisest mich zurecht, sagst Du; hast Du denn Dich selbst schon zurecht gewiesen und verbessert? Widmest Du Dich deswegen der Besserung andrer?“ — Ich bin nicht so unverschämt, daß ich, selbst krank, Kuren unternehme; sondern ich unterhalte mich nur, als lägen wir in Einem Krankenzimmer; von unserer gemeinschaftlichen Krankheit mit Dir, theile Dir meine Heilmittel mit. Höre mich also an, als redete ich mit mir selbst. Ich lasse Dich zu einem geheimen Verhör zu, und rechte in Deiner Gegenwart mit mir selbst. Ich rufe mir selbst zu: „Zähle Deine Jahre, und Du wirst Dich schämen, noch dieselben Wünsche zu haben, welche Du als Knabe hattest, dieselben Entwürfe. Gewähr' es Dir endlich diesseits Deines Todestages, daß Deine Fehler vor Dir sterben. Entlaß jene unruhvollen, theuer zu erkaufenden Vergnügungen; nicht wenn sie kommen allein; sondern auch nachdem sie schon vorübergegangen, schaden sie. Wie mit Verbrechen, auch wenn sie im Augenblick der That nicht entdeckt wurden, keinesweges die Bangigkeit vorübergeht; so folgt unreinen Freuden, wenn sie bereits vorüber sind, Reue nach. Sie sind nicht dauerhaft, sie sind nicht treu; auch wenn sie nicht schaden, entfliehen sie doch. Siehe Dich vielmehr nach irgend einem bleibenden Gute um; es giebt aber kein solches außer dem, welches die Seele in sich selbst findet. Die Tugend allein gewährt dauernde, furchtlose Freude, steht auch etwas entgegen; so tritt es, wie Wolken, dazwischen, die unten weg ziehen, und nie das Tageslicht besiegen. Wann wird Dir's glücken, zu dieser Freude zu gelangen? Du säumst zwar bisher nicht: aber Du mußt

eilen. Viel Arbeit bleibt noch übrig, die Deine eigene Wachsamkeit und Deine eigene Anstrengung erfordert, wenn Du damit fertig zu werden wünschest. Diese Angelegenheit läßt sich nicht an Andere verweisen. In andern wissenschaftlichen Fächern kann man sich helfen lassen. — Calvisius Sabinus, ein Zeitgenoß von mir, war reich; er hatte das Vermögen und die Sinnesart eines Freygelassenen. (1) Nie sah' ich einen, der mit weniger Anstand reich gewesen wäre. Dieser hatte ein so elendes Gedächtniß, daß ihm bald Ulysses, bald Achills, bald Priamus (2) Name entfiel, die er so gut gekannt hatte, als wir unsere Hofmeister kannten. (3) Kein alter Nomenclator, welcher Namen nicht angiebt, sondern ertheilt, begrüßt die Leute so verkehrt,*) als dieser die Trojaner und Achiver. (4) Nichts desto weniger wollte er für gelehrt gelten. Er ersann zu dem Ende folgenden Ausweg. Für eine große Summe kaufte er Sklaven, einen, der den Homer, einen, der den Hesiod (5) auswendig wußte; die neun Lyriker (6) wies er auch jeden seinem Manne zu. Daß sie ihm so theuer zu stehen kamen, ist kein Wunder. Er fand sie nicht vor; sie waren bestellt. (7) Nachdem er sich diese Dienerschaft zugelegt hatte, fing er an, seine Gäste zu beunruhigen. Jene Sklaven saßen zu seinen Füßen, und oft ging ihm, wenn er sich Verse, die er hersagen wollte, von ihnen angeben ließ, ein Wort in der Mitte aus. Ihm rieth Satellius Quadratus — der die reichen Gecken beschmauste, und, was daraus folgt, beschmeichelte, und was zu beyden gehört, bespöttelte — sich Grammatische Sammler (8) zu halten. Als Sabinus äußerte: jeder dieser Sklaven komme ihm auf hunderttausend Sesterzien (9) zu stehen, erwiederte jener: eben so viele Bücherschränke

---

*) perperam.

hättest Du wohlfeiler gekauft. Jener stand gleichwohl in dem Wahne, selbst zu wissen, was jeder seiner Hausgenossen wußte. Derselbe Satellius ermunterte ihn sogar, er sollte ringen, er, ein kränklicher, blasser, schmächtiger Mann! Und wie kann ich das? antwortete Sabinus. Kaum, daß ich das Leben halte! Sprich doch nicht so, ich bitte Dich, sagte jener; siehst Du nicht, wie viele baumstarke Sklaven Du hast? (10) Eine edle Sinnesart läßt sich weder leyhen noch kaufen, ja ich glaube, sie würde, falls sie feil stände, nicht einmal einen Käufer finden; eine schlechte wird täglich gekauft.

Doch nimm, was ich Dir schuldig bin und lebe wohl. „Reichthum ist — eine, nach dem Gesetze der Natur geordnete, Armuth." Dies sagt Epikur oft, bald so, bald anders. Aber man lehrt nichts zu oft, was nie genug gelernt wird. Einigen darf man Heilmittel bloß zeigen, andern muß man sie einzwingen.

Acht und zwanzigster Brief.

Vom Nutzen des Reisens.

Du meynest, es sey Dir allein begegnet, und wunderst Dich darüber, als über etwas Neues, daß Du durch eine so lange Reise und einen so mannigfaltigen Ortswechsel Deinen Trübsinn, Deine Schwermuth nicht verscheucht hast. Den Sinn, nicht den Himmelsstrich mußt Du vertauschen. Magst Du immer über das weite Meer setzen, mögen, wie Virgil sagt, „Länder und Städte hinter Dir zurückweichen" — Deine Fehler werden Dir folgen,

wohin Du auch kommst. Als sich jemand eben darüber beklagte, sagte Sokrates zu ihm: „Was wunderst Du Dich, daß Deine Reisen Dir nichts nutzen, da Du Dich selbst überall mitnimmst?“ — Dieselbe Ursache, die Dich fortgetrieben, folgt Dir auf dem Fuße. Was kann Dir die Neuheit der Länder helfen? was die Kenntniß von Städten, oder Gegenden? Dieses Umhertreiben dient zu nichts! Du fragst, warum jene Flucht Dir nicht helfe? — Du fliehst mit Dir. Die Bürde Deines Gemüths mußt Du ablegen; eher wird kein Ort Dir gefallen. Denke Dir Deinen jetzigen Zustand dem der Prophetin ähnlich, den unser Virgil beschreibt, da schon aufgeregt, angefeuert, von fremder Begeisterung voll, tobt.

„Ungestüm die Prophetin, ob etwa der Brust sie entschütteln,
„Könne den mächtigen Gott — — —“ (1)

Du wanderst hierhin und dorthin, um Dich der einwohnenden Last zu entledigen, welche durch das Umhertreiben selbst nur noch beschwerlicher wird, wie unbewegte Lasten ein Schiff weniger beschweren, unordentlich durcheinandergewälzte schneller den Theil, wohin sie fallen, zum Sinken bringen. Was Du auch thust, Du thust es Dir zuwider, und schadest Dir durch die Bewegung selbst; denn — Du rüttelst einen Kranken. Schaffest Du aber jenes Uebel fort; so wird Dir jede Ortsveränderung angenehm werden. Mögtest Du auch in die entferntesten Länder vertrieben, in irgend einen Winkel der Barbarey versetzt werden; gastlich wird Dir jeder Wohnsitz seyn, wie er auch beschaffen ist. Es liegt mehr daran, wer? als wohin einer kommt; und daher dürfen wir unser Herz an keinen Ort hängen. Wir müssen in der Ueberzeugung leben: Ich bin nicht für Einen Winkel gebohren; mein Vaterland ist diese ganze Welt. Leuchtete Dir dies ein; so würdest

Du Dich nicht wundern, daß Dir mit dem Wechsel der Gegenden, in die Du nach und nach, der ersteren überdrüßig, hinüberwanderst, nicht geholfen wird. Denn die erste beste würde Dir gefallen haben, wenn Du eine jede für die Deinige hieltest. Du reisest nicht, sondern irrst umher, wirst fortgetrieben, wechselst Ort mit Ort, da das, was Du suchst, ein gutes Leben, an jedem Ort zu finden ist. — Was kann unruhvoller seyn, als das Forum? — Auch da kann man ruhig leben, wenn es nöthig ist. Aber wenn ich mich nach Gefallen einrichten kann; so werde ich selbst den Anblick und die Nachbarschaft des Forum so weit, als möglich fliehen. Denn, wie ungesunde Oerter auch die stärkste Gesundheit angreifen; so giebt es auch Oerter, welche einem guten, aber noch nicht vollkommenen, erst zu Kräften kommenden Gemüthe eben nicht heilsam sind. Ich stimme denen nicht bey, die mitten in die Fluthen gehen und, ein geräuschvolles Leben liebend, täglich hochherzig mit Schwierigkeiten ringen. Der Weise wird dergleichen ertragen, nicht auswählen, und lieber im Frieden, als im Kampfe leben. Denn es hilft nicht viel, seine Fehler abgeworfen zu haben, wenn man mit Fremden zanken muß. Dreyßig Tyrannen, (2) sagst Du, umringten den Sokrates und konnten seinen Muth nicht brechen. Was liegt daran, wie viele der Herren sind; die Knechtschaft ist nur Eine. Wer diese verachtet, ist unter einem, noch so großen Haufen von Herrschern frey.

Es ist Zeit aufzuhören; nur muß ich vorher das Fährgeld erlegen. „Der Anfang der Besserung ist die Erkenntniß des Vergehens.“ Dies ist, wie mich dünkt, sehr schön vom Epikur gesagt. Denn wer nicht weiß, daß er sich vergeht, will nicht gebessert seyn. Du mußt Dich auf Vergehungen ertappen, bevor Du sie ablegst. Einige rühmen sich ihrer Fehler. Meynst Du, daß die-

jenigen auf Besserungsmittel denken, welche sich ihre Fehler für Tugenden anrechnen? Daher klage Dich so viel als möglich selbst an. Stelle Untersuchungen gegen Dich an; erst übernimm die Stelle des Anklägers, dann des Richters, zuletzt des Fürsprechers; zuweilen werde Dir selbst unangenehm! (3)

Neun und zwanzigster Brief.

Dringe guten Rath nicht auf.

Du erkundigst Dich nach unserm Marcellin und willst wissen, was er macht. Er kommt selten zu mir, und aus keiner andern Ursache, als weil er fürchtet, die Wahrheit zu hören, welches denn keine Gefahr mehr hat; denn man muß sie keinem sagen, als wer sie hören mag. Daher man zu zweifeln pflegt, ob Diogenes, wie nicht minder die übrigen Cyniker, welche sich einer rücksichtlosen Freyheit bedienten, und jedem, der ihnen aufstieß, Erinnerungen gaben, dieses hätten thun sollen. Denn wenn nun einer mit Tauben, oder mit, von Natur oder durch Krankheit, Stummen schmälen wollte? — „Warum, sagst Du, soll ich Worte sparen? — Sie kosten nichts. Ich weiß nicht, ob ich demjenigen nützen werde, dem ich zurede; das weiß ich, ich werde irgend jemand nützen, wenn ich vielen zurede. Man muß die Hand aufthun; es kann nicht fehlen, daß dem nicht etwas gelingen sollte, der vieles versucht." — Dies, mein Lucil, muß der große Mann (1) meines Bedünkens nicht thun. Sein Ansehn wird geschwächt, und er behält nicht Gewicht genug bey denen, deren minder veraltete Fehler er verbessern könnte. Der Bogenschütze

darf nicht zuweilen einmal treffen, sondern zuweilen einmal fehl schießen. Das ist keine Kunst, die zufällig ihren Zweck erreicht. Die Weisheit ist eine Kunst: sie gehe aufs Gewisse; wähle solche, die weiter kommen werden, lasse ab von denen, die sie aufgegeben hat; doch verlasse sie selbige nicht übereilt; sondern versuche selbst, wenn sie sie aufgiebt, die äußersten Hülfsmittel. Unsern Marcellin gebe ich noch nicht auf. Noch kann er gerettet werden, aber nur wenn man ihm schnell die Hand reicht. Freylich ist Gefahr da, er möge den, der sie ihm reicht, mit fortreißen. Es ist viel Geisteskraft in ihm, die aber schon eine verkehrte Richtung genommen. Nichts desto weniger will ich diese Gefahr bestehen und es wagen, ihm seine Gebrechen zu zeigen. Er wird es machen, wie gewöhnlich, und jene muntern Einfälle zu Hülfe rufen, welche Trauernden ein Lachen ablocken können; er wird sich erst über sich, dann über uns lustig machen; er wird mir in Allem, was ich sagen will, zuvorkommen. Er wird unsre Schulen durchmustern und den Philosophen Geschenke, Liebhaberinnen, Schlemmerey vorwerfen; er wird mir den einen im Ehebruch, den andern in der Schenke, den dritten am Hofe zeigen; er wird mir den feinen Philosophen Aristo zeigen, der lehrte, während er sich spatzieren tragen ließ; denn diese Zeit war es, die er sich zu seinem Geschäfte genommen hatte. Als Scaurus gefragt ward, zu welcher Secte dieser Philosoph gehöre, antwortete er: „Ein Peripatetiker (2) ist er gewiß nicht.“ Als der treffliche Julius Grăcinus befragt ward, was er von ihm hielte, sagte er: „das kann ich Dir nicht sagen, denn ich weiß nicht, wie er sich zu Fuß halten dürfte,“ gerade als wenn er wegen eines Essedars (3) befragt würde. Diese Marktschreyer, welche mehr Ehre davon hätten, die Philosophie zu vernachlässigen, als sie zu verkaufen, wird er mir vors Gesicht bringen. Ich habe jedoch beschlossen, solche Schmähungen zu erdulden. Mag er mich zum Lachen bringen;

ich

ich werde ihn vielleicht zum Weinen bringen, oder, wenn er zu lachen fortfährt, werd' ich mich, wie bey gewissen Kranken, freuen, daß ihm eine lustige Art von Wahnsinn zu Theil geworden. Aber diese Lustigkeit währt nicht lange. Gieb Acht, Du wirst bemerken, daß dergleichen Leute in kurzer Zeit aufs heftigste lachen und aufs heftigste wüthen. Ich habe beschlossen, ihn anzugreifen, und ihm zu zeigen, wie viel mehr er seyn würde, wenn er vielen (4) weniger zu seyn schiene. Seine Laster will ich, kann ich sie auch nicht ausrotten, doch hemmen. Sie werden nicht aufhören, aber doch aussetzen. Vielleicht aber werden sie auch aufhören, wenn sie mitunter auszusetzen sich gewöhnen. Auch das ist nicht zu verschmähen, wie bey Schwer-Kranken das Aussetzen der Krankheit die Stelle der Genesung vertritt. Während ich mich gegen jenen rüste, ordne Du, der Du's vermagst, der Du weißt, woher, wohin Du entkommen bist, und daraus abnimmst, wohin Du noch entkommen werdest, Dein Verhalten; erhebe Deinen Muth; stemme Dich gegen das Gefürchtete; zähle ja die nicht, welche Dir Furcht einflößen. Wird der nicht als Thor erscheinen, welcher die Menge an einem Orte fürchtet, der nur Einzelnen den Durchgang gewährt? So haben auch zu Deinem Tode nicht viele Zugang, wiewohl Dir viele mit ihm dräuen. So hat es die Natur geordnet: Nur Einer wird des Lebens Odem Dir rauben, wie Einer ihn gab.

Wenn Du Dich ein wenig schämtest; so würdest Du mir die letzte Zahlung (5) erlassen haben. Aber damit ich meines Orts mich bey Abtragung meiner Schuld nicht filzig benehme, so werd' ich auch Dir, was ich Dir schuldig bin, auskehren. „Nie hab' ich dem Volke gefallen wollen; denn was ich kann, hat des Volkes Beyfall nicht und, was des Volkes Beyfall hat, kann ich nicht." — Wer sagt das, sprichst Du, als wüßtest Du nicht, wer mir zu Gebote steht: — Epikur! Aber eben dasselbe werden

Dir alle aus jeder Schule einstimmig zurufen, Peripatetiker, Akademiker, Stoiker, Cyniker. Denn wer, dem die Tugend gefällt, kann dem Volke gefallen? Volksgunst wird durch schlechte Kunstgriffe gesucht! Du mußt Dich ihnen (6) gleich stellen; sie werden Dir keinen Beyfall geben, wenn sie in Dir nicht ihres Gleichen sehen. Es kömmt aber viel mehr darauf an, wie Du Dir selbst, als wie Du andern vorkommst. Nur durch schändliche Mittel läßt sich der Schändlichen Liebe gewinnen. — „Was wird mir denn jene gepriesene und allen Künsten und Dingen vorzuziehende Philosophie nützen?" — Nun, daß Du wirst lieber Dir, als dem Volke gefallen wollen; daß Du die Meynungen wägest, nicht zählest; daß Du ohne Furcht vor Göttern und Menschen lebest; daß Du die Uebel entweder besiegest, oder endest. Uebrigens — wenn ich Dich durch das Beyfallsgeschrey des großen Haufens gefeyert sehe, wenn bey Deinem Eintritt Zuruf, Händeklatschen und pantomimische Verzierungen Dir entgegen rauschen, wenn in der ganzen Stadt Weiber und Kinder Dich lobpreisen sollten; wie sollt' ich denn Dich nicht bemitleiden, da ich weiß, welcher Weg zu solcher Gunst führt?

Dreyßigster Brief.

Todesverachtung.

Ich habe den vortrefflichen Bassus Aufidius ganz entkräftet, gegen das Alter ankämpfen gesehn. Aber es drückt ihn bereits zu tief hinunter, als daß er sich wieder aufrichten könnte. Mit schwerer, voller Last liegt das Alter auf ihm. Du weißt, daß er immer einen schwächli-

chen, erschöpften Körper hatte. Lange hielt er, oder richtiger zu reden, flickt er ihn zusammen; auf einmal sinkt er dahin. Wie man in einem Schiffe, welches Wasser zieht, wohl einer, oder der andern Spalte wehrt, aber dem Fahrzeuge, wenn es an vielen Stellen sich löset, ausweicht und aufklafft, nicht mehr zu helfen ist; so kann auch die Schwäche eines alternden Körpers nur einigermaßen aufrecht gehalten und gestützt werden. Wenn, wie in einem morschen Gebäude, alle Fugen auseinander gehen, und, während man der einen nachhilft, die andre auseinander reißt; so muß man sehn, wie man herauskomme. Unser Bassus ist indeß noch frischen Geistes. Das wirkt die Philosophie. Sie macht den Menschen muthvoll in jeglichem Körperzustande, heiter und froh im Angesicht des Todes, nicht kraftlos, ob auch die Kräfte (1) ihn verlassen. Ein großer Steuermann schifft auch mit zerrissenem Segel und richtet selbst das entmastete Werk zur Fahrt ein. So macht es unser Bassus und sieht mit einem Muthe, mit einer Miene seinem Ende entgegen, womit eines Andern Ende entgegen zu sehn, fast zu sorglos scheinen könnte. Es ist ein großes Ding, woran man lange zu lernen hat, beym Einbruch jener unvermeidlichen Stunde mit Gleichmuth abzutreten. In andre Todesarten mischt sich noch Hoffnung. Die Krankheit läßt ab; die Feuersbrunst wird gelöscht; das einstürzende Gebäude legte manche sanft nieder, die es zu verschütten drohte; das Meer warf manchen, den es verschlang, mit derselben Gewalt, womit es ihn einschlürfte, unversehrt ans Ufer; vom Nacken des, zum Tode Bestimmten, zückte der Krieger das Schwerdt zurück; (2) nichts hat der zu hoffen, den das Alter zum Tode führt: für ihn allein kann niemand sich verwenden. Es giebt für die Menschen keine sanftere, aber auch keine langwierigere Art zu sterben. Unser Bassus kommt mir vor, als begleitete er sich selbst zu Grabe, als bestattete er seinen eignen Leichnam, als überlebte er sich selbst und

ertrüge den Verlust seiner selbst als Weiser. Denn er redet viel vom Tode, und läßt sich's eifrig angelegen seyn, uns zu überzeugen, es sey, wenn bey der Sache etwas Unangenehmes, Furchterregendes ist, dies die Schuld des Sterbenden, nicht des Sterbens; in diesem selbst sey so wenig etwas Beschwerliches, als nach demselben. Der aber, welcher fürchtet, was er nicht leiden wird, ist eben so albern, als der, welcher fürchtet, was er nicht fühlen wird. Kann man aber glauben, daß man denjenigen, der nichts mehr fühlen läßt, (3) fühlen werde? Folglich, sagt er, ist der Tod so weit entfernt, ein Uebel zu seyn, daß er sogar alle Furcht vor dem Uebel hebt. Dies, ich weiß es, ist oft gesagt worden und muß noch oft gesagt werden; aber nicht immer hat es mir eben so viel genützt, weder wenn ich es las, noch wenn ich es von solchen hörte, die etwas nicht furchtbar nannten, wenn sie ohne Furcht davor waren. (4) Dieser (5) hatte bey mir sehr viel Gewicht, da er vom nahen Tode redete. Ich will Dir sagen, wie ich hierüber denke. Ich glaube nämlich, man ist tapferer im Tode, als in der Nähe des Todes. Denn der herangerückte Tod gab auch Ungebildeten den Muth, nicht zu meiden das Unvermeidliche. So bietet der Gladiator, war er auch während des ganzen Kampfes noch so feig, dem Gegner die Kehle dar und setzt sich selbst das irrende Schwerdt recht an. Aber jener herannahende, unfehlbar kommende Tod erfordert eine gelassene Festigkeit der Seele, welche seltener ist und nur von dem Weisen bewiesen werden kann. Mit großem Vergnügen hörte ich daher jenen (5) über den Tod seine Meynung sagen und die Natur desselben, als hätte er sie näher beschaut, beschreiben. Mehr Glauben, mehr Gewicht würde, denk' ich, einer bey Dir finden, der wieder aufgelebt wäre und aus eigner Erfahrung berichtete, es sey kein Uebel im Tode. Welche Beunruhigung die Annäherung des Todes mit sich bringe, das werden Dir diejenigen am besten sagen, die ihm

nahe standen, die ihn kommen sahen und aufnahmen. Zu diesen kannst Du den Bassus zählen, der uns nicht getäuscht sehen wollte. Er sagt, es sey eben so thöricht, den Tod, als das Alter zu fürchten. Denn wie das Alter auf die Jugend folgt, so der Tod auf das Alter. Der wollte nicht leben, der nicht sterben will; denn das Leben ist uns unter der Bedingung des Todes gegeben. Ihm gehn wir entgegen. Ihn zu fürchten ist deswegen unvernünftig, weil man das Gewisse erwartet, das Zweifelhafte fürchtet. Der Tod ist mit einer gerechten und unbesiegbaren Nothwendigkeit verbunden. Wer kann sich beklagen, in einer Lage zu seyn, worin jedermann ist? Denn das erste Erforderniß zur Gerechtigkeit ist Gleichheit. Doch es ist hier überflüssig, die Natur zu vertheidigen, die uns an kein anderes Gesetz band, als sich selbst. Sie löset auf, was sie verband, und verbindet wieder, was sie auflösete. Wird es nun aber jemand vergönnt, daß ihn das Alter allgemach entläßt, ihn nicht plötzlich vom Leben losreißt, sondern stückweise hinwegführt; wahrlich, der muß allen Göttern danken, daß er lebenssatt zur Ruhe, die jedem nöthig, dem Müden süß ist, geleitet ward. Du siehst einige den Tod wünschen, und zwar lebhafter, als man wohl um das Leben bittet. Ich weiß nicht, welche von beyden uns mehr Muth einflößen, die, welche den Tod fordern, oder die, welche ihn heiter und ruhig erwarten, da jenes zuweilen aus Wuth und plötzlicher Erbitterung geschieht; diese Ruhe aber aus einem festen Urtheil entspringt. Mancher kommt, aufgebracht auf den Tod, zum Tode; den kommenden empfängt keiner heiter, der sich nicht lange auf ihn bereit gemacht hatte. Ich gestehe daher, daß ich zu dem, mir so theuren, Manne, außer andern Ursachen, deswegen häufiger gekommen bin, um zu sehen, ob ich ihn immer denselben finden würde, ob auch mit den Kräften des Körpers etwa die Munterkeit seines Geistes sich verminderte. Sie nahm nur zu, wie die Freude der

Wagenlenker sich deutlicher offenbart, wenn sie, zum siebenten mal die Bahn durchlaufend, sich der Palme nähern. (6) Bassus sagte, gemäß den Grundsätzen Epikurs, „er hoffe zuvörderst, jenes letzte Röcheln werde ohne Schmerz seyn; wäre es das jedoch nicht; so hab' er einigen Trost in der Kürze selbst. Denn kein Schmerz daure lange, der groß sey. Uebrigens werde er sich bey der Trennung des Körpers und der Seele selbst, wenn sie mit Pein verbunden seyn sollte, erinnern, daß er nach diesem Schmerz keinen Schmerz mehr leiden könne. Er zweifle aber nicht, die Seele eines Greises werde auf dessen Lippen schweben und ohne große Gewalt vom Körper getrennt werden. Wenn das Feuer einen vorhaltenden Stoff ergreift, so muß man es mit Wasser und zuweilen durch Einreißen (7) löschen; fehlt es ihm an Nahrung, so geht es von selbst aus." — Gern, mein Lucil, höre ich diese Aeußerungen, nicht weil sie neu sind, sondern weil ich mich persönlich davon überzeuge. Wie aber? hab' ich denn nicht viele gesehen, die ihren Lebensfaden selbst abrissen? Freylich hab' ich sie gesehen! Aber mehr Gewicht haben bey mir diejenigen, welche dem Tode entgegen gehen ohne Lebenshaß, und denselben zulassen, nicht herzuziehen. Jenes peinliche Gefühl übrigens, (8) sagte er, sey unser eignes Werk, indem wir erzittern, wenn wir den Tod uns nahe glauben. Denn wem ist er nicht nahe, an allen Orten fertig und in jedem Augenblick? Auch laßt uns bedenken, sagt er, wie, während irgend eine Ursache des Todes heranzunahen scheint, andre viel näher sind, die man nicht fürchtet. Ein Feind droht einem den Tod: eine Unverdaulichkeit kommt ihm zuvor! Wollen wir die Ursachen unsrer Furcht eintheilen; so werden wir finden, sie sind theils wirkliche, theils eingebildete. Nicht den Tod fürchten wir; sondern die Vorstellung des Todes; denn von ihm selbst sind wir stets gleich weit entfernt. (9) Muß man ihn also fürchten; so muß man ihn immer

fürchten; denn welche Zeit ist vom Tode befreyt? (10) —— Doch ich muß besorgen, Du werdest so lange Briefe ärger, als den Tod hassen; ich schließe also. Du aber, denke stets an den Tod, damit Du ihn nie fürchtest.

Ein und dreyßigster Brief.

Verachte das Urtheil des großen Haufens. Das höchste Gut.

Jetzt erkenn' ich meinen Lucil; er beginnt, sich so zu zeigen, wie er zu werden versprach. Folge diesem Antriebe Deines Geistes, womit Du, — Güter, die der Pöbel sucht, verschmähend, — dem Trefflichsten zustrebst. Ich verlange nicht, daß Du größer und besser werdest, als Du zu werden trachtest. Du hast einen weitumfassenden Grund gelegt; vollende nur, was Du unternahmest, und greife an, was Du mit Dir herumtrugest. Ueberhaupt wirst Du weise werden, wenn Du Deine Ohren verschließest. Sie mit Wachs zu verstopfen, ist zu wenig —: es bedarf einer festeren Verkleibung, als deren sich Ulysses bey seinen Gefährten bedient haben soll. (1) Die Stimme, welche dort gefürchtet ward, war liebkosend, doch nicht allgemein verbreitet; aber die, welche noch zu fürchten ist, umtönt uns nicht von einem einzelnen Felsen, sondern von jeglichem Theile der Erde her. Nicht also bloß vor Einem, verführerischer Wollust wegen verdächtigem, Orte, sondern vor allen Städten schiffe vorüber; (2) taub zeige Dich gegen die, welche Dich am mehrsten lieben. In guter Meynung erbitten sie Dir Böses; und willst Du glückselig seyn,

so rufe die Götter an, daß Dir nichts von dem, was man Dir wünscht, zu Theil werde. Das sind keine Güter, womit jene Dich überhäuft wissen wollen. Es giebt Ein Gut, das die Ursache und Stütze aller Glückseligkeit ist — sich selbst vertrauen. (3) Das aber kann nicht geschehen, wenn man nicht die Arbeit verachtet und zu den Dingen zählt, welche weder gut, noch böse sind. Denn es ist unmöglich, daß eine und dieselbe Sache bald böse sey, bald gut, bald unbedeutend und erträglich, bald furchtbar. Die Arbeit ist kein Gut; was ist also ein Gut? — Die Verachtung der Arbeit! (4) Also tadle ich die, welche zu eiteln Zwecken wirksam sind; diejenigen hinwiederum, die nach dem Edlen trachten, werd' ich, je mehr sie sich anstrengen, je weniger sie den Lastern gestatten, sich gegen sie zu erheben, um so mehr bewundern und ausrufen: „Immer besser! Erhebe Dich, schöpfe Athem, und übersteige, wenn Du kannst, jene Anhöhe in Einem Athem. Arbeit ist die Nahrung edler Seelen." — Nicht also nach jenem alten Wunsche Deiner Eltern (5) hast Du zu wählen, was Du Dir gewährt sehn, was Du wünschen mögtest, und überhaupt ist es für einen Mann, der schon so hoch gestiegen, (6) schimpflich, noch die Götter zu ermüden. (7) Wozu Wünsche? Mache Dich auch selbst glückselig. (8) Das wirst Du aber thun, wenn Du einsiehst, gut sey das, womit Tugend verknüpft ist; schändlich das, womit Laster verbunden ist. Wie ohne Beymischung von Licht nichts glänzt; nichts schwarz ist, ohne wobey Finsterniß ist, oder was Dunkeles in sich aufgenommen; wie ohne Beyhülfe des Feuers nichts warm, ohne Luft nichts kalt ist; so macht die Gemeinschaft mit Tugend oder Laster das Edle und Schändliche aus. Was ist nun gut? — Richtige Erkenntniß! Was ist böse? Unwissenheit! (9) Der Weise, der Kunstverständige verwirft und erwählet alles den Umständen gemäß. Aber weder fürchtet er, was er verwirft, noch bewundert er, was er erwählt, wenn anders ein hoher,

unbesiegbarer Geist in ihm wohnt. (10) Ich will nicht, daß Du Dich unterwerfen und niederdrücken lässest. Dich der Arbeit nicht zu weigern, ist wenig; fordre sie! Welche Arbeit eitel und überflüssig sey, fragst Du? Die, wozu geringfügige Ursachen uns aufriefen, ist kein Uebel, so wenig als die, welche auf etwas Schönes verwandt wird, weil die ausharrende Kraft der Seele selbst es ist, die sich zu dem Harten und Unangenehmen ermuntert (11) und spricht: Was zauderst Du? — Der Mann darf den Schweiß nicht fürchten! Dazu komme nun noch, die Tugend zu vollenden, Gleichförmigkeit und eine, durchgehends mit sich selbst einstimmige, Haltung des Lebens, welches nicht seyn kann, wenn es an Wissenschaft mangelt, an der Kunst, durch welche Göttliches und Menschliches erkannt wird. Dies ist das höchste Gut; wenn Du Dich dessen bemächtigst, dann erst wirst Du, ein Genoß der Götter, nichts von ihnen mehr erflehen. Wie gelangt man, fragst Du, dahin? Nicht über das paninische oder grajische Gebirge, (12) nicht durch Candaviens Wüsten; (13) Du darfst nicht zu den Syrten, (14) noch zur Scylla und Charybdis gehen, die Du doch alle bereiset hast, für den Lohn einer kleinen Procuratur. (15) Sicher ist die Reise und anmuthig, wozu die Natur Dich ausrüstete. Sie hat Dir das gegeben, was Du nur nicht verlassen darfst, um Dich, Gott ähnlich, zu erheben. Gott ähnlich wird Dich aber das Geld nicht machen: Gott hat keines; das Purpurkleid wird es nicht thun: Gott ist unbekleidet; der Ruhm wird es nicht thun, nicht Aufsehen, nicht die, unter die Völker verbreitete, Kunde Deines Namens, niemand kennt Gott; viele denken schlecht von ihm — und ungestraft, nicht eine Schaar von Sklaven, die Deine Sänfte durch Stadt und Land schleppen: Gott, der Erhabene, Allmächtige, trägt selbst alle Dinge. Auch Schönheit und Stärke können Dich nicht beseligen: alles dergleichen veraltet. Darum müssen wir etwas suchen, das sich

nicht von Tage zu Tage verschlechtern, dem sich nichts in den Weg stellen könne. Was ist dies? — Die Seele, aber jene gerade, gute, große. (16) Wie willst Du diese anders nennen, als einen göttlichen Gast im menschlichen Körper? Diese Seele kann sowohl in einen römischen Ritter, als in einen Freygelassenen, als in einen Sklaven kommen. Was ist ein römischer Ritter, oder ein Freygelassener, oder ein Sklav? — Namen, aus Ehrgeiz oder aus Ungerechtigkeit entsprungen. Zum Himmel kann man sich auch aus einem Winkel aufschwingen! Erhebe Dich nur und bilde auch Du Dich Gottes würdig. So wirst Du Dich aber bilden nicht aus Gold oder Silber; diesem Stoff läßt sich kein, Gott ähnliches, Bildniß einprägen. Bedenke, sie waren aus Thon, als sie noch gnädig waren! (17)

Zwey und dreyßigster Brief.

Lob einer weisen Eingezogenheit. Halte die Zeit zu Rathe. Entsage gemeinen Wünschen.

Ich spüre Dir nach und erforsche von allen, welche aus jener Gegend kommen, was Du macheſt, wo, und mit was für Leuten Du lebeſt. Du kannſt mich nicht täuſchen; ich bin bey Dir! Lebe ſo, als würd' ich alles, was Du thuſt, zu hören, ja zu ſehn bekommen. Du fragſt, was unter allem, was ich von Dir höre, mir die mehrſte Freude mache? — Daß ich nichts höre; daß die mehrſten von denen, die ich frage, nicht wiſſen, was Du machſt. Es iſt heilſam, nicht umzugehn mit Leuten, die uns unähnlich ſind, und nach etwas ganz Anderm ſtreben. Ich habe zwar das Vertrauen,

Du könnest Dich nicht umdrehen lassen, werdest bey Deinem Vorsatze bleiben, wenn auch eine Schaar von Verführern Dich umgiebt. Und was denn? — Ich fürchte nicht, daß sie Dich umändern, ich fürchte, daß sie Dich hindern. Viel aber schadet uns auch der, welcher uns aufhält, zumal bey solcher Kürze des Lebens, welches wir durch unsre Unbeständigkeit noch kürzer machen, indem wir es bald so, bald anders von vorn anfangen. Wir zerren es zu kleinen Theilen auseinander und zerstückeln es. Darum eile, theuerster Lucil, und bedenke, wie Du Deinen Lauf beschleunigen würdest, wenn der Feind Deinen Rücken bedrohte, wenn Du besorgtest, ein Reiter sprengte heran und setzte den Fliehenden auf dem Fuße nach. — Das geschieht; man setzt Dir nach! — Verdopple Deine Schritte und entfliehe; bringe Dich in Sicherheit und erwäge oft, wie schön es sey, das Leben vor dem Tode zu vollenden, (1) und dann furchtlos den übrigen Theil seiner Zeit, nichts für sich selbst, (2) im Besitz eines glückseligen Lebens zu erwarten, das nicht glückseliger wird, wenn es länger wird. O wann wirst Du jene Zeit schauen, da Du einsehen wirst, daß Dich die Zeit nichts angeht; (3) da Du ruhig und friedsam, unbekümmert um den morgenden Tag, in Dir selbst volle Gnüge finden wirst. Willst Du wissen, was doch das sey, was die Menschen so begierig nach dem Künftigen macht? — Niemand gehört sich selbst an! (4) Freylich wünschen Deine Eltern Dir etwas anderes: aber ich im Gegentheil wünsche Dir Verachtung alles dessen, wovon sie Dir Ueberfluß wünschten. Ihre Wünsche plündern viele, um Dich zu bereichern. Was sie Dir übertragen, muß irgend jemanden abgenommen werden. Ich wünsche Dir den Besitz Deiner selbst; daß Dein, von unstäten Vorstellungen umhergeworfenes, Gemüth endlich einen festen, sichern Stand bekomme, daß es mit sich selbst zufrieden sey und bey der Erkenntniß der wahren Güter, die man besitzt, so wie man sie erkennt, keiner

Verlängerung des Lebens bedürfe. Der allein ist über die Nothwendigkeit hinausgeschritten, und der Knechtschaft entlassen und frey, welcher lebt nach vollendetem Leben. (5)

Drey und dreyßigster Brief.

Lob stoischer Schriftsteller. Warnung vor Nachbeterey.

Du verlangst, daß ich auch diesen Briefen, wie den vorigen, Sentenzen unsrer Großen (1) beyfüge. Diese gaben sich nicht mit Floskeln (2) ab; das ganze Gewebe ihres Vortrages ist männlich. Ungleichheit, wisse, ist da, wo etwas Hervorragendes auffällt. Man bewundert keinen einzelnen Baum, wenn der ganze Wald zu gleicher Höhe emporsteigt. Mit solchen Sentenzen sind die dichterischen, sind die historischen Werke angefüllt. Ich mögte daher nicht, daß Du sie für Epikurs Eigenthum ansäheſt: sie sind Gemeingut, besonders unser. (3) Nur werden sie bey ihm mehr angemerkt, weil sie selten, weil sie unverhofft mit vorkommen, weil es befremdend ist, daß ein Mann, welcher die Weichlichkeit predigt, etwas Starkes sagt. Denn so urtheilen die mehrsten; nach meiner Meynung ist auch Epikur ein Starker, wiewohl er Weiberärmel trägt. Tapferkeit und Thatkraft, und ein kriegfertiger Geist findet sich sowohl bey Persern, (4) als bey hochgeschürzten Leuten. Fordre daher keine auserlesene Stellen, keine Wiederholungen. (5) Ein ganzes ist bey uns, was bey Andern ausgelesen wird. Wir haben keine solche duftende Sachen, wir täuschen den Käufer nicht, der, wenn

er hereintritt, nichts weiter findet, als was vor der Thüre aushängt. Wir gestatten es ihnen, (6) selbst, die Proben auszusuchen. Gesetzt, wir wollten einzelne Sentenzen aus der Menge absondern, wem sollten wir sie zuschreiben? Dem Zeno, oder Kleanth, oder Chrysipp, oder Panätius, oder Posidonius? — (7) Wir stehn unter keinem Könige; jeder ist sein eigner Herr. Bey jenen (8) wird alles, was Hermachus, was Metrodorus gesagt hat, Einem zugeschrieben. (9) Alles, was irgend jemand von jener Sekte vorgebracht hat, das hat er unter der Leitung und Anführung eines einzigen gesagt. Wir, sag' ich, können, nicht, wenn wir's auch versuchten, aus einem so großen Vorrathe gleichartiger Sachen etwas herausheben.

„Der Arme nur zählt seine Heerde."

Wohin Du auch das Auge wendest, stößt Dir etwas auf, das sich auszeichnen würde, wenn man es nicht unter Gleichem läse. Laß daher die Hoffnung fahren, auszugsweise die geistvollen Werke so großer Männer kosten zu können; Du mußt sie ganz beschauen, ganz durchdenken. Hier wird ein Vorhaben ausgeführt und nach den eigenthümlichen Grundzügen seines geistvollen Urhebers ein Werk zusammengefügt, wovon nichts hinweggenommen werden kann, ohne daß es zusammenfällt. Indeß hab' ich nichts dagegen, daß Du einzelne Glieder betrachtest, doch nur am Menschen selbst. (10) Die ist noch nicht schön, deren Fuß oder Arm man rühmt, sondern die, deren ganze Gestalt keinen einzelnen Theil zu bewundern erlaubt. Bestehst Du indeß darauf; so werd' ich nicht karg gegen Dich verfahren; sondern mit vollen Händen austheilen. In großer Menge liegen sie (11) überall umher. Man darf nur hinnehmen, nicht zusammensuchen. Sie entfallen nicht einzeln, sondern strömen ununterbrochen dahin, und hängen unter sich zusammen. Auch glaub'

ich, daß sie Anfängern und solchen, die nur von außen zuhören, (12) viel nützen können. Denn einzelne kurze, in eine Art von Versmaaß eingeschlossene, Gedanken haften leichter. Daher geben wir auch Knaben Sentenzen und, im Griechischen so genannte, Chrien (13) zum Auswendiglernen, weil der jugendliche Geist sie umfassen kann, weil er noch keiner größeren, und zugleich sicheren, Fortschritte fähig ist. Für den Mann ist es schimpflich, nach Floskeln zu haschen und sich auf einige wenige allbekannte Sentenzen zu stützen und nur vom Gedächtnisse abzuhängen. Er muß sich bereits auf sich selbst lehnen, muß dergleichen selbst sagen, nicht auswendig wissen. Wer alt ist, oder im Begriff, es zu werden, muß sich schämen, aus Heften gelehrt zu seyn. „Das sagte Zeno." — Was denn Du? „Dies Kleanth." — Was denn Du? Wie lange stehst Du unter andern? Gieb Du auch Befehle und sage etwas, das behalten zu werden verdient; trage auch etwas von dem Deinen vor. Alle jene Männer, die nie selbst etwas hervorbringen, immer nur andre auslegen, unter fremden Schatten sich verbergen, haben meines Bedünkens nichts Edles; nie wagen sie, einmal zu thun, was sie lange lernten. Sie haben bloß ihr Gedächtniß an fremden Sachen geübt. Ein Andres ist: behalten haben; ein Andres: wissen. Behalten heißt: das, was dem Gedächtnisse anvertraut ward, bewahren; wissen hingegen heißt: sich alles zu eigen machen, nicht an der Vorschrift kleben und unablässig auf den Lehrer blikken. „Dies sagt Zeno, dies Kleanth." — Mache doch einigen Unterschied zwischen Dir und einem Buche! Wie lange willst Du lernen? Lehre nun auch. Warum soll ich hören, was ich lesen kann? — „Viel, sagt man, thut der mündliche Vortrag." — Aber nicht der, den man fremden Worten leiht, und der bloß Kopiistendienste thut. Hiezu kommt, daß diejenigen, welche stets unter fremder Vormundschaft bleiben, ihren Vorgängern in ei-

ner Angelegenheit folgen, worin bisher immer jeder von seinen Vorgängern abwich: (14) daß sie ihnen ferner in einer Angelegenheit folgen, wo noch gesucht wird. Es wird aber nie etwas gefunden werden, wenn wir uns mit dem bereits Gefundenen begnügen. Ueberdies, wer andern nachtritt, findet nichts, ja er sucht nicht einmal etwas. Wie denn? Soll ich nicht in die Fußtapfen der Vorgänger treten? Nun, ich werde mich des alten Weges bedienen; find' ich aber einen besseren und ebneren; so werd' ich ihn bahnen. Die vor uns in diesem Fache etwas thaten, sind nicht unsre Gebieter; sondern unsre Führer. Die Wahrheit steht allen offen; (15) sie ist noch nicht besetzt; auch für die Nachkommen ist noch viel von ihr übrig. (16)

Vier und dreyßigster Brief.

Seneca's Freude über Lucil's Fortschritte in der Philosophie.

Ich erhebe mich, bin entzückt, das Alter entweicht, jugendliche Wärme durchdringt mich wieder, so oft ich aus Deinen Handlungen und Schriften ersehe, wie weit Du Dich selbst (denn die großen Haufen hast Du längst hinter Dir gelassen) übertriffst. Wenn den Landmann der Baum ergötzt, den er zum Tragen brachte; wenn der Hirt an den Jungen, die ihm seine Heerde wirft, Freude findet; wenn niemand einen Pflegling ansieht, ohne dessen Wachsthum als seinen eignen anzusehen, was müssen denn, sprich, Erzieher empfinden, wenn sie diejenigen, die sie von zarter Jugend auf bildeten, plötzlich herangewachsen sehen! Ich eigne Dich mir zu, Du bist mein Werk. Als ich Deine

Anlagen bemerkte, legt' ich Hand an Dich, ermunterte Dich, spornte Dich, und ließ Dich nicht langsam gehen, sondern trieb Dich zuweilen an; und das thu' ich noch jetzt. Aber jetzt ermuntere ich einen, der bereits läuft, und mich wechselseitig ermuntert. — „Was ich denn mehr will," sagst Du? „Hieran (1) liegt das Mehrste. Denn*) was man sonst sagt, daß ein guter Anfang die halbe Arbeit sey, das gilt auch von der Ausbildung der Seele. Man ist schon größtentheils gut, wenn man gut werden will." — Du weißt, wen ich gut nenne: den Vollkommenen; Vollendeten, den keine Gewalt, keine Nothwendigkeit böse machen kann. Diesem sehe ich in Dir entgegen, wenn Du ausharrest, und Dich befleißigest und darnach trachtest, daß alle Deine Handlungen und Reden übereinstimmen und sich entsprechen, und mit Einem Stempel geprägt seyn. Die Seele ist nicht in der rechten Verfassung, deren Wirkungen sich unähnlich sind.

Fünf und dreyßigster Brief.

Aechte Freundschaft.

Wenn ich Dich so inständig bitte, zu studiren; (1) so sorg' ich für meinen eigenen Vortheil. Ich will einen Feund haben, welches mir nicht zu Theil werden kann, wenn Du nicht fortfährst, Dich auszubilden, wie Du angefangen hast. Denn jetzt liebst Du mich; mein Freund bist Du nicht. — „Wie? ist denn dieses zweyerley?" — Ja,

---

*) Nam sic.

Ja, sogar unähnlich. Der Freund liebt; wer liebt, ist nicht sofort auch Freund. Die Freundschaft ist immer nützlich, die Liebe sogar zuweilen schädlich. Mache, wenn auch aus keinem andern Grunde, damit Du lieben lernest, Fortschritte. Eile aber, daß Du, während Du mir zu Gute fortschreitest, nicht für einen andern lernest. (2) Zwar erndte ich schon jetzt Früchte, (3) indem ich mir vorstelle, wir werden Eines Sinnes werden, und was meinem Alter an Kraft entwichen ist, werde mir von dem deinigen, wiewohl der Unterschied nicht groß ist, wieder einkommen; aber ich mögte doch auch des Erfolges selbst froh werden. Auch von unsern abwesenden Geliebten haben wir Freude; aber sie ist schwach und dahinschwindend. Der Anblick und die Gegenwart und der Umgang gewährt eine Art von lebendiger Wollust, zumal wenn Du nicht bloß siehst den Du wünschest, sondern auch, wie Du ihn wünschest. Bringe denn Dich mir dar, ein kostbares Geschenk! Und damit Du die Sache desto mehr beschleunigst, bedenke, ich sey alt, Du sterblich. Eile zu mir; aber erst zu Dir. Schreite fort, und trachte vor allem dahin, daß Du mit Dir selbst übereinstimmest. So oft Du erproben willst, ob Du etwas ausgerichtet hast; gieb Acht, ob Du heute dasselbe willst, was Du gestern wolltest. Aenderung des Willens ist ein Zeichen, daß die Seele umherschwimmt, und bald hier, bald dort zum Vorschein kommt, wie der Wind sie treibt. Was fest und wohlgegründet ist, schweift nicht umher. Das ist gerade dem vollkommenen Weisen eigen; einigermaßen auch dem, der es zu werden angefangen, und einige Fortschritte gemacht hat. — „Was ist hier für ein Unterschied?“ — Dieser wird zwar erschüttert, weicht aber nicht von der Stelle; sondern wankt an seinem Ort; jener wird nicht einmal erschüttert!

Sechs und dreyßigster Brief.

Werth der Muße. Verachtung der Urtheile des großen Haufens, und — des Todes.

Ermahne Deinen Freund, daß er großmüthig diejenigen verachte, die ihm Vorwürfe machen, daß er die Stille und Muße gesucht, seinen Rang aufgegeben, und, da er es noch weiter bringen können, die Ruhe allem Uebrigen vorgezogen habe. Er wird es diesen Leuten täglich beweisen, wie gut er für seinen Vortheil gesorgt habe. Jene Beneideten (1) werden nicht aufhören, ihren Standpunkt zu verändern. Einige werden erdrückt werden, andre dahin fallen. Es ist ein unruhiges Ding um ein hohes Glück. Es beunruhigt sich selbst, und verwirrt auf mehr als eine Weise das Gehirn. Es reitzt die Einen gegen die andern, diese zum Streben nach Macht, jene nach Wohlleben; diese bläht es auf, jene verweichlicht es und löset sie gänzlich auf. — „Aber mancher trägt es doch gut!“ — Freylich, wie der Wein! (2) Laß Dich doch nicht von jenen Leuten überreden, der sey glückselig, der von vielen belagert (3) wird; man versammelt sich um ihn, wie um die Kufe; die sie ausleeren, trüben sie auch. Einen läppischen, schläfrigen Menschen nennen sie ihn. (4) — „Du weißt, Manche reden verkehrt und bezeichnen die Dinge mit entgegengesetzten Namen. Glückselig nannten sie ihn. Wie aber, war er's? Selbst das kümmert mich nicht einmal, daß seine Gemüthsart einigen zu rauh und finster vorkömmt. Ariston (5) sagte: Lieber sey ihm der Jüngling von finstrer Laune, als der lustige, beym Haufen Beliebte. Der Wein werde gut, der, jung, — streng und herbe geschienen; der, welcher, eben gefaßt, wohlschmecke, dauere nicht.“ — Mögen sie ihn finster heißen, und einen Feind

seines Fortkommens; im Alter wird sich gerade das finstere Wesen gut zeigen — vorausgesetzt, daß er nur beharrlich die Tugend übe, die edleren Wissenschaften sich ganz aneigne, nicht jene, die man nur zu kosten braucht; (6) sondern diese, welche die Seele durchdringen müssen. (7) Dies ist die Zeit zum Lernen. — Wie? Giebt es denn eine, da man nicht lernen dürfte? — Keinesweges. Es ist zu allen Zeiten anständig, zu lernen; aber nicht, sich unterweisen zu lassen. Es ist schimpflich und lächerlich, als Greis das A B C zu lernen. Der junge Mann muß sammeln, der alte genießen. So wirst Du denn sehr für Deinen Nutzen sorgen, wenn Du jenen so gut machst, als möglich. Solche Wohlthaten, (ohne Zweifel gebührt ihnen der erste Rang) soll man suchen und ertheilen, welche man mit eben so großem Nutzen gewährt, als empfängt. Uebrigens hat jener nicht mehr freye Hand. Er hat sein Wort gegeben! Es ist aber weniger schimpflich, einen Gläubiger, als eine gute Hoffnung (8) nicht zu befriedigen. Um jene Schuld abzutragen, bedarf der Kaufmann einer glücklichen Seefahrt, der Landmann der Fruchtbarkeit des Bodens, den er bebaut, und einer günstigen Witterung; im letzten Fall kann man allein mit einem guten Willen bezahlen. Ueber den Charakter hat das Schicksal keine Gewalt. Diesen ordne er (9) so, daß sein Geist, im Besitz der ungestörtesten Ruhe, zu der Vollkommenheit des Weisen gelange, der weder Verlust, noch Gewinn empfindet; sondern in demselben Zustande verbleibt, wie auch immer die Dinge ausfallen. Häufen sich gemeine Güter (10) bey ihm, so ragt er über seine Besitzungen hervor; entreißt ihm der Zufall etwas davon, oder alles, — so wird er nicht kleiner. Wäre er in Parthien gebohren, so würd' er schon als Kind den Bogen spannen; wenn in Germanien, so würde er bereits als Knabe den schlanken Wurfspieß schwingen; wenn er zu den Zeiten unsrer Altväter gelebt hätte, so würde er reiten und den Feind in der Nähe durchbohren gelernt haben.

Dergleichen empfiehlt und gebietet einem jeden die National-Erziehung. Aber worauf muß Er (11) sich nun üben? Auf das, was gegen alle Waffen, gegen jede Art von Feinden gute Dienste thut — den Tod zu verachten. Daß dieser etwas Furchtbares hat, wodurch er unsere Seelen, welche die Natur zur Liebe gegen sich selbst bildete, zurückstößt, bezweifelt niemand. Auch wäre es nicht nöthig, uns zu demjenigen zu rüsten und anzufeuern, woran wir vermöge eines natürlichen Triebes gehen, so wie jeder zu seiner Selbsterhaltung angetrieben wird. Niemand lernt, wenn es seyn müßte, mit Gleichmuth auf Rasen zu schlafen, sondern darum härtet er sich ab, daß er keiner Folter seine Treue unterwerfe, daß er, wenn es nöthig seyn sollte, stehend, auch zuweilen verwundet, auf dem Walle eine Nacht durchwachen könne, ohne sich einmal auf seinen Spieß zu stützen, weil der Schlaf diejenigen, welche sich auf irgend eine Stütze lehnen, zuweilen zu beschleichen pflegt. Der Tod hat nichts Lästiges; denn es muß etwas da seyn, dem es lästig sey. (12) Wenn Du indeß ein so großes Verlangen nach einem längern Daseyn hegest, so bedenke, daß nichts von dem, was vor den Augen verschwindet, und in den Schooß der Natur, aus dem es hervorging, um bald wieder hervorzugehen, niedergelegt wird, aufgerieben werde. Es hört auf, aber es vergeht nicht. Auch der Tod, den wir so sehr fürchten, dessen wir uns weigern, unterbricht das Leben, aber er raubt es nicht. Der Tag wird kommen, der uns wieder an das Licht bringen wird; dessen viele sich weigern würden, hätten sie nicht das Vergangene vergessen. Doch zu einer andern Zeit werd' ich umständlicher zeigen, daß alles, was unterzugehen scheint, bloß verändert wird. — Gelassen sollte der weggehn, der wiederkehren wird. Bemerke, wie alle Dinge sich in stetem Kreislauf drehen; Du wirst finden, daß in dieser Welt nichts vernichtet wird, sondern wechselnd ab- und aufsteigt. Der Sommer geht vorüber, aber das folgende

Jahr führt ihn wieder herbey; der Winter schwindet dahin; seine Monate werden ihn zurück bringen; die Sonne wird verhüllt von der Nacht; aber auch diese wird bald der Tag vertreiben. Jener Umlauf der Gestirne wiederholt nur das Vergangene; unablässig erhebt sich ein Theil des Himmels, ein andrer sinkt unter. Ich schließe endlich, indem ich nur dies Einzige noch hinzufüge: daß weder Kinder, noch Knaben, noch Verrückte den Tod fürchten, und daß es höchst schimpflich ist, wenn die Vernunft uns nicht eine Furchtlosigkeit gewährt, zu welcher Thorheit hinführt.

Sieben und dreyßigster Brief.

Strenge Zucht und wohlthätige Wirkungen der Philosophie.

Du hast mir, — welches Dich am stärksten verbindet, nach einem tugendhaften Sinne zu streben, — einen tugendhaften Mann versprochen. (1) Du hast Dich vereidet! (2) Wer Dir sagt, dieser Kriegsdienst sey weichlich und leicht, hat Dich zum Besten. Ich will nicht, daß man Dich hintergehe. Für diese höchst ehrenvolle, wie für jene höchst schimpfliche, Verpflichtung (3) gelten dieselben Worte: „Gebrannt, gefesselt, mit dem Schwerdte getödtet zu werden.“ (4) Von jenen, welche ihre Faust dem Kampfplatze verdingen, und was sie essen und trinken wieder ausbluten, (5) läßt man sich Sicherheit geben, daß sie dergleichen auch wider Willen leiden; von Dir, daß Du es willig und gerne leidest. Jene mögen die Waffen niederlegen, und des Volkes Mitleid zu rühren versuchen. Du wirst weder die

Waffen niederlegen, noch um Dein Leben bitten; aufrecht und unüberwunden mußt Du sterben. Was nützt es auch, wenige Tage oder Jahre zu gewinnen? Wir werden geboren, auf den Tod zu kämpfen. — „Wie soll ich mich denn, sagst Du, losmachen?“ — Entfliehen kannst Du dem Unvermeidlichen nicht; besiegen kannst Du es. Ein Weg muß sich öffnen: und diesen Weg wird die Philosophie Dir zeigen. Zu ihr wende Dich, wenn Du gerettet, und sicher, und selig und, was das Wichtigste ist, frey seyn willst. Dies kann Dir anders nicht zu Theil werden. Die Thorheit ist ein niedriges, verworfenes, schmutziges, knechtisches, vielen und wüthenden Affekten unterworfenes Ding. Von diesen so harten, bald wechselsweise, bald gemeinschaftlich herrschenden Gebietern, (6) erlöset Dich die Weisheit, welche allein Freyheit ist. Ein Weg führt zu ihr, und zwar geradezu. Du wirst Dich nicht davon verirren; gehe festen Schrittes. Wenn Du alles Dir unterwerfen willst, so unterwirf Dich der Vernunft. Du wirst viele regieren, wenn die Vernunft Dich regiert. Von ihr wirst Du lernen, was und wie Du's angreifen sollst; nicht zufällig wirst Du auf Dinge stoßen. Du wirst mir niemand angeben können, der wisse, wie er dazu gekommen sey, zu wollen, was er will; nicht durch Ueberlegung ward er irgend wohin geleitet; sondern durch blinde Triebe fortgestoßen. Das Schicksal läuft nicht minder oft auf uns zu, wie wir auf das Schicksal. Schimpflich ist's, nicht zu gehen, sondern zu treiben, und auf einmal mitten im Wirbel der Dinge staunend zu fragen: Wie kam ich hierher?

Acht und dreyßigster Brief.

Die nützlichste Art des Unterrichts.

Mit Recht dringest Du darauf, daß wir fleißig solche Briefe mit einander wechseln. Der Vortrag nützt am mehrsten, welcher sich zu kleinen Theilen in die Seele einschleicht. Studirte, vor einem horchenden Volke sich ergießende, Reden sind geräuschvoller, aber minder vertraulich. Die Philosophie ist ein guter Rath; einen guten Rath giebt niemand laut. (1) Bisweilen muß man sich auch jener Volksreden, daß ich so sage, bedienen, wenn man einen Unentschlossenen anzutreiben hat; wo es aber nicht darauf abgesehen ist, daß jemand lernen wolle, sondern daß er lerne, da muß man sich dieser leiseren Sprache bedienen. Sie dringt leichter ein und haftet besser. Auch sind eben nicht viele, sondern eindrucksvolle Worte nöthig. Man muß sie wie Saamenkörner ausstreuen, welche, so klein sie auch sind, wenn sie nur einen angemessenen Boden gewinnen, ihre Kräfte entwickeln und sich von sehr geringem Umfange zu einer ansehnlichen Größe erweitern. So geht's auch mit dem Vortrage;*) (2) er breitet sich auf den ersten Blick nicht weit aus; wirkend wächst er. Wenig ist's, was gesagt wird; aber nimmt die Seele dieses wohl auf, so erstarkt es und schießt auf. Es hat mit Lehren, sag' ich, eben die Bewandniß, wie mit Saamenkörnern: sie wirken viel, obgleich sie nur eng begrenzt sind. Nur muß, wie gesagt, ein empfängliches Gemüth sie an sich reißen und in sich ziehen. Dieses wird dann selbst auch Vieles erzeugen, und mehr wiedergeben, als es empfing.

---

*) oratio.

Neun und dreyßigster Brief.

Eifere dem Guten nach! — Strebe nach wahrer Größe.

Die sorgfältig geordneten, kurzgefaßten Abhandlungen, die Du zu haben wünschest, will ich wohl aufsetzen; bedenke aber, ob nicht ein ausführlicher Vortrag (1) mehr nütze, als solche, jetzt gemeiniglich so genannte, Breviarien, die man ehemals, als wir noch Latein redeten, Summarien nannte. Jener ist dem Anfänger nöthiger, diese dem Kenner; denn jener lehrt, diese erinnern. Aber ich will Dir mit beyden dienen. Daß ich diesen, oder jenen Verfasser nenne, verlange nicht von mir; wer sich auf Andre beruft, die ihn kennen, ist selbst unbekannt. Ich werde schreiben, was Du wünschest; aber nach meiner Weise. Einstweilen hast Du viele, deren Schriften man wohl nur nicht in gehöriger Ordnung lieset. Nimm ein Verzeichniß der Philosophen zur Hand; eben dies wird Dich zum Erwachen nöthigen! Wenn Du siehst, wie viele für Dich gearbeitet haben; so wirst Du wünschen, auch einer von ihnen zu seyn. Denn das ist ein herrlicher Vorzug eines edlen Gemüthes, daß es durch das Gute zur Nacheiferung gereitzt wird. Keinen Mann von hohem Sinne ergötzt das Niedrige und Gemeine; der Glanz großer Gegenstände zieht ihn an und erhebt ihn. Wie die Flamme gerade aufsteigt, und so wenig liegen und niedergedrückt werden, als ruhen kann; so ist auch unsre Seele in Bewegung, und um so beweglicher und thätiger, je feuriger sie ist. Aber glücklich, wer diesen Trieb (2) auf das Bessere richtet. Er wird sich der Gerichtsbarkeit und Oberherrschaft des Schicksals entziehen, das Glück mäßigen, das Unglück mildern, und was andre bewundern, verachten. Ein

großer Geist verachtet Großes (3) und zieht das Mittelmäßige dem Uebermäßigen vor. Jenes nämlich ist nützlich und nahrhaft; dieses aber schadet durch Ueberfluß. So streckt eine zu große Fruchtbarkeit die Saat zu Boden, (4) so brechen die Zweige unter ihrer Last; so kommt, was zu üppig wächst, nicht zur Reife. Eben das begegnet den Seelen, die ein übermäßiges Glück entkräftet, wodurch sie nicht bloß sich selbst; sondern auch anderen zu schaden veranlaßt werden. Wer hat je von einem Feinde so viele Mißhandlungen erfahren, als manche von ihren Lüsten, deren Unbändigkeit und unsinnige Wollust man bloß darum entschuldigen mögte, weil sie leiden, was sie gethan haben. Und mit Recht quält sie diese Wuth. Denn nothwendig muß die Begierde ins Unermeßliche gehen, welche das Maaß der Natur überschritten hat. Denn diese hat ihr Ziel; was aus Wahn und Wollust entspringt, ist ohne Schranken. Das Nothwendige wird nach dem Nützlichen abgemessen; das Ueberflüssige — wo willst Du's beschränken? In Wollüste also versenken sie sich, die, zur Gewohnheit geworden, ihnen unentbehrlich sind. Und eben deswegen sind sie höchst bedauernswürdig, daß ihnen, was überflüssig war, nothwendig geworden ist. Darum fröhnen sie den Wollüsten, genießen sie nicht, und lieben, was das ärgste aller Uebel ist, ihre Uebel. Dann aber ist die Unglückseligkeit vollendet, wenn das Schändliche nicht bloß vergnügt; sondern auch gebilligt wird, und da ist keine Hülfe mehr, wo, was Laster war, zur herrschenden Sitte ward.

Vierzigster Brief.

Annehmlichkeit des Briefwechsels. Ueber philosophischen Vortrag.

Daß Du mir häufig schreibst, dafür dank' ich Dir; denn Du zeigst Dich mir dadurch auf die einzige, jetzt mögliche, Art. (1) Nie bekomm' ich einen Brief von Dir, ohne daß wir sogleich beysammen sind. Wenn uns die Bildnisse abwesender Freunde lieb sind, welche das Gedächtniß auffrischen und den Schmerz der Sehnsucht durch einen falschen und eiteln Trost lindern, wie viel angenehmer sind denn nicht Briefe, welche uns wahre Spuren, wahre Merkmale des abwesenden Freundes bringen! Denn was beym persönlichen Anblick das Süßeste ist, das gewährt die, dem Briefe aufgedrückte, Hand des Freundes — das Erkennen.

Du schreibst mir, Du habest den Philosophen Serapion, als er jene Insel besuchte, gehört; er pflege die Worte wie in vollem Lauf hervorströmen zu lassen, sie mit einer Stimme nicht hervorzubringen; sondern herauszudrängen und zu treiben, denn es kommen mehrere hervor, als daß ihnen Eine Stimme genügte. Ich billige dies nicht an einem Philosophen, dessen Vortrag, wie sein Leben, regelmäßig seyn muß; nichts aber ist geordnet, was übereilt und zu sehr beschleunigt wird. Daher wird beym Homer jene hastige, und ohne Pause, wie der Schnee, daherkommende, Rede, dem Redner (2) zugeschrieben; aber sanft und süßer, als Honig, entfließt sie dem Greise. Halte es daher so, daß Du jene reißende, überströmende Gewalt der Rede einem Marktschreyer angemessener findest, als einem Manne, der eine große und

ernste Angelegenheit betreibt — der lehrt. Weder tröpfeln — noch strömen soll sie, und die Ohren weder ausdehnen, noch überfüllen. Denn auch jener dürftige und magere Vortrag schwächt die Aufmerksamkeit des Zuhörers, dem das Zögern lange Weile macht; leichter jedoch setzt sich das fest, was man erwartet, als was vorüberfliegt. Dann heißt es ja auch: die Leute bringen ihren Schülern Lehren bey; man bringt aber nichts bey, was davon flieht. Setze noch hinzu, daß ein Vortrag, welcher für die Wahrheit arbeitet, ungeschmückt und einfach seyn muß; dieser populäre aber ist ohne alle Wahrheit. Er will den großen Haufen rühren und unkundige Ohren mit Gewalt hinreißen; er läßt sich nicht handhaben, rennt dahin. Wie kann er aber regieren, (3) wenn man ihn regieren kann? Und muß denn nicht eine Rede, die zur Heilung von Seelen gebraucht wird, in unser Inneres eindringen? Arzneymittel helfen nicht, wenn der Kranke sie nicht bey sich behält. Dort ist viel Hohles und Eitles: Viel Getöse, wenig Gehalt! Meine Furcht soll gemäßigt, meine Begierden sollen gebändigt, meine Irrthümer sollen zerstreut, meiner Ueppigkeit soll Einhalt gethan, mein Geitz soll gescholten werden; was von dem allen kann so in der Eile geschehen? Welcher Arzt heilt Kranke im Vorbeygehn? Doch auch nicht das mindeste Vergnügen gewährt ein solches Getöse von ohne Auswahl daherstürzenden Worten. Aber, wie es genug ist, manches, was man nicht für möglich halten sollte, kennen zu lernen; (4) so ist es mehr als genug, solche Leute, die sich bloß auf Wortgeklimper geübt haben, einmal zu hören. Denn was könnte man wohl von ihnen lernen, was nachahmen wollen? Was soll man wohl von dem Gemüthe derjenigen denken, deren Rede so ungeregelt, zügellos und unaufhaltsam dahinströmt? — Wie diejenigen, welche bergab laufen, nicht nach Gefallen stillstehn können; sondern durch das, einmal angestoßene, Gewicht ihres

Körpers dahingerissen, und weiter, als sie wollten, fortgetrieben werden; so hat sich auch jene Schnelligkeit im Reden so wenig in ihrer Gewalt, als sie der Philosophie geziemt, die ihre Worte setzen, nicht hinwerfen, die Schritt für Schritt fortgehn muß. — „Wie aber? Soll sie sich denn nicht auch zuweilen heben?" — Warum nicht? Nur ohne der Würde des Charakters etwas zu vergeben, welche ihr jene leidenschaftliche und übermäßige Gewalt raubt. Immerhin habe sie große, aber gezügelte, Kräfte; sie sey eine nie versiegende Quelle, kein reißender Strom. Kaum dem Redner mögt' ich eine solche unaufhaltsame, gesetzlos fortlaufende Schnelligkeit im Reden gestatten. Denn wie wird ihm der, überdies zuweilen ungeübte und ungebildete, Richter folgen können? Selbst wenn ihn die Begierde zu glänzen, oder die Lebhaftigkeit seiner Geschäfte hinreißt, eile und sage er nicht mehr, als die Ohren leiden können. Du wirst also wohl thun, nicht zu denen zu gehen, die sich nur darum bekümmern, wie viel, nicht wie sie reden, und wirst selbst, wenn eins seyn muß, lieber wie P. Vinicius (5) reden, von dem Asellius, auf die Frage: wie er redete? sagte: Gedehnt. Denn Geminus Varius sagt: Wie ihr den beredt nennen könnt, weiß ich nicht; er kann keine drey Wort verbinden! (6) Oder warum wolltest Du nicht lieber so, wie Vinicius reden? Mag immerhin ein eben so abgeschmackter Mensch dazwischen kommen, als der, welcher zu jenem, (7) als er die Worte einzeln wie herauszupfte, nicht als redete, sondern als dictirte er, sagte: Rede, oder rede nie! (8) Denn des Wortstroms eines Du. Hatenus, dieses, zu seinen Zeiten so berühmten, Redners, muß sich, nach meinem Urtheil, ein vernünftiger Mann gänzlich enthalten. Nie stockte oder pausirte er; einmal fing er an, einmal hörte er auf. (9) Manches scheint mir jedoch in dieser Hinsicht den verschiedenen Nationen mehr oder weniger anzustehen. Bey

den Griechen ist diese Freyheit allenfalls erträglich; wir sind auch beym Schreiben gewohnt, die Worte durch Punkte zu trennen. Selbst unser Cicero, mit welchem die römische Beredtsamkeit aufblühte, ging im Schritt. Die römische Sprache ist umsichtiger, wägt, und läßt sich wägen. Fabianus, ein, durch seinen Wandel, wie durch seine Wissenschaft und auch, was beyden nachsteht, durch seine Beredsamkeit, ausgezeichneter Mann, sprach mehr fertig, als hastig, so daß man sagen konnte, es sey Geläufigkeit, nicht Schnelligkeit. Dies lasse ich für einen weisen Mann gelten. Ich verlange nicht, daß seine Rede ungehindert fortgehe; doch mag sie lieber vorgetragen werden, als hervorfließen. Um so mehr aber warne ich Dich vor dieser Krankheit, weil sie Dich nur befallen kann, wenn Du aufhörst, Dich zu schämen. Du mußt Deine Stirn abhärten, und Dich selbst nicht hören. Denn vieles wird ein solcher unbeobachteter Wortstrom mit sich bringen, was Du tadelnswerth finden wirst. Nein, sag' ich, jenes kann Dir nicht begegnen, ohne Verlust der Schaamhaftigkeit.

Ueberdies muß man sich täglich üben und seinen Fleiß von Sachen auf Worte übertragen. (10) Wenn aber diese auch zur Hand sind, und ohne alle Anstrengung dahinfließen; so muß man sie doch mäßig gebrauchen: denn wie dem Weisen ein ruhiger Gang ziemt; so auch ein langsamer nicht ungestümer Vortrag. Die Hauptsumma von Allem wird also seyn: Ich gebiete Dir: Rede langsam!

Ein und vierzigster Brief.

Gott im Menschen.

Es ist das Beste und Heilsamste, was Du thun kannst, wenn Du, wie Du schreibst, nach der Veredlung Deiner Seele strebst, welche zu wünschen thöricht ist, da man sie von sich selbst erhalten kann. Wir brauchen nicht die Hände zum Himmel zu erheben, noch den Tempeldiener zu ersuchen, daß er uns den Ohren des Götterbildes nahe treten lasse, als könnten wir dann eher erhört werden; Gott ist Dir nahe, ist bey Dir, ist in Dir! (1) Ja, mein Lucil, ein heiliger Geist hat seinen Sitz in uns, ein Beobachter und Wächter alles Bösen und Guten an uns; dieser behandelt uns, wie er von uns behandelt wird. Niemand ist gut, ohne Gott. Oder wer vermag es, ohne Unterstützung von ihm, sich über das Schicksal zu erheben? Er flößt große und erhabene Vorsätze ein. In jedem Tugendhaften wohnt ein Gott;*) welcher Gott — ist ungewiß! Wenn Du auf einen Hain triffst, voll bejahrter, über die gewöhnliche Höhe hinausragender, Bäume, deren dichte Zweige, einer den andern duckend, keinen Blick zum Himmel gestatten; so erfüllt der hohe Wald und die geheimnißvolle Stille und das Schauerliche der dichten, mitten im Freyen ausgebreiteten, Schatterdecke Dich mit einem Gefühl der nahen Gottheit. Und wenn Du unter einem überhangenden Berge in fast verwitterten Felsen eine Höhle erblickst, nicht von Menschenhänden gemacht, sondern von der Natur selbst zum weiten Gewölbe ausgegraben; so werden Ahnungen von etwas Göttlichem Dein Ge-

---

*) habitat Deus.

müth durchdringen. Den Quellen großer Ströme bezeugen wir unsre Ehrfurcht; wo mächtige Flüsse unerwartet und aus unterirdischen Tiefen hervorbrechen, erreichten wir Altäre; ehrwürdig sind uns warme Quellen; auch einigen Seen verleyht dunkler Schatten, oder unergründliche Tiefe, eine gewisse Heiligkeit. Und wenn Du einen Menschen erblicktest, der, von Deinen Gefahren geschreckt, von keinen Lüsten gereitzt, unter Widerwärtigkeiten glücklich, mitten im Ungewitter ruhig, auf die Menschen von oben herab, und die Götter neben sich sieht: wird nicht Ehrfurcht gegen ihn Dich durchdringen? wirst Du nicht sagen: Dies Wesen ist zu groß und zu erhaben, als daß es diesem nichtigen Körper, worin es wohnt, ähnlich seyn könnte! Eine göttliche Kraft hat sich hier herabgelassen! In einem so erhabenen, leidenschaftlosen, alles, (2) Kleinigkeiten gleich, dahinten lassenden, über alle unsre Sorgen und Hoffnungen lächelnden, Geiste regt sich eine himmlische Macht. Eine solche Größe kann ohne höheren Beystand nicht bestehen. Seinem besseren Theile nach ist er also auch da, von wannen er herabkam. Gleichwie die Strahlen der Sonne zwar die Erde berühren, aber da sind, von wo sie ausgehen; so geht zwar ein solcher großer, heiliger Geist, der sich herabsenkte, damit wir das Göttliche näher kennen lernten, mit uns um, aber — ohne sich von seinem Ursprunge loszureißen. An ihm hängt er, zu ihm blickt und strebt er hinauf; unter uns wandelt er als ein Wesen höherer Art. — Von wem gilt dies nun? — Von dem Geiste, der sich nur auf Güter stützt, die ihm eigen sind. Was ist thörichter, als an einem Menschen loben, was nicht sein ist? Wer handelt sinnloser, als der, welcher Dinge anstaunt, die alsbald auf einen andern übergehen können? Ein goldener Zaum macht das Pferd nicht besser. Welcher Unterschied zwischen dem Löwen mit golddurchflochtener Mähne, der sich niederlegt, wenn man ihn streichelt, und durch seine Ent-

kräftung bezwungen, es duldet, daß man ihn mit Zierrathen behängt, und zwischen dem ungeschmückten, von ungebrochenem Muthe! Dieser, voll Kraft und Feuer, wie die Natur ihn haben wollte, schön durch das Schreckliche, dessen Zierde es ist, daß man ihn nicht ohne Furcht ansehen kann, wird jenem erschöpften, ausgeputzten vorgezogen. Niemand rühme sich dessen, was nicht sein ist. Wir preisen den Weinstock, wenn er die Reben mit Früchten belastet, wenn er, durch das Gewicht dessen, was er trägt, selbst seine Stützen zur Erde herabzieht. Wer wird diesem einen Weinstock vorziehen, von welchem goldene Trauben, goldene Blätter herabhängen? Des Weinstocks eigenthümliche Tugend ist — Fruchtbarkeit; auch am Menschen muß man das loben, was Sein ist. Er hat eine schöne Dienerschaft, ein schönes Haus, viele Ländereyen, große Kapitalien; das alles ist nicht in ihm, sondern um ihn. Rühme an ihm, was ihm weder entrissen, noch gegeben werden kann, was des Menschen Eigenthum ist. — Und was ist das? — Der Geist und dessen ausgebildete Vernunft. Denn der Mensch ist ein vernünftiges Wesen. Daher wird sein Gut vollendet, wenn er das erfüllt, wozu er geboren ward. — Und was fordert denn diese Vernunft von ihm? — Nichts kann leichter seyn; Er soll seiner Natur gemäß leben. Aber eine allgemein verbreitete Geisteszerrüttung hat dies schwer gemacht. Wir reißen einander wechselsweise zu Fehlern hin. Wie können aber die auf den Weg des Heils zurückgebracht werden, die niemand aufhält und die der große Haufe forttreibt?

Zwey und vierzigster Brief.

Es gehört mehr zum guten Manne, als man gewöhnlich glaubt.

Schon hat der Bewußte Dich überredet, er sey ein guter Mann? Aber so geschwind wird der gute Mann weder fertig, noch erkannt. Weißt Du, wen ich hier einen guten Mann nenne? — Den vom zweyten Range! (1) Denn jener andre (2) wird vielleicht, wie der Phönix alle fünfhundert Jahre einmal gebohren; auch ist's kein Wunder, daß das Große nur von Zeit zu Zeit erzeugt wird. Mittelmäßiges und Gemeines bringt die Natur oft hervor; das Ausgezeichnete empfiehlt sie gerade durch Seltenheit. Jener aber ist von dem, wofür er sich ausgiebt, noch weit entfernt, und wenn er wüßte, was ein guter Mann ist, so würde er noch keiner zu seyn glauben, vielleicht auch verzweifeln, einer werden zu können. — „Er denkt doch schlecht von den Schlechten." — Das thun die Schlechten auch, und es giebt keine größere Strafe der Bosheit, als das sie sich und ihren Anhängern mißfällt. — „Aber er haßt doch diejenigen, welche sich einer plötzlich erhaltenen und großen Macht ohne Mäßigung bedienen." — Eben das wird er thun, wenn er eben das können wird. Vieler Laster bleiben verborgen, weil sie zu ohnmächtig sind; sollten sie (3) sich einst stark genug fühlen, so würden sie nicht weniger wagen, als die, welche das Glück bereits entdeckt hat. Solchen Menschen fehlt es nur an Werkzeugen, um ihre Bosheit zu entfalten. So läßt sich auch die giftige Schlange ohne Gefahr berühren, — wenn sie vor Kälte starrt; ihr fehlts dann nicht an Gift, aber es ist unwirksam. Vieler Menschen Grausamkeit und Ehrsucht und Ueppigkeit entbehrt, um es den Aergsten gleich zu thun,

bloß der Gunst des Glücks. Daß sie dasselbe (4) wollen, kannst Du gewahr werden; laß sie so viel können, als sie wollen. (5) Du erinnerst Dich, daß ich, als Du mir von jemand versichertest, Du habest ihn in Deiner Gewalt, sagte, er sey flatterhaft und leichtfertig; Du halteſt ihn nicht bey einem Fuße, sondern bey einer Feder. (6) Ich sagte die Unwahrheit; nur bey einer Flaum (7) ward er gehalten, die er fahren ließ und davon flog. Du weißt, welche Streiche er Dir nachher spielte, wie Vieles er versuchte, das auf seinen Kopf zurückfallen wird. Er sahe nicht, daß er sich durch fremde Gefahren in eigene stürzte; er bedachte nicht, wie lästig das wäre, was er suchte, auch wenn es nicht überflüssig wäre. Das müssen wir also bey den Dingen, wornach wir trachten, und wornach wir mit so großer Anstrengung streben, erwägen, daß sie entweder keinen Vortheil, oder mehr Nachtheil bringen. Manche sind überflüssig, manche nicht so viel werth. Das aber beachten wir nicht und meynen, umsonst zu haben, was uns sehr theuer zu stehen kommt. Daran läßt sich unser Blödsinn erkennen, daß wir bloß das zu kaufen glauben, wofür wir Geld bezahlen, und das umsonst zu haben meynen, wofür wir uns selbst hingeben. Was wir nicht würden kaufen wollen, wenn wir unser Haus, oder irgend ein anmuthiges oder fruchtbares Landgut, dafür geben sollten; dazu sind wir sehr bereit, mit Kummer, mit Gefahr, mit Verlust der Schaam, und der Freyheit und der Zeit zu gelangen. So hat niemand etwas wohlfeileres, als — sich selbst. Laß uns also in allen unsern Entwürfen und Handlungen das thun, was wir thun, wenn wir zu dem Verkäufer einer Waare kommen; laß uns Acht geben, wie theuer das, was wir begehren, verkauft wird. Oft sind es Dinge vom höchsten Werthe, wofür nichts gegeben wird. Ich kann Dir viele Dinge zeigen, deren Erwerbung und Empfang uns unsre Freyheit entwand: wir würden unser seyn, wenn jene nicht unser wären. — Dies beherzige denn

wohl, nicht allein, wenn von Gewinn, sondern auch, wenn von Verlust die Rede ist. — „Dies wird verloren gehn." — Nun es war von außen gekommen; eben so leicht wirst Du ohne selbiges leben, als Du gelebt hast. Wenn Du es lange gehabt hast, so verlierst Du es, nachdem Du gesättiget bist; wo nicht, so verlierst Du es, ehe Du Dich daran gewöhntest. — „Du wirst weniger Geld haben?" — Aber auch weniger Mühe. — „Weniger Einfluß." — Aber auch weniger Neid. Betrachte die Dinge, die uns zum Wahnsinn treiben, die wir unter vielen Thränen verlieren, genauer — und Du wirst finden, nicht der Schade, sondern die Einbildung, Schaden zu leiden, ist uns dabey lästig. Niemand fühlt, sondern wähnt, dergleichen sey verloren. Wer sich hat, der hat nichts verloren; aber wie vielen ward's zu Theil, sich zu haben?

Drey und vierzigster Brief.

Hoffe nicht, im Verborgenen zu leben! Achtung dem Gewissen!

„Wie das bis zu mir gekommen sey, fragst Du; wer mir gesagt habe, daß Du das denkest, was Du keinem gesagt hattest?" Was so viel weiß, — das Gerücht! — Wie, sagst Du, bedeut' ich denn so viel, daß ich das Gerücht in Bewegung setzen kann? — Du mußt Dich nicht mit Rücksicht auf diesen Ort (1) messen; den berücksichtige, wo Du Dich aufhältst. (2) Alles, was über benachbarte Gegenstände hervorragt, ist da groß, wo es her-

vorragt; denn die Größe hat kein bestimmtes Maaß; Vergleichung hebt sie, oder drückt sie nieder. (3) Ein Schiff, das auf einem Flusse groß ist, ist auf dem Meere sehr klein; ein Steuerruder, welches groß ist für ein Schiff, ist klein für das andre. Du bist nun, obgleich Du Dich selbst gering achtest, in der Provinz groß; was Du machst, wie Du speisest, wie Du schläfst, darnach fragt, das weiß man. Um so behutsamer mußt Du leben. Dann aber halte Dich für glückselig, wenn Du wirst vor aller Augen leben können, wenn Deine Wände Dich schützen, aber nicht verbergen werden, sie, womit wir uns oft umgeben glauben, nicht um sicherer zu leben, sondern um heimlicher zu sündigen. Ich will Dir etwas sagen, wornach Du unsre Sitten beurtheilen magst: schwerlich wirst Du jemand finden, der bey offener Thüren leben könnte. Unser Gewissen, nicht unser Stolz hat die Thürhüter angestellt. Wir leben so, daß unvermuthet gesehen werden so viel ist, als ertappt werden. Was aber kann sich verbergen und den Augen und Ohren der Menschen entgehen? (4) Ein gutes Gewissen ruft Zeugen in Menge herbey; ein böses ist auch in der Einsamkeit voll Angst und Sorge. (5) Ist das, was Du thust, recht; so mag es jedermann wissen; ist's unrecht — was hilft's, daß niemand es weiß, da Du es weißt? — Wie unglücklich bist Du, wenn Du diesen Zeugen verachtest!

Vier und vierzigster Brief.

Der wahre Adel.

Schon wieder machst Du Dich mir so klein und sagst, erst habe die Natur, dann das Glück Dich sehr stiefmütterlich behandelt, da Du über den großen Haufen Dich erheben und zur höchsten Glückseligkeit emporschwingen kannst. Ist etwas Gutes an der Philosophie; so ist es dies, daß sie auf keinen Stammbaum sieht. Alle stammen, wenn man auf ihren ersten Ursprung zurückgeht, von den Göttern ab. Du bist römischer Ritter, und in diesen Stand hat Deine Betriebsamkeit Dich gebracht; aber wahrlich vielen sind die vierzehn Sitze verschlossen. (1) Nicht jeden läßt die Curie zu; (2) selbst das Feldlager ist ekel in der Wahl derer, die es zu Anstrengung und Gefahr aufnimmt. Die Tugend steht allen offen; dazu sind wir alle von Adel und die Philosophie setzt keinen zurück, zieht keinen vor; sie leuchtet allen. Sokrates war kein Patrizier; (3) Kleanthes trug Wasser und verdung seiner Hände Arbeit, einen Garten zu wässern; (4) Plato war nicht edel, als ihn die Philosophie empfing; er ward's durch sie. Warum wolltest Du daran verzweifeln, diesen gleich werden zu können? Diese alle sind Deine Ahnen, wenn Du Dich ihrer würdig beträgst. Du wirst Dich aber so betragen, wenn Du Dich fest überzeugst, niemand übertreffe Dich an edler Herkunft. Wir alle haben gleich viele vor uns; eines jeden Ursprung geht über aller Menschen Gedanken hinaus. Plato sagt: „Es gebe keinen König, der nicht von Sklaven, und keinen Sklaven, der nicht von Königen entsprossen sey." Das alles hat ein langer Wechsel gemischt, hat das Schicksal hinauf und hinunter gewälzt. Wer ist also ein Edler? Dem die Natur gute Anlagen zur Tu-

gend gab! Darauf allein muß man sehen. Sonst, wenn es aufs Alter ankommen soll, so stammt jeder von der Zeit her, vor welcher nichts ist. Vom ersten Ursprunge der Welt bis zu dieser Zeit führte uns eine wechselnde Reihe von Vornehmen und Geringen. Uns adelt kein Vorsaal mit beräucherten Ahnenbildern angefüllt; niemand hat uns zum Ruhme gelebt, und was vor uns war, gehört nicht uns. Die Seele adelt, die aus jeglichem Stande sich über das Glück erheben darf. Nimm an, Du seyst kein römischer Ritter, sondern ein Freygelassener; doch kannst Du es dahin bringen, daß Du unter Freygebohrnen der einzige Freye seyst. — Wie, fragst Du? — Wenn Du Böses und Gutes nicht nach dem Urtheile des Volks unterscheidest. Man muß darauf sehen, nicht woher einer kommt; sondern wohin er geht.

Wenn etwas das Leben beseligen kann, so heißt dies mit Recht ein Gut; denn es kann sich nicht zum Uebel verschlechtern. — Nun, worin irrt man denn? — Darin, daß alle, indem sie Glückseligkeit wünschen, die Werkzeuge dazu für sie selbst halten und sie, indem sie ihr nachjagen, fliehen. Denn da die Hauptsumme der Glückseligkeit in einer wohlgegründeten Sicherheit und einer unerschütterlichen Zuversicht zu derselben besteht, (5) sammeln sie sich Gründe zu Kümmernissen und tragen nicht nur, sondern schleppen auf dem gefahrvollen Lebenswege Gepäck. So entfernen sie sich immer weit von dem Gegenstande ihres Strebens, und je mehr Mühe sie anwenden, desto mehr halten sie sich auf und treiben rückwärts. Wie solche, die in einem Labyrinthe eilen, verwickelt sie ihre eigne Geschwindigkeit.

Fünf und vierzigster Brief.

Nicht darauf kommt es an, wie viele; sondern wie gute Bücher man lieset. Warnung vor Sophisterey.

Du beklagst Dich, daß dort Mangel an Büchern sey. Es kommt nicht darauf an, wie viele, sondern wie gute Du habest. Eine bestimmte Lectüre ist nützlich, eine abwechselnde angenehm. Wer zum vorgesetzten Ziele gelangen will, muß Einen Weg verfolgen, nicht auf vielen herumschweifen; dies heißt nicht reisen, sondern irre gehen. — „Ich wollte, sagst Du, Du gäbest mir lieber Bücher, als Rathschläge.“ — Nun, ich bin bereit, Dir alle zu schicken, die ich habe und meinen ganzen Speicher auszuleeren; auch mich selbst würd' ich, wenn ich könnte, dorthin versetzen; und wenn ich nicht hoffte, Du werdest bald Deine Dienstentlassung erhalten, so würd' ich mir, so alt ich bin, diesen Zug selbst zur Pflicht gemacht haben, und weder Charybdis, noch Scylla, noch jene fabelhafte Meerenge (1) würde mich haben zurückschrecken können. Ich würde hinübergeschwommen, nicht bloß hinübergeschifft seyn, bloß um Dich umarmen und in der Nähe beurtheilen zu können, wie viel Du am Geiste gewachsen seyst. Darum übrigens, daß Du wünschest, ich möge Dir meine Bücher schicken, halt' ich mich eben so wenig für beredt, als ich mich für schön halten würde, wenn Du mich um mein Bildniß bätest. Ich weiß, daß dies eine Wirkung Deiner Vorliebe für mich und nicht Deiner Beurtheilung ist; und wär' es auch Folge Deiner Beurtheilung, so hat Dich Deine Vorliebe irre geleitet. Wie sie aber auch beschaffen seyn mögen, lies Du sie so, als suchte ich die Wahrheit nach und zwar beharrlich, nicht als hätt' ich sie schon erkannt. Denn

ich habe mich niemand zum Sklaven gegeben, ich trage keines andern Namen. Viel trau' ich dem Urtheil großer Männer; etwas behalt' ich auch dem meinigen vor. Denn auch jene hinterließen uns nicht, was sie gefunden, sondern was wir suchen sollten, und vielleicht hätten sie das Nöthige gefunden, wenn sie nicht auch Ueberflüssiges gesucht hätten. Viel Zeit raubten ihnen Wortspielereyen und verfängliche Untersuchungen, die einen fruchtlosen Scharfsinn beschäftigen. Wir schürzen Knoten und verbinden einen Doppelsinn mit den Worten: dann lösen wir ihn auf. Haben wir so viel Zeit übrig? Wissen wir schon zu leben, zu sterben? Mit aller Anstrengung des Geistes müssen wir dahin fortschreiten, wo man sich hüten muß, durch Dinge, nicht durch Wörter getäuscht zu werden. Was unterscheidest Du mir ähnliche Wörter, wodurch noch nie jemand, außer beym Disputiren, gefangen wurde? — die Dinge täuschen. Sie unterscheide! Statt der Güter umfassen wir Uebel; unsre Wünsche streiten wider unsre Wünsche, unsre Bitten wider unsre Bitten, unsre Absichten wider unsre Absichten. Die Schmeicheley — wie ähnlich ist sie der Freundschaft? Nicht nur ahmt sie dieser nach, sie übertrifft sie auch und kommt ihr vorbey; mit offenen und günstigen Ohren wird sie aufgenommen, und dringt in die Tiefe des Herzens, eben darum so beliebt, weil sie verletzt. Lehre mich, wie ich diese Aehnlichkeiten unterscheiden könne. Statt eines Freundes kommt ein schmeichlerischer Feind zu mir, Laster schleichen sich unter dem Namen von Tugenden bey uns ein, Tollkühnheit versteckt sich unter dem Titel der Tapferkeit, Mäßigung heißt Feigheit, der Furchtsame gilt für vorsichtig. In solchen Dingen irrt man mit großer Gefahr; ihnen präge zuverlässige Merkmaale ein. Uebrigens ist keiner so unklug, sich an die Stirne zu fühlen, wenn man ihn fragt, ob er Hörner habe? noch auch so einfältig und stumpfsinnig, daß er nicht wissen sollte, er habe das nicht, was Du ihn durch spitzfindige Schlüsse gern glauben

machteſt. (2) Dergleichen täuſcht uns auf eine eben ſo unſchädliche Art, wie die Becher und Steinchen der Taſchenſpieler, wobey die Täuſchung ſelbſt das Vergnügen ausmacht. Laß mich einſehen, wie es gemacht wird — und ich habe nichts mehr davon. Eben das ſag' ich von jenen Sophiſtereyen; denn mit welchem Namen ſoll ich die Trugſchlüſſe benennen? — Es ſchadet nicht, wenn man ſie nicht kennt und es hilft nicht, wenn man ſie kennt. Willſt Du durchaus doppelſinnige Ausdrücke von einander ſcheiden, ſo lehre uns, der ſey nicht glückſelig, den der Haufe ſo nennt, dem große Geldſummen zuſtrömten; ſondern der, deſſen ganzes Gut in der Seele iſt, der aufgerichtete, erhabene, was andre anſtaunen, mit Füßen tretende Mann, der niemand ſieht, mit dem er tauſchen mögte, der den Menſchen bloß nach dem Theile ſchätzt, nach welchem er Menſch iſt, (3) der die Natur zur Lehrerin hat, nach ihren Geſetzen ſich einrichtet, ſo lebt, wie ſie es fordert; dem ſeine Güter keine Macht entreißt, der Uebel in ein Gut verwandelt; feſt in ſeinem Urtheil, unerſchüttert, unerſchrokken; den wohl eine Gewalt bewegt, aber keine außer Faſſung bringt; den das Schickſal, wenn es das ſchädlichſte Geſchoß, welches es hat, mit aller Macht auf ihn ſchleudert, ritzt, nicht verwundet, und auch das nur ſelten. Denn ſeine übrigen Pfeile, womit das menſchliche Geſchlecht angegriffen wird, ſpringen auseinander wie Hagelkörner, welche, auf die Dächer geſchleudert, ohne die mindeſte Beſchwerde für die Beſitzer raſſeln und — ſchmelzen. Was hältſt Du mich mit jenem Schluſſe auf, den Du ſelbſt den Lügner nennſt, worüber ſo viele Bücher geſchrieben ſind? (4) Siehe, das ganze Leben lügt mir! Dies widerlege, dies führe, haſt du Scharfſinn, zur Wahrheit zurück! Es erklärt für nöthig, was großentheils überflüſſig iſt, und auch was davon nicht überflüſſig iſt, vermag doch dazu nichts, glückſelig zu machen. Denn etwas iſt nicht ſofort ein Gut, wenn es nothwendig iſt und wir wür-

digen das Gute herab, wenn wir diesen Namen dem Brodte oder den Graupen und andern Dingen geben, ohne welche das Leben nicht erhalten werden kann. Was gut ist, das ist allerdings nothwendig; was aber nothwendig ist, das ist nicht sofort gut; denn Manches ist nothwendig und zugleich sehr verächtlich. Niemanden ist die Würde des Guten so unbekannt, daß er dasselbe bis zu diesen, zum täglichen Leben nützlichen Dingen, herabsetze. Wie nun? wirst Du nicht Deinen Fleiß vorzüglich daran wenden, jedermann zu belehren, wie man mit großem Zeitaufwande Ueberflüssiges sucht? und daß viele durch das Leben gehen, während sie die Werkzeuge zum Leben zusammen suchen? Mustere Einzelne, betrachte alle zusammen; eines jeglichen Leben zielt auf morgen. Was dieses schade, fragst Du? Unendlich viel; denn sie leben nicht, sondern wollen leben, schieben alles auf. Auch wenn wir Acht gäben, würde uns das Leben voreilen; nun aber läuft es, uns Zaudernden, als ging' es uns nicht an, vorbey, und wird geendigt am letzten Tage, verloren an jedem. Doch — um nicht das Maaß eines Briefes zu überschreiten, der die linke Hand des Lesers nicht füllen darf, will ich diesen Streit mit den allzu scharfsinnigen Dialektikern, die sich nur dies und nicht auch das andre angelegen seyn lassen, (5) auf einen andern Tag verschieben.

Sechs und vierzigster Brief.

Lob eines, von Lucil geschriebenen, Buchs.

Dein Buch, welches Du mir versprochen hattest, hab' ich erhalten und geöffnet, um es, so zu sagen, nach meiner Bequemlichkeit zu lesen und es nur erst zu kosten. Bald reitzte mich das Werk, weiter zu lesen, und Du magst hieraus abnehmen, wie schön es geschrieben ist. Es schien mir kurz, obgleich es größer ist, als ich und Du (1) und auf den ersten Blick von einem Livius oder Epikur (2) zu seyn scheinen könnte. Es hat mich aber durch so viel Anmuth gefesselt und fortgezogen, daß ich es ohne Unterbrechung durchlas. Die Sonne lud mich ein, (3) der Hunger mahnte mich, die Wolken drohten mir; (4) doch hab' ich es ganz ausgelesen. Es hat mich nicht bloß vergnügt, sondern innig erfreut. Welcher Geist! Welches Feuer! Ich mögte sagen, welche Begeisterung! wenn es zuweilen nachgelassen und sich nur von Zeit zu Zeit gehoben hätte. Aber da war keine vorübergehende Begeisterung; sondern feste Haltung, eine männliche, würdevolle Composition. Bey dem allen fehlt es auch nicht an anmuthigen und passend eingestreuten milden Partieen. Du bist erhaben und aufrecht. So wünsch' ich, daß Du bleibest und fortschreitest. Etwas that auch der Stoff. Darum mußt Du einen fruchtbaren wählen, der Deinem Genie gewachsen sey, der es begeistere. Ich werde Dir mehr über Dein Buch schreiben, wenn ich es noch einmal wieder durchgegangen bin; jetzt ist mein Urtheil noch nicht bestimmt genug, wie wenn ich das Buch bloß vorlesen gehört, nicht gelesen hätte. Erlaube mir auch genauer nachzuforschen. Sey unbesorgt; Du wirst die Wahrheit hören. Glücklicher Mann, der Du nichts hast, weswegen

Dich jemand aus so weiter Ferne belügen mögte, (5) es sey denn, daß man lügt, auch wenn kein Grund dazu da ist, aus bloßer Gewohnheit.

Sieben und vierzigster Brief

Edles Benehmen gegen Sklaven.

Mit Vergnügen höre ich von Personen, die von Dir herkommen, daß Du mit Deinen Sklaven auf einem vertraulichen Fuß lebst. So ziemts Deiner Weisheit, so Deiner Bildung. Sklaven sind's? — Aber auch Menschen! Sklaven sind's? Aber auch Hausgenossen! Sklaven sind's? — Aber auch Freunde geringeren Standes! Sklaven sind's? — oder vielmehr Mitsklaven, wenn Du bedenkst, daß das Schicksal über Euch beyde gleich viel Gewalt hat. Daher lach' ich über die, welche es für schimpflich halten, mit ihrem Sklaven zu speisen. Und warum? — Einzig, weil ein hoffärtiger Gebrauch den speisenden Herrn mit einer Schaar stehender Sklaven umgeben hat. Jener ißt mehr, als er fassen kann, und belastet durch ungeheure Gierigkeit den ausgespannten Magen, der schon den Dienst eines Magens verlernt hat, um mit noch größerer Mühe alles wieder auszuführen, was er eingeführt hat; (1) aber den unglücklichen Sklaven steht es nicht frey, die Lippe zu bewegen, selbst nicht um zu reden. Durch die Ruthe wird jedes Gemurmel zurückgehalten; und nicht einmal zufällige Dinge, als Husten, Niesen, Schluchzen sind von Schlägen frey. Mit schwerer Strafe wird jeder Laut gebüßt, der das Stillschweigen unterbricht. Die ganze Nacht hindurch stehn sie nüchtern und stumm da. So geschieht's

denn, daß sie von ihrem Herrn reden, da sie nicht vor ihm reden dürfen. Aber jene, die nicht bloß vor ihren Herren, sondern mit ihnen reden durften, denen man den Mund nicht zunähte, waren bereit, für ihren Herrn den Nacken darzureichen, und die ihm drohende Gefahr auf ihren eignen Kopf abzuleiten. Beym Mahle redeten, aber auf der Folter schwiegen sie. (2) Dann wirft man mit jenem, eben soviel Stolz verrathenden, Sprichwort um sich: „Wieviel Sklaven, soviel Feinde!“ — Sie sind nicht unsre Feinde; wir machen sie dazu! Andre Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten übergehe ich, wie daß wir sie nicht als Menschen, sondern als Lastthiere mißbrauchen; daß, während wir zu Tische sitzen, einer unsern Speichel abwischt, ein andrer die Ueberbleibsel der Trunkenen zu ihren Füßen auffammelt; ein andrer theure Vögel zerlegt, Brust und Keulen, in abgemessenen Wendungen die kunstreiche Hand umherbewegend, in Stücke zertheilt. Des Unglücklichen, der nur dazu lebt, Geflügel zierlich zu zerschneiden! wenn nicht der noch unglücklicher ist, der dies aus Wollust lehrt, als wer es aus Noth lernt. Ein andrer, als Mundschenk, in weibischer Tracht, ringt mit seinen Jahren. (3) Er kann nicht aus dem Knabenalter entkommen; man zieht ihn zurück. Schon als Krieger gestaltet, durchwacht er unbärtig, mit abgeschornen, oder ganz ausgerissenen Haaren die ganze Nacht, die er halb der Trunkenheit, halb der Wollust seines Herrn zutheilt, im Schlafgemach Mann, beym Mahle Knabe. Ein andrer, dem die Censur der Gäste übertragen ist, (4) steht bedauernswürdig da und wartet, wen Schmeicheley, oder Unmäßigkeit des Gaumens, oder der Zunge auf den folgenden Tag wiederkommen heiße. (5) Dazu kommen die Einkäufer, die eine genaue Kenntniß des Gaumens ihres Herrn besitzen, die es wissen, was seinen Geschmack reitzt, was ihn durch den Anblick ergötzt, was durch den Reitz der Neuheit die mangelnde Eßlust wecken

könnte, was ihn aus Uebersättigung anekelt, wornach ihn gerade an diesem Tage gelüstet. Mit diesen zu speisen, das erträgt er nicht und hält es für eine Schmälerung seiner Majestätsrechte, mit seinem Sklaven an Einen Tisch zu gehn. Behüte sie der Himmel, denn zuweilen finden sie ihre Herren unter ihnen! Ich sah vor der Thür des Kallistus (6) seinen Herrn stehen, sah den, der jenem das Täfelchen aufgeheftet, (7) der ihn unter den verachtetsten Sklaven aufgeführt hatte, während andre hineingingen, zurückgewiesen werden. Der Sklav' vergelt's ihn wieder, er, der vorhin in den ersten Haufen, an dem der Ausrufer seine Stimme versucht, geworfen war; er wies nun jenen auch ab, und achtete ihn seines Hauses nicht werth. Der Herr verkaufte den Kallistus: aber wie viel Kallistus seinem Herrn? (8) Willst Du nicht bedenken, daß der, den Du Deinen Sklaven nennst, aus einerley Saamen entsprossen, desselben Himmels genießt, eben so athmet, eben so lebt, eben so stirbt, wie Du? Du kannst ihn eben so gut frey sehn, als er Dich in Sklaverey. Wie viele Menschen von glänzender Herkunft, die auf der kriegerischen Laufbahn nach der Senatorenwürde strebten, hat nicht das Schicksal durch die Varianische Niederlage (9) heruntergebracht! Den Einen von ihnen machte es zum Hirten, den andern zum Wächter einer Hütte! (10) Verachte nun einen Menschen eines Standes, in den Du, während Du ihn verachtest, selbst übergehen kannst! Ich will mich in keine so weitläuftige Materie einlassen und von der Behandlung der Sklaven reden, gegen die wir höchst übermüthig, grausam und schmählich verfahren. Indeß ist dies der kurze Inbegriff dessen, was ich fordre: Lebe so mit dem Geringeren, wie Du mögtest, das der Höhere mit Dir lebte. So oft es Dir in den Sinn kommt, was Du Dir gegen Deinen Sklaven erlauben darfst; so oft komme es Dir auch in den Sinn: daß Dein Herr sich eben so viel gegen Dich erlauben dür-

se. — „Aber, sagst Du, ich habe keinen Herrn." — Du bist noch nicht alt, vielleicht wirst Du einen bekommen. Weißt Du nicht, in welchem Alter Hekuba (11) in Sklaverey gerieth, und Crösus (12) und Darius Mutter (13) und Plato (14) und Diogenes? (15) Bezeige Dich huldreich gegen Deinen Sklaven, ja selbst umgänglich: ziehe ihn ins Gespräch, zu Rathe, an Deinen Tisch! Hier wird mir das ganze Heer der feinen Leute zurufen: das ist doch allzugemein, allzuniederträchtig! — Eben diese werd' ich schon einmal betreffen, wenn sie freyden Sklaven (16) die Hand küssen. Begreift ihr denn gar nicht, wie unsere Väter von den Herren allen Neid, von den Sklaven alle Schmach abwandten? Den Herrn nannten sie Hausvater, die Sklaven (wie es noch in den Mimen geschieht) Hausgenossen. Sie stifteten ein Fest, (17) an welchem nicht nur die Herren mit den Sklaven speiseten; sondern ihnen auch häusliche Vorzüge zu genießen und Recht zu sprechen verstatteten, und das Haus als einen kleinen Freystaat betrachteten. Wie aber, soll ich denn alle meine Sklaven mit an den Tisch nehmen? — Eben so wenig, als alle Freyen. Du irrst, wenn Du meynst, ich wolle einige, als Leute von niedrigerer Handthierung, zurückweisen, als z. B. den Maulthiertreiber, oder den Kuhhirten. Ich werde sie nicht nach ihren Diensten; sondern nach ihren Sitten würdigen. Die Sitten giebt sich jeder selbst; die Dienste weiset der Zufall an. Einige laß mit Dir speisen, weil sie es werth sind, andre, damit sie's werden. Denn wenn, von ihrem gemeinen Umgange, noch etwas Sklavenhaftes an ihnen ist; so wird der Verkehr mit Gesitteten es abschütteln. Du mußt, lieber Lucil, den Freund ja nicht bloß auf dem Forum und in der Curie suchen; giebst Du nur genau Acht, so wirst Du ihn auch zu Hause finden. (18) Oft bleibt ein guter Stoff unbenutzt — in Ermanglung eines Künstlers. Versuche nur — und Du wirst's erfahren. Wie der ein Thor ist,

welcher, wenn er ein Pferd kaufen will, nicht dieses, sondern die Decken und Ziegel besieht; so ist der der größte Thor, welcher einen Menschen nach seinem Kleide, oder Stande, der uns gleich einem Kleide umgehängt ist, beurtheilt. „Es ist ein Sklav?" — Aber vielleicht frey am Geiste! „Es ist ein Sklav?" — Soll ihm das schaden? Sage mir, wer es nicht ist! Der eine fröhnt der Wollust, der andre dem Geitz, der dritte dem Ehrgeitz, alle der Furcht. Ich will Dir einen Consular (19) nennen, der einem alten Mütterchen, (20) einen Reichen, der einer kleinen Sklavin (21) fröhnt; ich will Dir sehr vornehme junge Leute zeigen, die Sklaven von Pantomimen sind. Keine Sklaverey ist schimpflicher, als freywillige. Laß Dich also durch jene ekeln Herren nicht abschrecken, Dich Deinen Sklaven freundlich zu zeigen, anstatt Dich stolz über sie zu erheben. Sie müssen Dich nicht sowohl fürchten, als verehren. Hier mögte nun jemand sagen: ich fordre die Sklaven auf, den Hut zu nehmen (22) und stürze die Herren von ihrer Höhe herab, weil ich gesagt habe: sie sollen ihren Herrn nicht sowohl fürchten, als verehren. — „Also, heißt es, sollen sie ihn eben so ehren, wie Clienten, wie Leute, die andern den Hof machen?" — Wer so spricht, vergißt, daß den Herren nicht zu wenig seyn sollte, was Gott genug ist — Ehrfurcht und Liebe. Liebe läßt sich nicht mit Furcht vermischen. Du thust also nach meinem Urtheil sehr recht, daß Du von Deinen Sklaven nicht gefürchtet seyn willst, daß Du durch Worte strafst. Durch Schläge erinnert man unvernünftige Thiere.*) Nicht alles, was uns unangenehm ist, verletzt uns. Aber unsre Weichlichkeit versetzt uns in Wuth, so, daß was irgend unserm Willen nicht entspricht, unsern Zorn weckt. Wir haben den Sinn von Königen angenommen; denn

*) muta.

denn auch diese, vergessend ihrer Macht und der Ohnmacht andrer, entbrennen, wüthen dergestalt, als wäre ihnen eine Beleidigung widerfahren, gegen welche Gefahr sie die Höhe ihres Standes völlig sicher stellt. (23) Auch wissen sie das wohl; nur erhaschen sie die Gelegenheit zu strafen, weil sie sie suchen. Sie wurden beleidigt, um zu beleidigen. (24) Ich will Dich nicht länger aufhalten; denn Du bedarfst keiner Aufmunterung. Unter andern ist das einer guten Gesinnung eigen: sie gefällt sich selbst und beharrt. Das Laster ist flatterhaft, wird oft verwandelt, nicht in Besseres, sondern in Anderes.

Acht und vierzigster Brief.

Ueber Freundschaft und Spitzfindigkeit.

Deinen Brief, welchen Du mir auf der Reise geschrieben, und welcher so lang ist, als die Reise selbst, werd' ich ein andermal beantworten. Ich muß bey Seite gehen und überlegen, wozu ich Dir rathen soll. Denn Du selbst, der Du um Rath fragst, hast lange nachgedacht, ob Du um Rath fragen solltest; um wie viel mehr muß denn ich das thun, da mehr Zeit dazu gehört, eine Frage aufzulösen, als vorzulegen, zumal, da Dein Interesse nicht das meinige ist. (1) — Da rede ich schon wieder, wie Epikur! (2) Mein Interesse ist aber das Deinige. Ich bin nicht Dein Freund, wenn nicht alles, was Dich angeht, auch meine Angelegenheit ist. Die Freundschaft läßt uns alles gemein haben; keiner hat für sich weder Glück noch Unglück. Wir leben in Gemeinschaft. Auch kann niemand glückselig leben, der nur auf sich selbst sieht, und alles in seinen

eignen Nutzen verwendet. Man muß für einen andern leben, wenn man für sich selbst leben will. Sorgfältig und gewissenhaft müssen die Pflichten der geselligen Verbindung beobachtet werden, welche alle mit allen vermischt und nach welcher es ein, für das ganze menschliche Geschlecht gültiges, Recht giebt. Dies trägt denn auch sehr viel zur Erfüllung der Pflichten jener engeren freundschaftlichen Verbindung bey, von der ich eben redete. Denn der wird mit dem Freunde Alles gemein haben, welcher vieles mit dem Menschen gemein hat. Das, theuerster Lucil, will ich mir von jenen scharfsinnigen Männern lieber sagen lassen, was ich dem Freunde, was ich dem Menschen zu leisten habe, als in wie vielerley Sinn das Wort: Freund gebraucht werde, und wie viele Bedeutungen das Wort: Mensch habe. Siehe, die Weisheit und die Thorheit sind verschiedener Meynung. Welcher soll ich beystimmen? Auf welche Seite heißest Du mich treten? Jener betrachtet den Menschen als einen Freund; diesem gilt ein Freund nicht für einen Menschen. Jener verschafft sich einen Freund, dieser sich dem Freunde. (3) || Du (4) verdrehst mir die Worte, und treibst Sylbenstecherey. Wie, ich sollte, wenn ich nicht etwa verfängliche Sophismen aufstelle, und durch falsche Schlüsse Unwahrheiten aus wahren Sätzen ableite, was ich zu meiden habe nicht von dem, wornach ich zu streben habe, unterscheiden können? Pfuy, daß wir, alte Leute, in einer so ernsthaften Angelegenheit (5) Possen treiben. — „Maus ist eine Sylbe; nun benagt die Maus den Käse, folglich benagt eine Sylbe den Käse." — Gesetzt nun, ich könnte diesen Trugschluß nicht auflösen, was für Gefahr drohte mir dann dieser Satz? Es steht unstreitig zu besorgen, ich werde einmal Sylben in der Mäusefalle fangen, oder, es werde, wenn ich nicht Acht gebe, ein Buch mir den Käse aufessen! — Aber vielleicht ist folgender Schluß noch scharfsinniger: Maus ist eine Sylbe, eine Sylbe benagt

aber keinen Käse, folglich benagt die Maus den Käse nicht. O, der Kindereyen! Falten wir darum die Stirn! Lassen wir darum den Bart wachsen? Ist es das, was wir mit ernstem, bloßem Anlitz lehren? — Willst Du wissen, was die Philosophie dem Menschengeschlechte verheißt? Guten Rath! Dem einen winkt der Tod, den andern quält Dürftigkeit, den dritten martert fremder oder eigner Reichthum; jenen schaudert vor seinem Unglück, dieser wünscht sich seinem Glücke (6) zu entziehen; diesem spielen Menschen, jenem die Götter übel mit. Wie magst Du mir solche Possen vortragen! Hier ist's nicht der Ort zum Spaßen. Du sollst Unglücklichen rathen. Schiffbrüchigen, Gefangenen, Kranken, Dürftigen, Menschen, die dem aufgehobenen Beil den Kopf darreichen — hast Du Hülfe zugesagt. Wohin verirrst Du Dich? Was beginnst Du? Der, mit dem Du spaßest, ist voll Furcht! — Steh, Du beredter Mann, diesen Sterbenden in ihren Leiden bey.*) Alle, von allen Seiten, strecken die Hände nach Dir aus, und flehen Dich für ihr verlornes oder gefährdetes Leben um einige Hülfe an; auf Dir beruht ihre Hoffnung, ihre Rettung. Sie bitten, Du mögest sie aus solchem Strudel reißen und den hin und her Geworfenen und Irrenden das helle Licht der Wahrheit zeigen. Sage ihnen, was die Natur zum Bedürfniß machte, was überflüssig; wie leichte Gesetze sie gegeben; wie erfreulich, wie wenig schwierig das Leben sey, wenn man diese befolgt, wie unfreundlich und lästig, wenn man mehr dem Wahne, als der Natur traut. Belehre sie, wie sie ihre Begierden ausrotten, wie zügeln können. — — Daß sie nur dabey stehen blieben, nicht zu nützen; aber sie schaden auch! (7) Ich will Dir's, wenn Du es ver-

*) Succurre quisquis eloquentiores, pereuntium poenis.

langst, sonnenklar machen, daß die besten Köpfe, wenn sie sich in solche Spitzfindigkeiten hineinwerfen, verkrüppelt und entkräftet werden. Ich schäme mich, es zu sagen, was für Waffen man den, zum Kampf mit dem Schicksal bestimmten, reicht, wie man sie ausrüstet. Ist das der Weg zum höchsten Gute? So kommt die Philosophie zu jenen finstern, niedrigen, selbst Sachwalter beschimpfenden Chikanen. Denn was wollt Ihr anders, wenn Ihr die Leute wissentlich durch Eure Trugschlüsse täuschet, als daß sie das Ansehn gewinnen, gegen Euch den Proceß verloren zu haben? — Aber wie unrechte Vorurtheile vom Prätor, so bekommen diese von der Philosophie (8) restitutionem in integrum. Warum werdet ihr Euren hochtönenden Versprechungen so untreu, und lasset Euch nach der großpralerischen Ankündigung: „ihr wollet mich dahin bringen, daß so wenig der Schimmer des Schwerdtes, als des Goldes mein Auge blende, daß ich mit hoher Fassung sowohl, was alle wünschen, als was alle fürchten, mit Füßen treten (9) sollen," zu den Anfangsgründen der Grammatik herunter? Sprechet: steigt man so zum Himmel empor? Denn mich Gott ähnlich zu machen, das ist's, was mir die Philosophie verheißt! Dazu bin ich berufen, dazu bin ich gekommen; halte nun Wort. — — So viel Du also kannst, mein Lucil, enthalte Dich jener Exceptionen und Dupliken der Philosophen. Offenheit und Einfalt ziemt dem Sittlich-Guten. Auch wenn wir viel Zeit übrig hätten, müßten wir sie sparsam eintheilen, um für das Nöthige genug zu haben; welcher Unsinn nun, bey solchem Mangel an Zeit überflüssige Dinge zu lernen!

Neun und vierzigster Brief.

Kürze und Geschwindigkeit der Zeit. Ueber Dialektik.

Man ist freylich sehr unempfindlich und fahrlässig, mein Lucil, wenn man das Andenken an einen Freund nur auf Anerinnerung irgend einer Gegend bey sich erneuert fühlt; doch rufen zuweilen bekannte Plätze die, in unsrer Seele ruhende Sehnsucht hervor, und beleben nicht ein erstorbenes Andenken, sondern werden ein schlummerndes. So erneuert ein zugelassener Sklav, ein Kleid, ein Haus (1) den Schmerz der Leidtragenden, wenn auch schon die Zeit ihn besänftigt hatte. So hat bey mir Campanien, vorzüglich Neapel, im Angesicht Deines Pompejischen Landgutes, die Sehnsucht nach Dir auf eine unglaubliche Art aufgefrischt. Ich habe Dich leibhaftig vor Augen; mir ist, als nähm' ich erst Abschied von Dir; ich sehe, wie Du Deine Thränen zurückhältst und Deinen, allen Zwang durchbrechenden, Gemüthsbewegungen nur schwachen Widerstand leistest. Mich dünkt, ich habe Dich so eben erst verloren. Denn was ist nicht so eben erst geschehen in der Wiedererinnerung? So eben erst saß ich als Knabe beym Philosophen Sotion; (2) so eben erst redete ich zum erstenmale vor Gericht; so eben erst hört' ich auf, dies zu wollen; so eben erst hört' ich auf, es zu können. Unglaublich schnell entflieht die Zeit, was man am mehrsten bemerkt, wenn man zurückblickt. Denn sie täuscht den, auf das Gegenwärtige gerichteten, Blick; so leise eilt sie in pfeilschnellem Fluge vorüber. — Nach der Ursache dieser Erscheinung fragst Du? — Die ganze Vergangenheit ist an demselben Orte. Man übersieht sie auf einmal; sie bildet Eine Masse; es ist Ein Abgrund, in welchen al-

les hinabstürzt. Ueberdies können die Zwischenräume nicht lang seyn, wenn das Ganze kurz ist. Unser Leben ist ein Punkt und weniger, als ein Punkt. Aber diesen hat, so klein er ist, die Natur scheinbar zu einer ziemlichen Weite auseinandergerückt. Etwas davon machte sie zur Kindheit, etwas zum Knabenalter, etwas zum Jünglingsalter, etwas zu einer Art von Uebergang vom Jünglingsalter zum Greisenalter, etwas zum Greisenalter selbst. In welch' einem engen Raume wie viele Stufen! So eben erst geb' ich Dir das Geleit; und doch macht dieses so eben einen guten Theil unsrer Lebenszeit aus, deren Kürze, laß es uns bedenken, wir einst schon bemerken werden. (3) Sonst pflegte mir die Zeit nicht so flüchtig vorzukommen; jetzt dünkt mich ihr Lauf unglaublich schnell, entweder weil ich spüre, daß das Ende der Laufbahn heranrückt, oder weil ich angefangen habe, meinen Verlust zu beachten und zu berechnen. Um so mehr verdrießt es mich, daß manche von dieser Zeit, welche, auch noch so sorgfältig bewahrt, nicht einmal zum Nothwendigen hinreicht, den größeren Theil auf Ueberflüßiges verwenden. Cicero behauptet, „er würde, auch wenn er noch einmal so lange leben sollte, nicht Zeit haben, die Lyriker, und eben so wenig die Dialektiker zu lesen," welche zu ihren Possen nur saurer sehen. Jene treiben geständigermaaßen Muthwillen; diese meynen noch, etwas Rechtes zu thun. Auch behaupt' ich nicht, daß man dergleichen nicht einmal ansehen solle: aber auch nur ansehen und von Ferne begrüßen, bloß damit man uns nicht hinter das Licht führe und wir nicht meynen, es stecke wunder welches große und geheime Gut dahinter. Was quälst und marterst Du Dich bey einer Aufgabe, die der bessere Kopf verachtet, anstatt sie aufzulösen. Wer mit völliger Sicherheit und nach seiner Bequemlichkeit reiset, sucht Kleinigkeiten zusammen. Wenn einem der Feind den Rücken bedroht, und der Soldat Befehl zum Aufbruch bekömmt; so wirft die Noth

weg, was der unthätige Friede gesammelt hatte. Ich habe nicht Zeit, doppelmäßige Worte zu haschen und meine Verschmitztheit dabey zu versuchen.

„Schau', sagt der Dichter, (4) wie die Völker sich rotten, wie rings in verschlossenen Thoren Vestungen schärfen den Stahl." — — — Großen Muth bedarf ich, unerschrocken jenes Getümmel der, mich umrauschenden, Schlacht zu vernehmen. Jedermann würde mich mit Recht für wahnsinnig halten, wenn ich, während Greise und Weiber Steine auf die Ringmauer zusammentrügen, während die junge bewaffnete Mannschaft innerhalb der Thore das Zeichen zum Ausfall erwartete, oder forderte, während schon in den Thoren feindliche Schwerdter blitzten, und der unterminirte Boden selbst unter mir wankte — müßig da säße und solche Schlüsse aufstellte: „Was Du nicht verloren hast, das hast Du noch; Du hast aber keine Hörner verloren, folglich hast Du Hörner" — und was dergleichen, künstlich zugespitzte, scharfsinnige Narrheiten mehr sind. Aber Du hast Recht, mich für eben so wahnsinnig zu halten, wenn ich jetzt auf so etwas Fleiß verwende. Auch jetzt werd' ich belagert. Bey einer Belagerung aber würde mir bloß von außen Gefahr drohen, eine Mauer mich vom Feinde trennen; jetzt ist das Todbringende bey mir. Ich habe keine Zeit zu jenen Abgeschmacktheiten; ich hab' ein großes Werk unter Händen. Was soll ich thun? — Der Tod setzt mir nach; das Leben entflieht. Dagegen lehre mich ein Mittel; mache, daß ich nicht vor dem Tode fliehe und das Leben nicht mir entfliehe. Ermuntere mich zum Kampf gegen Schwierigkeiten, zum Gleichmuth, zur Ertragung des Unvermeidlichen; erweitere die Grenzen meiner Zeit; lehre mich einsehn, der Werth des Lebens hänge nicht von der Länge, sondern vom Gebrauch desselben ab, und es könne geschehen, ja es geschehe sehr oft, daß

wer lange lebt, wenig lebe. Sage mir beym Einschlafen: Vielleicht erwachst Du nicht wieder; und beym Erwachen: Vielleicht schläfst Du nicht wieder! Sage mir beym Ausgehn: Vielleicht kehrst Du nicht zurück, und bey der Rückkunft: Vielleicht gehst Du nicht wieder aus. Du irrest, wenn Du meynst, nur auf einem Schiffe sey es eine Kleinigkeit, die Tod und Leben scheidet; die Scheidewand ist überall gleich dünn. Nicht allenthalben zeigt sich der Tod so nahe; allenthalben ist er so nahe. Zerstreue diese Finsterniß (5) und leichter wirst Du mich das lehren, worauf ich vorbereitet bin. (6) Gelehrig schuf uns die Natur und gab uns eine unvollkommene, aber der Vervollkommnung fähige, Vernunft. Lehre mich Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Mäßigkeit und jene zwiefache Keuschheit, die, welche keinen fremden Körper entweyht und den eignen nicht entweyhen läßt. Wenn Du mich auf keine Umwege führst; so werd' ich leichter zum Ziele kommen. Denn, sagt jeder Tragiker: (7) „Kunstlos ist der Wahrheit Rede." Man sollte sie daher nicht in spitzfindige Phrasen hüllen. Denn nichts weniger, als eine solche listige Verschlagenheit, ziemt Seelen, welche nach großen Dingen (8) trachten.

Funfzigster Brief.

Lerne Dich selbst kennen. Je zeitiger die Besserung beginnt, desto leichter geht sie von statten; man verzweifle aber auch nicht, veraltete Uebel zu heilen.

Deinen Brief hab' ich viele Monate, nachdem Du ihn abgesandt, erhalten. Ich hielt es daher für überflüssig,

den Ueberbringer zu fragen, was Du machteſt: denn er muß ein ſehr gutes Gedächtniß haben, wenn er es noch weiß. Gleichwohl hoff' ich, Du werdeſt bereits ſo leben, daß ich, wo Du auch ſeyſt, wiſſen kann, was Du machſt. Denn was ſollteſt Du anders machen, als Dich täglich beſſern, als etwas Fehlerhaftes ablegen, als einſehen lernen, die Schuld, die Du an den Dingen ſuchteſt, lieg' an Dir. Manche Fehler nämlich ſchreiben wir den Oertern und Zeiten zu, da ſie uns doch, wohin wir auch gehen mögen, folgen werden. Du kennſt die Harpaſte, die Närrin meiner Frau, (1) die als ein Erbſtück in meinem Hauſe geblieben iſt; denn ich bin gar nicht für dergleichen Ausartungen. Will ich mich an einem Narren beluſtigen, ſo brauch ich ihn nicht weit zu ſuchen; ich lache über mich. Jene Närrin nun iſt plötzlich blind geworden. Es iſt unglaublich, was ich ſage, aber wahr; ſie weiß nicht, daß ſie blind iſt und fordert ihren Führer oft auf, mit ihr auszuziehen, denn das Haus ſey ſo dunkel! Wiſſe, daſſelbe, worüber wir ſie auslachen, begegnet uns allen. Niemand weiß, daß er geitzig, niemand, daß er Sklav ſeiner Begierden iſt. Die Blinden ſuchen doch noch einen Führer; wir irren ohne Führer umher und ſagen: „Ich bin nicht ehrſüchtig, aber zu Rom kann man nicht anders leben.“ „Ich liebe den Aufwand nicht, aber die Stadt ſelbſt macht große Ausgaben nöthig.“ „Es iſt nicht meine Schuld, daß ich auffahrend bin, daß meine Lebensweiſe noch nicht gehörig geordnet iſt; das macht die Jugend.“ — Wozu täuſchen wir uns? — Das Uebel iſt nicht außer uns, es iſt in uns, in unſern Eingeweiden ſitzt es. Und eben deswegen hält es ſo ſchwer mit unſrer Geneſung, weil wir nicht wiſſen, daß wir krank ſind. Wenn wir anfingen, einen Arzt zu brauchen — wenn würden wir ſo viele Krankheiten und Schwachheiten vertreiben? — Nun aber ſuchen wir nicht einmal einen Arzt, der es leichter haben würde, wenn wir ihn zuzögen, ſo lange der Schade noch neu iſt. Die noch

zarten und ungebildeten (2) Gemüther würden leicht dem Führer auf rechtem Wege folgen; es ist nie schwer, den zur Natur zurückzuführen, der noch nicht von ihr abfiel. Wir erröthen, uns in der Jugend unterrichten zu lassen: aber wahrlich, wenn es schimpflich ist, dazu einen Lehrer zu suchen; so muß man daran verzweifeln, daß uns der Zufall ein so großes Gut eingießen könne. Man muß darum arbeiten, und, die Wahrheit zu sagen, die Arbeit ist nicht einmal groß, wenn wir nur, wie ich sagte, unsern Geist zu bilden und zu bessern anfangen, bevor die fehlerhafte Beschaffenheit desselben sich verhärtet. Aber auch bei einer solchen Verhärtung verzweifle ich nicht. Es giebt nichts, das eine beharrliche Bemühung, eine angestrengte, fleißige Sorgfalt nicht bezwänge. Auch der noch so krummgewachsene Baum kann wieder gerade gewöhnt werden; gekrümmte Balken dehnt die Hitze gerade, und, ganz anders gewachsen, müssen sie die Form annehmen, die unsre Absicht erfordert. Wie viel leichter wird der Geist, so biegsam, nachgiebiger, als irgend eine Flüssigkeit, jede Form annehmen? Denn was ist der Geist anders, als eine, auf gewisse Weise modificirte, feine Luftart? (3) Diese ist aber, wie Du weißt, um so viel leichter, als jede andre Materie, um wie viel sie dünner ist. Das, mein Lucil, darf Dich nicht abhalten, Gutes von uns zu hoffen, daß sich die Verderbtheit unsrer schon bemächtigt, daß sie schon lange Besitz von uns genommen hat. Die Tugend kommt zu keinem früher, als das Laster. Wir alle sind zum Voraus eingenommen; (4) Tugenden lernen heißt — Laster verlernen. Aber mit desto größerem Eifer müssen wir zu unsrer Besserung schreiten, je dauerhafter der Besitz des einmal erworbenen Guten ist. Die Tugend verlernt sich nicht. Die Laster haften gegen die Natur in der Seele, wie in einem fremden Boden; daher können sie verjagt und ausgetrieben werden; fest sitzt das, was an einen, seiner Natur angemessenen, Ort gelangt.

Die Tugend ist der Natur gemäß; die Laster sind ihre Feinde und Widersacher. Aber wie einmal aufgenommene Tugenden nicht wieder entweichen können, und ihre Behauptung leicht ist, so ist der erste Zugang zu ihnen steil; denn es ist das erste Zeichen der Schwäche und Kränklichkeit des Gemüths — das Unversuchte zu fürchten. Daher muß man es zum Anfangen zwingen. Nachher ist die Arzney nicht bitter; sehr bald macht sie Vergnügen, indem sie heilt. Andre Heilmittel gewähren erst nach der Genesung Vergnügen; die Philosophie ist zugleich heilsam und süß.

Ein und funfzigster Brief.

Die Bäder zu Bajä.

Jeder behilft sich so gut er kann, liebster Lucil! Du hast dort den Aetna, diesen berühmtesten Berg Siciliens: (warum ihn Massala oder Valgius, denn ich las es bey beyden, den einzigen (1) nennen, seh' ich nicht ein, da sehr viele Stellen Feuer auswerfen, nicht bloß Höhen, welches am häufigsten der Fall ist, weil nämlich das Feuer immer in die Höhe steigt; sondern auch tiefer liegende Gegenden;) ich bin, so gut ich kann, mit Bajä (2) zufrieden, welches ich am Tage nach meiner Ankunft daselbst, wieder verließ, als einen Ort, den man, wiewohl die Natur ihn ganz gut ausgestattet, deswegen meiden muß, weil die Ueppigkeit sich ihn zum Sammelplatz erwählt hat. — Wie aber? darf man irgend einem Orte Haß schwören? — Mit nichten! Aber wie eine Kleidung dem Weisen und Tu-

gendhaften besser ansteht, als die andre, ohne daß er deshalb irgend eine Farbe haßt, wiewohl er diese, oder jene dem, der sich zur Frugalität bekennt, minder angemessen glaubt; so giebt es auch Gegenden, welchen der weise, oder nach Weisheit strebenden Mann, sofern sie die Tugend nicht begünstigen, ausweicht. Er wird demnach, indem er darauf denkt, sich zurück zu ziehen, nimmermehr Canopus (3) wählen, obgleich Canopus niemanden hindert, mäßig zu leben: ja Bajä nicht einmal; die Laster haben angefangen, dort einzukehren! Die Ueppigkeit erlaubt sich dort sehr viel; sie schweift dort, als wenn dem Orte eine gewisse Ausgelassenheit gebührte, freyer aus. Wir sollten einen Aufenthalt wählen, der nicht bloß unserm Körper, sondern auch unserm Charakter zuträglich ist. Ich mögte eben so wenig unter Garköchen, als unter Henkersknechten wohnen. Wozu soll ich sie sehen, alle die, an den Küsten umherschweifenden, Berauschten und die Schmausereyen in den Gondeln, und die, von Musik und Gesang ertönenden Seen, und alle die Sünden, welche eine, von allen Gesetzen gleichsam entbundene, Ueppigkeit nicht allein begeht, sondern zur Schau stellt? — Wir müssen dafür sorgen, daß wir alle Reitzungen zu Lastern so weit als möglich fliehen. Abhärten müssen wir unsern Geist und ihn von den Liebkosungen der Wollust möglichst zurückziehen. Ein Winter erschlaffte den Hannibal. Den Helden, welcher den beschneyten Alpen Trotz geboten hatte, entkräfteten die Wollüste Kampaniens. Den Sieger in der Feldschlacht besiegte das Laster. (4) Auch wir müssen Kriegsdienste thun, und zwar gestattet unser Dienst uns niemals Ruhe, niemals Muße. Vor allen Dingen müssen wir die Wollüste bekämpfen, welche, wie Du siehst, selbst kriegerische Gemüther hingerissen haben. Wer sich's recht vorstellt, welch' eine Arbeit er unternommen hat, (5) der wird einsehen, wie sehr er vor aller Verzärtelung, vor aller Weichlichkeit sich zu hüten habe.

Was sollen mir denn jene lauwarmen Badewannen, jene Schwitzstuben, mit trocknen Dämpfen angefüllt, um die Körper der Badegäste auszuleeren? — Laß Arbeit uns den Schweiß treiben! Machten wi'rs, wie Hannibal, so daß wir, unsre Unternehmungen mitten im Laufe hemmend und den Krieg einstellend, uns bloß mit der Pflege unsrer Körper beschäftigten; so würde jedermann, und mit Recht, unsre unzeitige, selbst nach errungenem Siege, geschweige denn während eines siegreichen Kampfes, gefährliche Unthätigkeit tadeln. Uns steht noch weniger frey, als dem Karthagerheere; unser wartet größere Gefahr, wenn wir weichen, und mehr Arbeit, wenn wir beharren. „Das Schicksal führt Krieg mit mir; ich werde mir keine Gesetze vorschreiben lassen; ich nehme das Joch nicht auf mich; ja, was noch mehr Muth erfordert, ich schüttle es ab; der Geist darf nicht verweichlichen. Weich' ich der Wollust, so muß ich auch dem Schmerze und der Arbeit und der Armuth weichen; Ehrgeitz und Zorn werden sich dieselben Rechte über mich anmaßen; so viele Affecten werden mich hin und her ziehen, ja zerreißen. Freyheit ist mein Ziel; sie der Preis, wornach ich ringe." — „Worin diese Freyheit bestehe, fragst Du?" — „Darin, daß ich von nichts abhänge, von keiner Nothwendigkeit, von keinem Zufalle; daß ich mit dem Schicksale mich auf gleichen Boden stelle. Sobald ich seine größte Macht fühlen werde, wird es gar keine mehr haben. (6) Wie, es sollte mich beherrschen, da der Tod in meiner Macht steht?" — Wer solchen Betrachtungen nachhängen will, der muß ernste und heilige Oerter wählen. Zu große Anmuth macht die Gemüther weibisch und gewiß kann auch eine Gegend zur Erschlaffung der innern Kraft beytragen. Lastthiere, deren Huf auf steinigtem Boden gehärtet ward, kommen auf jedem Wege fort; die Füße der, auf weichen, sumpfigten Wiesen Fettgeweideten werden leicht wund. So kommen auch die muthigsten Krieger aus rauhen Gegenden; die städ-

tisch und weichlich erzogenen sind kraftlos. Hände, welche vom Pfluge zum Schwerdte greifen, scheuen keine Arbeit; jene duftenden und geputzten Herren ermatten auf dem ersten Marsche. Die strengere Zucht einer unfreundlichen Gegend stärkt den Geist und macht zu großen Unternehmungen tüchtig. Es war des Scipio würdiger, sich nach Liternum, als nach Bajä zu verbannen; ein so großer Mann mußte auch nach seinem Falle nicht auf so weichem Boden ruhen. (7) Auch jene Männer, denen das Schicksal des römischen Volks zuerst die höchste Gewalt überlieferte, Cajus Marius und Cnejus Pompejus und Caesar führten freylich in der Gegend von Bajä Landhäuser auf; aber sie bauten sie auf hohe Bergrücken. Es kam ihnen kriegerischer vor, wie von einer hohen Warte, auf die weit und breit umher gelegenen Niederungen herabzuschauen. Siehe, was für eine Lage sie aussuchten, wo und wie sie bauten — Du wirst finden, es sind mehr Festungen, als Villen. Glaubst Du, Cato würde je in Utica gewohnt haben, um — die vorüberschiffenden Buhlerinnen zu zählen und so viele Arten buntbemahlter Gondeln anzusehen, und die, auf dem ganzen See umherschwimmenden Rosen und dem Geschrey nächtlicher Schmauser zuzuhören? Würde er nicht lieber beständig in einer Schanze, als Eine Nacht unter solchen Umgebungen geblieben seyn? *) Wird denn nicht, wer ein Mann ist, seinen Schlaf lieber durch die Trompete, als durch Symphonieen unterbrechen lassen? — Doch ich habe genug gehadert mit Bajä — aber nie genug mit den Lastern. Diese verfolge auch Du, mein Lucil, ich bitte Dich, ohne Maaß und ohne Ende; denn auch sie kennen weder Ende noch Maaß. Wirf von Dir, was Dein Herz zerfleischt, und könntest Du es nicht anders herausbringen,

---

*) quam vnam noctem inter talia duxisse.

so müßtest Du das Herz mit ausreißen. Vor Allem verjage die Wollüste und hasse sie wie jene Räuber, welche die Aegyptier Philetен nennen; sie umarmen uns, damit sie uns erwürgen.

Zwey und funfzigster Brief.

Von der Unbeständigkeit und den Mitteln dagegen.

Was ist es doch, mein Lucil, das uns, wenn wir hierhin wollen, dorthin zieht und dahin treibt, von wo wir uns zu entfernen wünschen? Was liegt doch so mit unsrem Gemüth in Streit und gestattet uns nicht, etwas ein für allemal zu wollen? Wir schwanken zwischen wechselnden Entschlüssen hin und her; nichts wollen wir frey, nichts unbedingt, nichts immer. — Die Thorheit ist's, sagst Du, die in nichts beharrt, der nichts lange gefällt. — Aber wie, oder wann werden wir uns von ihr losreißen? Niemand hat von selbst Kraft genug, sich herauszuarbeiten; es muß ihm jemand die Hand reichen, jemand herausführen. (1) Einige, sagt Epikur, unter andern Er, haben sich ohne jemands Hülfe den Weg zur Wahrheit gebahnt; er rühmt diejenigen am mehrsten, die eigner Trieb beseelte, die sich selbst forthalfen. Andre, sagt er, bedürfen fremden Beystandes; sie würden nicht gehen, wenn niemand voranginge; aber gut nachfolgen: zu diesen gehöre Metrodor. Auch dies sey eine treffliche Art von Köpfen; aber vom zweyten Range. Wir gehören nicht zu jener ersten Classe; Glück genug, wenn man uns in diese zweyte aufnimmt. Selbst derjenige ist nicht zu verachten, welcher durch fremde Hülfe gerettet werden kann; auch das ist

schon viel: gerettet seyn zu wollen. Außer diesen wirst Du noch eine andre, ebenfalls nicht verächtliche, Gattung von Menschen finden, die nämlich, welche man zum Rechten nöthigen, oder zwingen kann; welche nicht nur eines Führers, sondern auch eines Gehülfen und, so zu sagen, eines Treibers bedürfen. Das ist die dritte Ordnung. Willst Du ein Beyspiel davon, so sagt Epikur, Hermachus gehöre in dieselbe. Jenen nun preiset er mehr glücklich, diesen achtet er mehr. Denn obgleich beyde zu Einem Ziele gelangen, so ist es doch rühmlicher, unter schwierigeren Umständen eben so viel, als andre, zu leisten. Nimm an, es seyn zwey ganz gleiche Gebäude aufgeführt, gleich hoch, gleich prächtig; das eine kam auf einen reinen Grund; da stieg schnell das Werk empor; das andre hat ein lockeres Fundament, auf einen weichen, schlammichten Erdboden gegründet; es kostete viel Arbeit, bevor man ihm Festigkeit verschaffte. Alles, was bey dem ersten geschehen ist, fällt in die Augen; der größere und schwierigere Theil des andern bleibt verborgen. — Es giebt behende, gewandte Köpfe; andre muß man, daß ich mich des Ausdrucks bediene, erst zurecht machen und in ihren Fundamenten bearbeiten. Mithin mögte ich sagen: der, welcher keine Mühe mit sich hatte, sey glücklicher; derjenige habe mehr Verdienst um sich, welcher die Bösartigkeit seiner Natur bezwang und sich zur Weisheit nicht hinführte, sondern hinriß. Wisse, ein solcher harter, viel Arbeit fordernder Kopf ward auch uns gegeben; wir schwimmen gegen den Strom. Laß uns denn kämpfen, laß uns um fremde Hülfe bitten. — Wen, sagst Du, soll ich bitten? diesen, oder jenen? — Wende Du Dich auch zu den Alten, die keine Abhaltung haben. Es können uns nicht bloß die helfen, welche sind, sondern auch die, welche waren. Von denen, die sind, laß uns aber nicht diejenigen wählen, welche mit großer Geschwindigkeit Worte hervorsprudeln, und Gemeinplätze herumwälzen, und als Marktschreyer in

den

den Häusern auftreten; (2) sondern die das Leben lehren, und ihre Vorschriften für das Handeln durch Handlungen unterstützen; welche lehren, was man meiden soll; aber auch nie auf dem, was sie meiden heißen, betroffen werden. Den wähle Dir zum Gehülfen, den Du mehr bewundern mußt, wenn Du ihn siehst, als wenn Du ihn hörst. Ich will Dir deswegen nicht wehren, auch diejenigen zu hören, welche gewohnt sind, zahlreiche Versammlungen zuzulassen und öffentliche Vorträge zu halten; wenn sie nur in der Absicht unter die Menge treten, um besser zu werden und besser zu machen; wenn sie dies nicht aus Eitelkeit treiben. Denn was ist schimpflicher, als wenn die Philosophie nach Beyfall hascht? Rühmt denn der Kranke den Arzt, während er von ihm operirt wird? Seyd still, seyd mir gewogen, bietet Euch der Heilung dar! Auch wenn ihr mir Beyfall zuruft, wird's mir doch seyn, als wenn ihr bey der Berührung Eurer Schäden seufztet. Ihr wollt zu erkennen geben, daß ihr aufmerket und von der Wichtigkeit der Gegenstände durchdrungen seyd? — Sehr gern! Warum sollt' ich es nicht gestatten, daß ihr urtheilet, und über das Bessere Eure Stimme gebet? Die Schüler des Pythagoras mußten ein fünfjähriges Stillschweigen beobachten. Werden sie denn wohl mit der Erlaubniß, zu sprechen, auch sogleich die, zu loben, erhalten haben? Welch' ein Thor ist aber derjenige, welcher, durch den Beyfallsruf von Unwissenden erfreut, den Hörsaal verläßt! Wie kann man sich freuen, von Menschen gelobt zu werden, die man selbst nicht loben kann? Fabianus (3) redete vor dem Volke; aber man hörte ihm mit Anstand zu. Zuweilen brach man in lautes Beyfallrufen aus, welches aber der erhabene Inhalt seiner Vorträge hervorlockte, nicht der Schall der, glatt und sanft dahin fließenden, Rede. Es sey einiger Unterschied zwischen dem Beyfallszuruf im Theater und im Hörsaal! Es giebt auch eine Ausgelassenheit im Loben. Es giebt, wenn man sie

nur beachtet, von allen Dingen gewisse Anzeichen, und auf den Charakter läßt sich auch aus den geringfügigsten schließen. Den Unzüchtigen verräth sein Gang, eine Bewegung der Hand, zuweilen eine einzige Antwort, und ein Finger, womit er den Kopf berührt, und eine Richtung des Auges. Den Schalk kündigt sein Lachen, den Wahnsinnigen Miene und Haltung an. Denn dergleichen giebt sich durch Merkmale kund. Wie jedes beschaffen sey, kannst Du erfahren, wenn Du bemerkst, wie er gelobt wird. — Von allen Seiten strecken die Zuhörer die Hände gegen den Philosophen aus, (4) der Haufe der Bewundrer steht ihm sogar über dem Kopfe. (5) — Man hält ihm dann, deutest Du es recht, keine Lob- sondern eine Leichenrede. (6) Solches Lobgeschrey bleibe den Künsten überlassen, deren Zweck es ist, dem Volke zu gefallen; stille Verehrung werde der Philosophie. Man wird es zuweilen Jünglingen gestatten müssen, dem Triebe ihres Herzens zu folgen; aber nur dann, wenn sie es (7) wirklich aus innerm Antriebe thun, wenn sie sich kein Stillschweigen gebieten können. Ein solches Lob hat etwas Ermunterndes für die Zuhörer selbst und begeistert die jungen Leute. Die Sachen müssen sie rühren, nicht zierlich gesetzte Worte. Die Beredtsamkeit ist ihnen schädlich, wenn sie selbige nicht nach den Sachen, sondern nach ihr selbst begierig macht. — — Ich breche jetzt hiervon ab. Denn es muß besonders und umständlich ausgeführt werden, wie man zum Publikum reden soll, was wir uns gegen das Publikum, und dem Publikum gegen uns erlauben dürfen. Daß die Philosophie, seit sie sich gemein gemacht, (8) verloren hat, ist außer Zweifel; doch kann sie sich sehen lassen — ihn ihrem Heiligthume, nur daß ihr, nicht ein Trödler, sondern ein Priester zu Theil werde.

Drey und funfzigster Brief.

Erzählung einer unglücklichen Seefahrt. Philosophische Reflexionen über Selbstkenntniß und die Hülfe, welche die Philosophie dazu gewährt.

Wozu wird man mich nicht bereden können, da man mich beredet hat, zu Schiffe zu gehen? Ich fuhr bey stiller See ab. Freylich war der Himmel mit schwarzen Wolken bedeckt, welche sich meistens in Regen oder Wind auflösen. Aber ich glaubte mich die wenigen Meilen von Deinem Parthenope (1) bis Puteoli noch hinstehlen zu können, wie ungewiß und drohend auch das Wetter war. Um nun desto schneller zu entkommen, fuhr ich sofort, alle Krümmungen der Küste vermeidend, gerade nach Nesis. (2) Als ich schon so weit gekommen war, daß es mir nichts mehr verschlug, ob ich weiter führe, oder umkehrte, verlor sich jene Meeresstille, die mich verführt hatte. Noch war's kein Sturm; aber die See ward schon hohl, und die Wellen gingen stärker. Ich fing an, den Steuermann zu bitten, er mögte mich irgend wo am Ufer aussetzen. Er sagte, dieses sey voller Klippen und ohne Landungsplatz, und er fürchte beym Sturm nichts mehr, als das Land. Ich befand mich aber zu übel, um mir eine Gefahr einfallen zu lassen. Mich quälte jene matte, unwirksame Uebelkeit, welche die Galle erregt, ohne sie auszuwerfen. Ich drang also in den Steuermann und nöthigte ihn, er mogte wollen, oder nicht, an das Ufer zu fahren. Als wir diesem nahe gekommen waren, wart' ich nicht bis man nach Virgil

„Meerwärts drehe die Schnäbel der Schiffe — — oder
„Vorne ruh' am Anker der Kiel —;"

sondern, eingedenk meiner alten Kunst, warf' ich mich, wie es einem Kaltbader geziemt, im wollenen Unterkleide ins Wasser. Du kannst denken, was ich ausgehalten habe, indem ich über Klippen fortgerissen werde, indem ich mir einen Weg suche, und mache! Ich begriff, daß die Seeleute nicht ohne Grund das Land fürchten. Unglaublich ist's, was ich ertrug, da ich mich selbst nicht mehr tragen konnte. [So viel ist gewiß, Ulyß stand sich nicht so schlimm mit dem Meere, daß er überall Schiffbruch litt; er war der Seekrankheit unterworfen, und in zwanzig Jahren will ich auch schon fahren, wohin ich soll.] Sobald ich nun meine Uebelkeit, die, wie Du weißt, aufhört, so wie man das Meer verläßt, los war und mich durch Salben erquickt hatte, fing ich an, darüber nachzudenken, wie leicht wir unsrer Fehler vergessen, selbst der körperlichen, welche uns oft an sich erinnern, geschweige denn derjenigen, welche um so verborgener bleiben, je größer sie sind. Eine leichte fieberhafte Bewegung täuscht einen; nimmt sie aber zu und entbrennt ein wirkliches Fieber; so gesteht auch der Härteste und Duldsamste sein Uebel. Die Füße schmerzen, man fühlt einiges Stechen in den Gelenken; noch will man von nichts wissen. Man habe sich, heißt es, den Knöchel verrenkt, oder sich bey irgend einer Bewegung beschädigt. So lange die Krankheit noch unentschieden und im Werden ist, sucht man einen Namen dafür; macht sie erst die Knöchel schwillen und beyde Füße recht;(3) so muß man das Podagra bekennen. Das Gegentheil erfolgt in den Krankheiten, wovon die Seelen befallen werden; je schlechter man sich befindet, desto weniger fühlt man's. Laß Dich das nicht befremden, liebster Lucil. Denn im leisen Schlafe, wenn man schlummernd Traumgestalten sieht, weiß der Schlafende zuweilen, daß er schläft; der tiefe Schlaf löscht auch die Träume aus, und benimmt der tief versenkten Seele alles Bewußtseyn. — Warum gesteht niemand seine Fehler? — Weil er noch damit behaftet ist.

Nur der Wachende erzählt seine Träume, und wer seine Fehler gesteht, beweiset, daß er geneset. Laß uns denn erwachen, damit wir unsre Fehler entdecken. — Die Philosophie allein aber wird uns wecken, sie allein uns aus dem tiefen Schlafe rütteln. Ihr widme Dich ganz; Du bist ihrer, sie ist Deiner würdig. Geht, umarmt einander wechselsweise. Verweigre Dich allen andern Dingen, muthig, offen. Du darfst nicht bittweise philosophiren. Wenn Du krank wärest; so würdest Du die Sorge für Dein Hauswesen unterbrochen, und die gerichtlichen Geschäfte haben fahren lassen, und Du würdest aus niemanden so viel machen, daß Du, während der Pausen der Krankheit als Sachwalter für ihn aufträtest; mit ganzer Seele würdest Du dafür sorgen, so bald, als möglich, von Deiner Krankheit frey zu werden. Wie aber! Solltest Du es nun nicht eben so machen? Mache Dich von allen Hindernissen los und widme Dich ganz Deiner Besserung; kein Geschäftsmann gelangt dazu. Die Philosophie übt ihr Regiment; sie giebt die Zeit, sie empfängt sie nicht. (4) Sie ist keine Nebensache: sie ist die Hauptsache, sie die Gebieterin. Sie erscheint und befiehlt. Alexander gab einem Staate, (5) der ihm einen Theil seines Gebietes und die Hälfte aller seiner Besitzungen anbot, zur Antwort: ich bin nicht in der Absicht nach Asien gekommen, um anzunehmen, was Ihr geben wolltet, sondern um Euch zu lassen, was Ihr behalten solltet. So spricht die Philosophie zu allen Dingen: Ich werde nicht die Zeit annehmen, die ihr übrig habet; sondern ihr sollt so viel haben, als ich euch bewilligen werde. — Auf diese richte Deine ganze Seele; ihr sitze zur Seite; sie verehre; ein weiter Raum trenne Dich von den andern. (6) So wirst Du alle Sterbliche weit übertreffen, und von den Göttern um Weniges übertroffen werden. — Welcher Unterschied zwischen Dir und ihnen seyn werde, fragst Du? — Sie werden länger da seyn. Aber wahrlich, nur ein großer Künstler

beschließt ein solches Ganzes in enge Grenzen! (7) Dem Weisen steht seine Lebenszeit so offen, wie Gott alle Zeit. Ja es giebt etwas, worin der Weise Gott noch übertrifft: die Furchtlosigkeit des letzten ist ein Geschenk der Natur, die des Weisen sein eigenes. Welche Größe aber, die Schwäche des Menschen, die Furchtlosigkeit Gottes zu haben! Unglaublich ist die Macht der Philosophie, jede Macht des Zufalls abzustumpfen. Kein Geschoß haftet in ihrem Körper. Sie ist wohlverwahrt und undurchdringlich. Einige Gegner ermüdet sie und fängt gleichsam ihre kraftlosen Pfeile spottend mit ihrem weiten Gewande auf, die übrigen zerstreut sie und schnellt sie auf den, der sie abdrückte, zurück.

Vier und funfzigster Brief.

Fürchte den Tod nicht.

Meine Krankheit hatte mir einen langen Urlaub gegeben: plötzlich fiel sie mich wieder an. — Was für eine? sagst Du. — Wohl fragst Du mit Recht: so wenig ist mir irgend eine unbekannt. Einer Krankheit jedoch bin ich gleichsam übergeben, der man, ich weiß nicht warum, einen griechischen Namen giebt, da man sie passend genug suspirium (1) nennen kann. Es ist ein sehr kurzer Paroxysmus, der wie ein Sturmwind angeflogen kömmt; in einer Stunde ohngefähr läßt er nach. Denn wer giebt lange den Geist auf? Ich bin alle körperliche Beschwerden oder Gefahren durchgegangen; dies Uebel scheint mir das lästigste. Wie sollt' es auch nicht? Denn alles Andre heißt doch nur krank seyn: dies heißt den Geist aufgeben. Die

Aerzte nennen daher diese Krankheit eine Meditation des Todes. (2) Denn endlich thut der Geist wirklich, was er oft versucht hat. (3) Glaubst Du, ich schreibe Dir dieses froh, weil ich davon gekommen bin? Wenn ich mich dieses Ausganges freue, als wär' ich gesund geworden; so handle ich eben so lächerlich, als einer, der den Proceß gewonnen zu haben meynt, wenn ihm ein neuer Termin gesetzt ist. Aber selbst während meiner Athemlosigkeit hab' ich nicht aufgehört, mich durch heitere und mutheinflößende Vorstellungen zu beruhigen. Was ist's den mehr, sagte ich. Der Tod versucht's oft mit mir. Mag er! Aber ich hab' es lange mit ihm versucht. — Wann? sagst Du. — Vor meiner Geburt. Todt seyn heißt: nicht seyn, was man vorher war. Aber was das sey, weiß ich schon. Es wird nach mir seyn, wie es vor mir war. (4) Wenn man leidet nach dem Tode, so müssen wir auch gelitten haben, bevor wir das Licht der Welt erblickten; aber damals empfanden wir kein Ungemach. Würdest Du, ich bitte Dich, den nicht einen großen Thoren heißen, welcher glaubte, ein Licht sey übler daran, wenn es ausgelöscht ist, als bevor es angezündet ward? — Auch wir werden sowohl angezündet als ausgelöscht. In der Zwischenzeit leiden wir ein wenig; auf beyden Seiten aber herrscht tiefe Sicherheit. Denn darin irren wir, mein Lucil, wenn ich recht sehe, daß wir glauben, der Tod folge bloß dem Leben, da er doch eben sowohl vorangegangen ist, als nachfolgen wird. Was vor uns war, ist Tod. Denn was liegt daran, ob man noch nicht anfängt, oder aufhört? In beyden Fällen ist die Wirkung: Nichtseyn. Solche und ähnliche Ermahnungen ertheilte ich mir unablässig, (in Gedanken nämlich, denn sprechen konnt' ich nicht.) Allmälig machte jenes Asthma, welches sich schon in ein bloßes Schwerathmen verwandelt hatte, größere Pausen, kehrte seltner wieder und blieb aus. Auch jetzt, obgleich jener Zufall nachgelassen hat, geht mir der Athem doch noch nicht

natürlich: ich fühle noch Hinderniß und Aufenthalt dabey. Meinetwegen, wenn nur mein Geist frey athmet. So viel verbürg' ich Dir: Ich werde vor dem letzten Augenblicke nicht erbeben. Ich bin schon darauf vorbereitet. Ich mache auf keinen Tag Rechnung. Der Mann verdient von Dir gelobt und nachgeahmt zu werden, den es nicht verdrießt, zu sterben, während es ihn noch vergnügt, zu leben. Denn was ist das für ein Verdienst, hinauszugehen, wenn man hinausgeworfen wird? Und doch — auch dabey kann man ein Verdienst haben. Man wirft mich zwar hinaus, aber als ging' ich von selbst. Und eben deswegen wird der Weise nie hinausgeworfen: weil dies so viel heißt, als von einem Platz vertrieben werden, den man wider Willen verläßt. Der Weise thut aber nichts wider Willen. Er entgeht der Nothwendigkeit, weil er selbst will, wozu sie ihn sonst nöthigen würde.

Fünf und funfzigster Brief.

Die Villa des Vatia. Von der Muße des Weisen.

Ich steige so eben aus der Sänfte, nicht weniger ermüdet, als wenn ich eben so lange gegangen wäre, als ich gesessen habe; denn es ist auch eine Arbeit, sich lange tragen zu lassen und vielleicht eine so viel schwerere, weil sie gegen die Natur ist, die uns Füße gab, selbst zu gehen, wie Augen selbst zu sehen. Unsre Verzärtelung hat uns zur Kraftlosigkeit verurtheilt und wir haben aufgehört, zu können, was wir lange nicht gewollt haben. Doch war es mir Bedürfniß, meinen Körper durchzurütteln, um entweder den, im Schlunde sitzenden, Schleim zu vertheis-

len, oder den Athem selbst, falls er aus einer Ursache sich verdichtet haben mögte, durch die Bewegung zu verdünnen; (1) auch spürt' ich, daß sie mir gut that. Deshalb ließ ich mich ziemlich lange tragen, wozu mich das Ufer selbst einlud, welches sich zwischen Cumä (2) und der Villa des Servilius Vatia hin krümmt und auf der einen Seite vom Meere, auf der andern vom See (3) wie eine schmale Straße eingefaßt wird; denn von dem neulichen Sturme her war es noch ziemlich fest. Eine oftmalige und starke Fluth nämlich ebnet dasselbe, wie Du weißt, dagegen eine anhaltende Meeresstille es locker macht, indem dem Sande, welchen das Wasser bindet, die Feuchtigkeit entweicht. Nach meiner Gewohnheit fing ich indeß an, umherzuschauen, ob ich dort etwas finden mögte, das ich mir zu Nutze machen könnte, (4) und richtete meine Blicke auf die Villa, die einst dem Vatia gehörte. In dieser ward jener prätorische (5) Reiche — durch nichts, als durch seine Muße bekannt, — alt und man hielt ihn bloß deswegen für glücklich. Denn so oft die Freundschaft des Asinius Gallus, (6) so oft der Haß Sejans (7) und in der Folge seine Liebe (denn es war gleich gefährlich, ihn zu beleidigen und ihn zu lieben) jemand zu Grunde richtete, so riefen die Leute aus: o Vatia, Du allein verstehst zu leben! — Sich zu verbergen, verstand er, nicht zu leben. Muße und Müßiggang sind zwey sehr verschiedene Dinge. Nie ging ich, so lange Vatia lebte, vor dieser Villa vorbey, ohne zu sagen: hier liegt Vatia begraben. Aber so heilig und ehrwürdig ist die Philosophie, daß auch eine, auf Täuschung beruhende, Aehnlichkeit mit ihr wohlgefällt. Denn unter einem in Muße lebenden Manne denkt sich der große Haufen einen, der in der Stille, sicher, mit sich zufrieden, sich selbst lebt, welches alles nur dem Weisen zu Theil werden kann. Ja, er, der um nichts kümmert, versteht es, sich selbst zu leben; denn er versteht es, was die Hauptsache ist, zu le-

ben. Denn wer Geschäfte und Menschen flieht, wen der Verdruß über unbefriedigte Begierden verbannte, wer den Anblick von Glücklicheren nicht ertragen kann, wer wie ein schüchternes und träges Thier aus Furcht sich verkroch, der lebt nicht sich, sondern, welches höchst schimpflich ist, dem Bauche, dem Schlafe, der Wollust. Der lebt nicht sofort sich selbst, der keinem andern lebt. Indeß ist es ein so großer Vorzug, sich selbst gleich, und seinen Vortheilen getreu zu bleiben, daß selbst eine beharrliche Unthätigkeit eine Art von Würde giebt.

Von der Villa selbst kann ich Dir nichts Gewisses schreiben. Ich kenne von ihr bloß die Außenseite und was sie auch den Vorübergehenden zum Anblick darbietet. Es sind hier zwey Hölen; ein großes Werk, von gleich weitem Umfange, von Menschenhänden gemacht,*) von welchen die eine gar keine Sonne zuläßt, die andre sie bis zum Untergange festhält. Ein Platanenhayn wird von einem Bache, der sich theils ins Meer, theils in den Achneusischen See ergießt, und, wenn gleich beständig daraus geschöpft wird, Wasser genug hat, um Fische darin zu halten, wie von einem Canal, mitten durchschnitten. Man schont ihn; wenn das Meer frey ist, giebt dort der Sturm den Fischern Ferien, so langt man zu dem, was man in der Nähe hat. Die größte Annehmlichkeit der Villa ist jedoch, daß sie Bajä vor der Thüre hat; sie ist frey von den Unannehmlichkeiten und genießt der Annehmlichkeiten desselben. — Diese ihre Vorzüge kenne ich selbst; daß sie eine Villa für das ganze Jahr ist, (8) glaube ich. Denn sie liegt vor dem Westwinde und fängt diesen so auf, daß sie ihn von Bajä abhält. Vatia war kein Thor, daß er diesen Ort wählte, um sich in seinen alten Tagen

---

*) laxo atrio pares, manufactae.

hier in eine faule Muße zu begeben. Doch der Ort trägt nicht viel zur Gemüthsruhe bey; die Seele ist's, welche Alles annehmlich macht. Ich habe in einer heitern und anmuthigen Villa Traurende gesehen, ich habe Leute mitten in der Einsamkeit gesehen, die mit Geschäften überhäuft schienen. Bilde Dir also nicht ein, Du seyst deswegen nicht recht wohl gestimmt, weil Du nicht in Campanien bist. Aber warum bist Du nicht darin? Laß Deine Gedanken hieher kommen. Man kann sich auch mit abwesenden Freunden unterhalten, und zwar so oft und so lange man will. Dieses Vergnügens, welches so groß ist, genießen wir am mehrsten in der Entfernung. Die Gegenwart verzärtelt uns, weil wir mit denen, die um uns sind, oft reden, spaziren und neben ihnen sitzen; so denken wir, wenn wir allein sind, nicht weiter an sie, die wir so eben sahen. (9) Wir sollten aber eben deswegen die Abwesenheit unsrer Freunde mit Gleichmuth ertragen, weil wir, auch während sie uns nahe sind, oft von ihnen abwesend sind. Denke nur an die getrennten Nächte, (10) dann an die verschiedenen Geschäfte beyder Theile; dann an die einsamen Studien, an kleine Landreisen — und Du wirst finden, daß der Aufenthalt außer Landes uns nicht viel nimmt. Einen Freund muß man mit der Seele besitzen. Diese ist aber nie abwesend; sie sieht, wen sie will, täglich. So studire, so speise, so spazire denn mit mir. Wir würden sehr beschränkt leben, wenn irgend etwas unsern Gedanken verschlossen wäre. Ich sehe Dich, mein Lucil, ich höre Dich, ich bin Dir so nahe, daß ich fast nicht weiß, ob ich Dir einen Brief, oder bloß ein Billet (11) schreiben soll.

Sechs und funfzigster Brief.

Seneca's Aufenthalt zu Bajä. Man kann auch unter Geräusch studiren.

Ich will alles verloren haben, wenn Stille dem Studirenden so nöthig ist, als es scheint. Ein vielfaches Geschrey umtönt mich hier von allen Seiten; ich wohne hier gerade neben dem Bade. Stelle Dir einmal alle mögliche Arten von Tönen vor, die nur immer den Ohren verhaßt seyn können. Wenn sich die Stärkeren Bewegung machen und ihre, mit Bley beschwerten, Hände schwingen, wenn sie arbeiten, oder Arbeitenden nachahmen; so höre ich sie stöhnen und so oft sie die zurückgehaltene Luft auslassen, den zischenden, scharfen Laut ihres Athemzuges. Stoße ich auf einen von jenen ungeschickten Salbern, der sich bloß auf die gemeine Art zu salben beschränkt; so höre ich das Geräusch, womit er den Rücken seiner Kunden bearbeitet, welches, je nachdem er die flache, oder die hohle Hand nimmt, aus verschiednem Tone geht. Kommt aber noch ein Ballspieler dazu und fängt an, die Schläge zu zählen; so wird's erst arg. Denk Dir dazu noch einen Stänker, einen ertappten Dieb, und einen, der sich mit seiner Stimme im Bade gefällt. Denk Dir dazu noch das laute Geplätscher des Wassers, so oft einer in die Badewanne springt! Außer diesen allen, die denn doch wenigstens ihre natürliche Stimme brauchen, stelle Dir noch den Haarzupfer (1) vor, der, um sich desto mehr bemerklich zu machen, von Zeit zu Zeit einen gellenden, kreischenden Laut hervorpreßt, und nicht eher schweigt, bis er was zu zupfen hat, und einen andern, an seiner Statt, zu schreyen (2) zwingt. Und nun noch das vieltönige Geschrey der Pastetenkrämer, der Wursthändler, der Ku-

chenbäcker, der Garköche, deren jeder seine Waare in einer eigenen und ausgezeichneten Melodie anpreiset. — „Du bist von Eisen, sagst Du, oder taub, wenn Dich ein so viel- und mißtönendes Geschrey nicht von Sinnen bringt, da unsern Crispus schon das beständige Geräusch derer, die ihm aufwarten, umbringen will. Aber, beym Herkules, ich mache mir aus diesem Getöse nicht mehr, als aus dem Geräusch von einem Fluß, oder Wasserfalle. Und doch soll ein gewisses Volk seine Stadt bloß deswegen verlegt haben, weil es das Geprause eines Wasserfalles des Nils nicht ertragen können. Mir scheint eine verständliche Rede mehr zu zerstreuen, als ein bloßes Geräusch, denn jene zieht die Aufmerksamkeit der Seele auf sich, dieses füllt und trifft nur die Ohren. Zu den Dingen, die mich, ohne mich zu stören, umrauschen können, rechne ich vorüberrollende Wagen, den im Hause oder in der Nachbarschaft hämmernden Zimmermann oder Schmidt, oder den Ehrenmann, welcher an der Metasudans, (3) unter Begleitung von Trompeten*) oder Flöten, seine Proben macht, (4) und nicht singt, sondern schreyt. Auch ist mir ein Laut, der zuweilen unterbrochen wird, unangenehmer, als einer, der anhält. Ich habe mich aber gegen das alles schon dergestalt abgehärtet, daß ich gelassen selbst den Bootsmann hören könnte, wenn er mit seiner rauhen Stimme den Ruderknechten den Tact angiebt. Ich zwinge nämlich meine Seele, ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst zu richten und sich durch nichts Aeußeres zerstreuen zu lassen. Mag draußen alles wiederhallen; wenn nur drinnen kein Lärm ist, wenn nur Begierde und Furcht nicht mit einander hadern, wenn nur Geitz und Verschwendung nicht mit einander uneins sind und einander necken. Denn was hilft's, daß in der ganzen Gegend umher tiefe Stille herrscht, wenn die Affecten brausen?

---

*) tubas.

„In sanfte Ruh' hatt' alles schon die Nacht versenkt,"

sagt der Dichter. (5) Das ist falsch. Die Vernunft allein versenkt in sanfte Ruhe. Die Nacht schafft Mühe, hebt sie nicht; sie bringt nur andre Sorgen. Denn die Träume der Schlafenden (6) sind eben so stürmisch, wie ihre Tage. Die Ruhe ist die wahre, die sich über ein tugendhaftes Gemüth verbreitet. Suche jenen, der in dem Schweigen des geräumigen Hauses den Schlaf sucht; damit seine Ohren nicht irgend ein Laut beunruhige, öffnet keiner von der ganzen Schaar der Sklaven den Mund und man nähert sich ihm nur auf den Zehen. Er aber wälzt sich von einer Seite zur andern, unter Sorgen nach einem leichten Schlummer haschend. Er beklagt sich, gehört zu haben, was er nicht hörte. — Und was meynst Du ist Schuld daran? — Seine Seele macht ihm Lärm; diese muß er zur Ruhe bringen, ihren Aufruhr muß er stillen; sie aber ist nicht gerade in Ruhe, wenn der Körper liegt. Auch die Ruhe ist zuweilen unruhig. Und daher müssen wir uns zur Thätigkeit ermuntern und uns mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigen, so oft uns bey einer, sich selbst unerträglichen, Unthätigkeit nicht wohl ist. Wenn große Feldherrn die Disciplin unter ihren Soldaten erschlaffen sehn; so zügeln sie selbige durch irgend eine Arbeit und beschäftigen sie durch kriegerische Unternehmungen. Je mehr Arbeit, desto weniger Zeit zu Thorheiten! Nichts ist gewisser, als daß die Laster des Müssigganges durch Geschäfte vertrieben werden. Oft ziehen wir uns, wie es scheint, aus Ueberdruß gegen Staatsgeschäfte und müde eines unfruchtbaren und undankbaren Postens in die Einsamkeit zurück; aber nicht selten erwacht in dem Schlupfwinkel, in welchen uns Furcht und Erschöpfung warf, die Ehrsucht wieder; denn sie ward nicht ausgerottet, sondern nur ermüdet, oder auch muthlos, weil es ihr nicht glücken wollte. Eben das behaupt' ich von der Ueppig-

keit, welche auch zuweilen entwichen zu seyn scheint; denn aber die Verehrer der Frugalität wieder anlockt, und im Schooß der Sparsamkeit die Wollüste, die sie nur verließ, aber nicht verurtheilte, sucht, und zwar um so begieriger, je heimlicher. Denn alle offenbare Fehler sind minder gefährlich: auch Krankheiten neigen sich dann zur Genesung, wenn sie aus dem Verborgenen hervorbrechen und ihre Stärke offenbaren. Wisse daher, Geitz und Ehrsucht und die übrigen Krankheiten der menschlichen Seele sind dann am verderblichsten, wenn sie hinter einer erkünstelten Gesundheit sich verstecken. Wir scheinen oft der Muße zu genießen, thun es aber nicht. Denn wenn es uns ein Ernst ist, wenn wir wirklich zum Rückzuge geblasen haben, wenn wir allen falschen Schimmer verachten; so wird uns, wie ich so eben sagte, nichts zerstreuen, so wird kein Gesang von Menschen oder Vögeln unsre guten, begründeten und schon befestigten Gedanken unterbrechen. Ein Gemüth, welches noch auf Töne und andre äußere Dinge achtet, ist noch unbeständig und hat sich noch nicht in sich selbst zurückgezogen. Irgend eine innere Sorge, irgend eine alte Furcht macht solche Menschen neugierig, wie unser Virgil sagt:

„Und mich, welchen noch jüngst kein fliegender Sturm der Geschosse
„Kümmerte, oder entgegen getummelte Schaaren der Grajer
„Schreckt nun jedes Gesäusel der Luft, regt jedes Geräusch auf
„Daß ich im Gang' oft stutze, für Bürde besorgt und Begleitung." (7)

Jener erste, den weder geschwungene Speere, noch zusammengestoßene Schilde des dichten Feindeshaufens, noch das Gekrach der bestürmten Stadt schreckt, ist — der

Weise; dieser andre ist der Thor. Er zittert für seine Besitzungen, erschrickt bey jedem Geräusch; jeder Laut scheint ihm ein Gekrach und entmuthet ihn; die leiseste Bewegung bringt ihn außer sich. Sein Gepäck macht ihn furchtsam. Nimm von jenen Glücklichen, die so viel zu schleppen und zu tragen haben, (8) welchen Du willst: Du wirst sehen, „er ist für Bürde besorgt und Begleitung.“ Dann erst bist Du in der rechten Fassung, wenn Du für jedes Geschrey taub bist, wenn kein Laut Dich Dir selbst entzieht, er schmeichle, oder drohe, oder umrausche Dich mit sinnlosem, vielfachem Schalle. — Wie aber, ist es nicht zuweilen gemächlicher, keinen Lärm zu haben? — Ich gesteh' es, und werde daher diesen Ort wieder verlassen. Ich habe mich nur erproben und üben wollen. Wozu soll ich mich länger quälen lassen? — Hat doch Ulyß seinen Gefährten selbst gegen Sirenen ein so leichtes Mittel gegeben und erfunden! (9)

Sieben und funfzigster Brief.

Eine unangenehme Landreise. Der Verfasser mildert das System der stoischen Apathie.

Als ich von Bajä nach Neapel zurückkehren mußte, ließ ich mich leicht bereden, es stürme, um nicht noch eine Seereise zu versuchen; (1) aber der ganze Weg war so kothig, daß ich gleichwohl zu Wasser zu fahren scheinen konnte. Ich mußte an diesem Tage die ganze Schule der Athleten durchmachen. Nach der Salbe kam der Sand (2) — in der Neapolitanischen Crypta. (3) Nichts ist länger, als

dieser

dieser Kerker, nichts finstrer, als diese Schlünde! (3 b.) Sie dienen nicht dazu, um in der Dunkelheit, sondern um diese selbst zu sehen. Wenn übrigens der Ort auch Licht hätte, so würde der Staub es wegnehmen, der schon im Freyen so lästig und unangenehm ist, geschweige denn hier, wo er in sich selbst herumkreiset und, eingesperrt, von keinem Luftzuge erreicht, auf die, welche ihn erregen, wieder zurückfällt. Zwey, einander entgegengesetzte Arten von Ungemach ertrugen wir zugleich, auf demselben Wege, an demselben Tage; wir litten vom Kothe und vom Staube. Etwas jedoch, gab mir jene Dunkelheit zu denken. Ich fühlte eine gewisse Erschütterung des Gemüths, eine Bewegung, die nicht Furcht war; sondern die Wirkung der Neuheit eines ungewohnten, schauerlichen Gegenstandes. Ich sage nichts von mir, der ich weit entfernt bin, nur ein erträglicher, geschweige denn vollkommener Mensch zu seyn; aber auch der, über welchen das Schicksal sein Recht verloren hat, (4) spürt wohl eine Erschütterung des Gemüths, ändert wohl die Farbe. Es giebt etwas, mein Lucil, dem keine Seelenstärke entfliehen kann; die Natur erinnert sie an ihre Sterblichkeit. So wird der Weise zuweilen eine traurige Miene machen, und beym Unerwarteten zusammenfahren; ihn wird schwindeln, wenn er am Rande eines Abgrundes in die Tiefe hinabschaut. Dies ist keine Furcht, sondern eine natürliche, der Vernunft unbezwingliche, Anwandlung. So giebt es einige Tapfere, die, stets bereit ihr Blut zu vergießen, kein Fremdes sehen können. Einige sinken bey der Berührung oder beym Anblick einer frischen, andre einer alten eiternden Wunde in Ohnmacht; andre empfangen lieber eine Wunde, als sie ein Schwerdt sehen. — Ich fühlte also, wie gesagt, eine gewisse Bewegung, aber doch keinen Affect. Sobald ich das Tageslicht wieder erblickte, kehrte, ohne daß ich daran dachte und ungeheißen, meine Munterkeit wieder. — Ferner stellte ich für mich Betrachtungen über die Abgeschmackt-

heit an, mit welcher wir manche Dinge mehr, manche weniger fürchten, die einerley Ausgang nehmen. Was ist z. B. für ein Unterschied, ob ein Wachthaus, oder ein Berg über einen zusammenstürzt? — Du wirst keinen finden. Doch giebt es Leute, welche sich mehr vor dem letzten fürchten, wenn auch in beyden Fällen der Tod gleich unvermeidlich ist. So viel mehr achtet die Furcht auf die Ursache der Wirkung, als auf die Wirkung. Du glaubst doch nicht, ich rede hier von den Stoikern, welche meynen, die Seele eines Menschen, der von einer großen Last zerdrückt werde, könne nicht fortdauern; sondern werde sogleich zerstreut, (5) indem sie keinen freyen Ausgang habe? — Das thue ich nicht. Die, welche dies behaupten, scheinen mir zu irren. Wie die Flamme nicht niedergedrückt werden kann; denn sie weicht rund um den Körper her aus, womit man sie preßt: wie die Luft durch keinen Stoß oder Schlag verletzt, ja nicht einmal getrennt wird, sondern sich um den Gegenstand her ergießt, dem sie auswich, so kann auch die Seele, welche aus dem zartesten Stoff besteht, nicht ergriffen, noch im Körper gleichsam erdrückt werden; sondern sie dringt, vermöge ihrer Feinheit, durch die, sie drückenden, Körper hindurch. Wie der Blitz, nachdem er einen noch so weiten Raum erschüttert und erhellt hat, durch eine kleine Oeffnung wieder entweicht; so entflieht auch die Seele, welche noch feiner ist, als Feuer, durch jeden Körper. Die Frage muß also bloß seyn, ob sie unsterblich seyn können? So viel nimm als gewiß an, daß sie, wofern sie den Körper überlebt, eben deswegen auf keine Art untergehen könne, weil sie gar nicht untergeht. Die Unsterblichkeit gestattet keine Ausnahme, (6) und nichts schadet dem Ewigen.

Acht und funfzigster Brief.

Ueber das ὀν des Plato mit einem praktischen Anhange.

Welche Armuth, ja welchem Mangel an Worten unsre Sprache leidet, das hab' ich nie mehr als heute gefühlt. Als ich gerade mit einem Freunde über den Plato redete, stießen uns tausend Dinge auf, die eines Namens bedurften und keinen hatten; einige aber, die einen gehabt hatten, und ihn, weil wir zu ekel waren, wieder verloren. Wer kann's aber leiden, wenn man beym Mangel noch ekel ist? Das, was die Griechen oestrum (1) nennen, was die Heerden umher treibt und sie durch den ganzen Wald jagt, nannten unsre Landsleute asilum. Virgil mag Dir's beweisen! Er sagt: (Georg. III., 146.)

Est lucum Silari juxta ilicibusque virentem
Plurimus Alburnum volitans, cui nomen asilo
Romanum est, oestrum Graevi vertere vocantes rel.

Du weißt, denk' ich, daß dieses Wort verloren gegangen ist. Um Dich nicht zu lange aufzuhalten, nur noch dies: Einige Wörter wurden einfach gebraucht, wie man z. B. sagte: cernere ferro inter se. Auch das wird Dir Virgil beweisen. Stupet, sagt er, (Aen. XII., 709.)

— — — — — Stupet ipse Latinus,
Ingentis, genitos diversis partibus orbis,
Inter se coiisse viros, et cernere ferro.

Wir sagen nun dafür decernere; der Gebrauch des einfachen Wortes hat sich verloren. Die Alten sagten: si jusso, d. i. si jussero. Ich verlange nicht, daß Du dies

mir glaubest, aber dem zuverlässigen Virgil; (Aen. XI., 467.)

Caetera, qua jussso, mecum manus inferat arma.

Es ist mir bey dieser genauen Ausführung nicht darum zu thun, sehen zu lassen, wie viel Zeit ich bey meinem Grammatiker verloren habe; sondern Dich zu überzeugen, wie viele Wörter, die ein Ennius und Attius gebrauchten, veraltet seyn mögen, da uns sogar manche, die dieser (Virgil) hat, der täglich gelesen wird, entwendet worden sind. Was soll mir, wirst Du sagen, diese Vorrede? Wo will sie hinaus? Das soll Dir unverhalten seyn. Ich mögte gern mit Erlaubniß Deiner Ohren das Wort Essentia gebrauchen; verweigern sie mir selbige, so gebrauch' ichs ihnen zum Trotz. Cicero ist mein Gewährsmann dafür, und ich denke ein gültiger, und wenn Du einen neuern verlangst, Fabianus, dieser beredte, elegante, und, selbst nach unserm verwöhnten Geschmack, zierliche Schriftsteller. Denn was soll man anfangen, mein Lucil? Wie soll man das οὐσια, diese nothwendige, die Natur befassende, Sache, das Fundament aller Dinge nennen? Erlaube mir daher, ich bitte, das Wort zu gebrauchen. Doch will ich mich bemühen, das von Dir mir ertheilte Recht so sparsam als möglich geltend zu machen; vielleicht werd' ich mich mit der bloßen Erlaubniß begnügen. Aber was wird mir Deine Gefälligkeit nützen, wenn ich dasjenige, um dessenwillen ich mit unsrer Sprache haderte, durchaus nicht lateinisch ausdrükken kann? Du wirst Dich vollends über die Armuth des Römischen beschweren, wenn ich Dir sage, daß es eine einzige Sylbe ist, die ich nicht übersetzen kann. Willst Du sie wissen? — το ὀν. Du heißest mich einen stumpfen Kopf; „Du kannst, sagst Du, nur übersetzen: Quod est." — (2) Aber mir scheint beydes sehr verschieden. Ich muß ein Zeitwort, statt eines Nennworts setzen. In-

deß es geht nicht anders und so werd' ich setzen: Quod est. Plato nimmt, wie unser gelehrter Freund heute bemerkte, sechs modos derselben (των όντων) an. Ich werde sie Dir sämmtlich angeben; nur werd' ich noch einige Bemerkungen über genus und species vorausschicken. Wir suchen nun zuerst das genus, unter welchem die übrigen species stehen, worauf die ganze Eintheilung beruht, die alles umfaßt. Wir werden es aber finden, wenn wir vom Einzelnen aufwärts steigen; denn so werden wir endlich zu dem Höchsten gelangen. Der Mensch ist, wie Aristotoles sagt, eine species; so auch das Pferd, der Hund. Man muß also irgend ein, diesen allen gemeinsames Band aufsuchen, welches sie alle umfasse, [einen Begriff] unter welchem sie alle stehen. Welches ist dies? — Thier. So bekommen wir also für alle genannten Dinge (Mensch, Pferd, Hund) ein Genus, nämlich Thier. Nun giebt es aber Dinge, welche ein Lebensprincip haben, ohne Thiere zu seyn; denn wir nehmen an, daß auch Pflanzen und Gewächse ein solches Lebensprincip haben, weswegen wir auch von ihnen sagen, daß sie leben und sterben. Die belebten Dinge werden also noch höher zu stehen kommen, weil sowohl die Thiere, als auch die Pflanzen darunter gehören. Einige Dinge haben kein Lebensprincip, wie die Steine. Es wird also etwas noch Höheres geben als Thiere, nämlich die Körper. Diese ließen sich nun wieder in belebte, oder unbelebte eintheilen. Es giebt aber wieder noch etwas Höheres, als die Körper. Denn wir nennen einige Dinge körperliche, andre unkörperliche. Worunter soll man nun diese beyde bringen? Unter dasselbe, was ich so eben, nicht sehr passend, Quod est benannte. Denn dieses kann man in körperliches und unkörperliches eintheilen. Dies ist also das erste und höchste, und so zu sagen, generelle genus. Die übrigen sind zwar auch genera, aber specielle, wie z. B. der Mensch. Denn dieser hat wieder Nationen als species unter sich,

wie z. B. Griechen, Römer, Parther, wenn man auf die Nationen sieht; oder in Hinsicht der Farben, weiße, schwarze, gelbe; oder auch Individuen, als einen Cato, Cicero, Lucre. Sofern also dieser (Mensch) mehrere Dinge unter sich hat, ist er ein genus, — und sofern er selbst unter einem andern steht, eine Species. Jenes generelle genus aber, Quod est, hat nichts [allgemeines] über sich. Es ist das Princip aller Dinge; alles ist unter ihm. Die Stoiker wollen demselben noch ein andres, höheres genus vorsetzen, von welchem ich sogleich reden will, wenn ich vorher bewiesen haben werde, daß jenes, eben erwähnte genus mit Recht oben an gesetzt werde, indem es alle Dinge befaßt. Ich theile das Quod est in zwey Species: körperliche und unkörperliche. Es giebt kein Drittes. Wie theil' ich nun die Körper ein? In belebte und unbelebte. Und wie ferner die belebten? Entweder in solche, die eine Seele, (animum) und in solche, die bloß ein Lebensprincip (animam) haben, oder in solche, die eine Willkühr haben, sich bewegen, von einem Orte zum andern gehen, und in solche, welche, an den Boden geheftet, durch Wurzeln Nahrung und Wachsthum erhalten. Und in welche Species theile ich ferner die Thiere? Sie sind entweder sterblich, oder unsterblich.

Die Stoiker erklären das Etwas (Quid) für das höchste genus, und zwar aus folgendem Grunde. In der Natur sagen sie, ist Einiges wirklich, Anderes nicht. Die Natur umfaßt aber auch das, was nicht (wirklich) ist, was bloß gedacht wird, so wie Centauren, Giganten, und andre Gebilde der Einbildungskraft nach und nach eine gewisse Gestalt gewonnen haben, obgleich sie kein Wesen (substantiam) haben.

Ich komme jetzt zu meinem Versprechen zurück, nämlich Dir anzugeben, wie Plato alles, was ist, in sechs Classen eintheilt. Die erste, das Quod est, ist weder dem

Gesicht, noch dem Gefühl, noch irgend einem andern Sinne erreichbar; sondern bloß gedenkbar. Der Gattungsbegriff, zum Beyspiel der Mensch in abstracto, ist unsichtbar; nicht so die Individuen, z. B. Cicero, Cato. Das Thier (in abstracto) ist nicht sichtbar; sondern bloß denkbar; Einzelwesen dieser Gattung hingegen, ein Hund, ein Pferd sind sichtbar. Die zweyte Stelle unter dem, was ist, räumt Plato demjenigen ein, was über alles hervorragt, alles übertrifft. Dieses nennt er vorzugsweise das, was ist, so wie man den Homer mit dem Gattungsnamen der Dichter bezeichnet, wiewohl alle, welche Gedichte machen, so heißen. Aber bey den Griechen ist das bereits zur Bezeichnung eines Einzigen geworden. Man muß Homer verstehen, wenn man vom Dichter hört. Und was ist dieses nun? Gott, der größer und mächtiger ist, als alles. Die dritte Gattung begreift die Gegenstände, welche ein eigentliches Seyn haben. Sie sind unzählig, aber unsichtbar. Dies sind die, dem Plato eigenthümlichen, von ihm so genannten, Ideen, woraus alles Sichtbare entspringt, nach welchen alles gebildet wird. Sie sind unsterblich, unveränderlich, unverletzlich. Vernimm jetzt, was die Ideen sind, d. h. wofür Plato sie hält, nämlich für ewige Urbilder der Gegenstände der Natur. Ich will der Definition eine Erläuterung beyfügen, um Dir die Sache deutlicher zu machen. Wenn ich eine Abbildung von Dir machen will; so bist Du das Muster zu dem Gemählde, von Dir faßt meine Seele Züge auf, um selbige auf ihr Werk überzutragen. Das Gesicht nun, welches mich belehrt, welches mir die anzubringenden Züge darbietet, welches ich nachzubilden suche, ist — eine Idee. Die Natur hat unzählige Urbilder dieser Art von Menschen, Fischen, Bäumen, nach welchen alles, was sie hervorbringt, gleichsam geprägt wird. In der vierten Classe ist das εἶδος. Du mußt Deine Aufmerksamkeit verdoppeln, um zu verstehen, was dieses εἶδος

sey, und die Schwierigkeit dieser Materie nicht mir; sondern dem Plato zur Last legen. Dergleichen scharfsinnige Untersuchungen sind indeß immer mit Schwierigkeit verbunden. Ich brauchte so eben die Vergleichung mit einem Mahler. Wollte dieser den Virgil mahlen; so schaute er ihn an. Virgils Gesicht war ihm die Idee, das Urbild des Werks, das er machen wollte; was der Künstler nun daraus zog und auf sein Werk übertrug, ist εἶδος. Der Unterschied ist folgender: die Idee ist das Urbild, das εἶδος die, vom Urbild, entlehnte, auf das Werk übergetragene Form. Jene ahmt der Künstler nach, dieses macht er selbst. Das Urbild selbst hat eine gewisse Gestalt; der Künstler schaut es an und bildet darnach seine Abbildung; hier hast Du die Idee. Man kann beyde auch so unterscheiden: das εἶδος ist im Werke, die Idee außer demselben, und nicht nur außer, sondern auch vor dem Werke. Die fünfte Classe begreift die Dinge, welche im gemeinen Sinne des Wortes sind. Hier kommen wir uns näher; hieher gehört alles, Menschen, Thiere, lebloße Dinge. Die sechste Classe begreift die Dinge, welche nur ein Quasi-Seyn haben, als der Raum, oder die Zeit. Was wir sehen und fühlen können, rechnet Plato nicht zu den Dingen, welchen er ein eigentliches Seyn zuschreibt, weil sie in einem beständigen Fluß seyn und unaufhörlich ab- oder zunehmen. Kein Mensch ist im Alter derselbe, der er in seiner Jugend war, keiner ist am andern Morgen derselbe, der er Tages vorher war. Unsre Körper gleichen dahinströmenden Flüssen. Alles Sichtbare geht, mit der Zeit, vorüber; nichts davon beharrt. Ich selbst wurde verändert, während ich von der Veränderung jener Dinge redete. Das ist's, was Heraklit mit den Worten ausdrückt: „Man badet nicht zweimal in demselben Flusse.“ Zwar seinen Namen behielt er; aber sein Wasser lief ab. Bey einem Flusse fällt dies mehr in die Augen, als bey dem Menschen; aber uns reißt ein eben

so schneller Strom dahin. Und eben deswegen wundere ich mich so sehr über die Ungereimtheit, womit wir unsern Körper, die flüchtigste Sache von der Welt, so sehr lieben, und einmal zu sterben fürchten, da doch jeglicher Augenblick der Tod des vorigen Zustandes ist. Fürchte doch nicht, daß einmal geschehe, was täglich geschieht. Aber was rede ich vom Menschen, diesem flüssigen hinfälligen, allen Arten von Verletzungen ausgesetztem Stoffe? die Welt selbst, die ewige, unsiegbare, wird verändert, bleibt nicht dieselbe. Denn obgleich sie beständig alles in sich hat, was sie gehabt hat; so hat sie es doch zu einer Zeit anders, als zur andern, so ändert sie doch die Ordnung. Aber, sagst Du, was werden mir diese Subtilitäten helfen? Nach meinem Urtheil — zu nichts. Aber gleichwie der Bildhauer nach langer Anstrengung und Ermüdung seinen Augen eine Erholung gönnt, sie wegwendet, und an einem andern Gegenstande, wie man zu sagen pflegt, weidet; so müssen wir auch zuweilen unsern Geist abspannen, und durch irgend eine Aufheiterung erquicken. Aber diese Aufheiterung selbst sey eine Beschäftigung. Und selbst aus jenen Subtilitäten läßt sich, wenn man nur recht zusieht, doch etwas Praktisch-Nützliches hernehmen. So pflege ich es zu machen, mein Lucil. Aus jeder Erholung, wie fremd sie auch der Philosophie sey, such' ich irgend etwas Praktisch-Brauchbares zu gewinnen. Aber was der Art läßt sich aus den eben behandelten Dingen, die mit der sittlichen Besserung in gar keiner Beziehung zu stehen scheinen, hernehmen? Was können die platonischen Ideen zu meiner Besserung beytragen? Was kann ich daraus hernehmen, um mir die Bezähmung meiner Begierden zu erleichtern? Eben dazu kann es dienen, wenn Plato allen den Dingen, welche den Sinnen dienstbar sind, sie entflammen und reitzen, ein wahres Seyn abspricht. Sie sind folglich [so müssen wir nach jenem Princip urtheilen] bloß imaginair, sind bald vorübergehende Gestalten,

ohne Dauer und Bestand; und doch begehren wir sie, wie wenn sie ewig währen, oder in unserm Besitz bleiben würden. Hinfällige, gleich einem Flusse dahinrinnende Wesen stehen wir nur zuweilen auf Augenblicke still. So wollen wir denn unsern Geist zum Ewigen erheben, und die im Erhabenen schwebenden Formen aller Dinge [die Ideen] bewundern, und den über sie waltenden Gott, der dafür sorgt, daß er das, was er, gehindert durch den Stoff, nicht unsterblich machen konnte, vor dem Tode sichern, und durch seine Weisheit den körperlichen Stoff verbessern. Denn alle Dinge dauern fort, nicht weil sie [ihrer Natur nach] ewig sind; sondern weil sie durch die Fürsorge des Weltregenten vor dem Untergange geschützt werden. Das Unsterbliche bedarf keines Beschützers; diese Welt erhält ihr Baumeister, die Gebrechlichkeit der Materie durch seine Allmacht besiegend. Wir wollen alle die Dinge gering achten, welche so wenig Werth haben, daß selbst ihr Seyn zweifelhaft ist. Auch daran wollen wir denken, daß, wie die göttliche Vorsehung die Welt, die eben so vergänglich ist, wie wir, vor dem Untergange bewahrt, wir am Ende auch durch die unsrige die Fortdauer dieses unsers Körperchens um einige Augenblicke verlängern können, wenn wir unsre Lüste, welche die mehrsten Menschen tödten, beherrschen und bändigen lernen. Plato selbst brachte es durch seine Vorsicht bis zum hohen Alter. Es war ihm freylich ein starker, fester Körper zu Theil geworden, wie er denn auch wegen seiner breiten Brust Plato (3) genannt wurde. Aber Seereisen und Gefahren hatten seinen Körper sehr geschwächt. Eine sparsame Lebensart indeß und Maaßhalten in den Dingen, die zur Gierigkeit reitzen, und die Sorgfalt, womit er sich in Acht nahm, verhalf ihm, vielen Hindernissen zum Trotz, zu einem hohen Alter. Denn Du wirst wissen, daß es Plato seiner behutsamen Lebensart verdankte, daß er, und zwar an seinem Geburtstage, genau ein und achtzig Jahre

alt, starb. Magier, welche eben zu Athen waren, opferten daher dem Verstorbenen, indem sie ihn für mehr, als einen Menschen hielten, weil er die vollkommenste Zahl, welche, nach ihnen, durch die Multiplication von 9 mit 9 entsteht, vollendet hatte. Ich glaube nun zwar, daß er gern einige Tage von jener Summe, sammt dem Opfer würde haben fahren lassen; indeß ist so viel gewiß, daß Frugalität das Leben verlängern kann, welches man zwar, nach meinem Urtheil, nicht eben sehr wünschen, aber auch nicht verschmähen muß. Es ist angenehm, sich recht lange zum Gesellschafter zu haben, wenn man durch seine Bemühungen sich würdig gemacht hat, seiner zu genießen. Es fragt sich also, ob man den letzten Rest des Alters verschmähen und sein Ende nicht erwarten; sondern gewaltsam herbeyführen dürfe? Der ist nahe daran, sich zu fürchten, welcher zaudernd das Ende erwartet, wie derjenige zu sehr dem Weine ergeben ist, der den Krug bis auf die Hefen ausschlürft. Doch kommt es noch darauf an, ob der letzte Theil des Lebens die Hefen desselben, oder lauterer und reiner, als alles übrige sey? — vorausgesetzt, daß der Geist ungeschwächt sey, daß gesunde Sinne die Seele unterstützen, und der Körper nicht entkräftet und vor der Zeit erstorben sey. Denn es ist sehr verschieden, ob jemand sein Leben oder seinen Tod verlängert. Aber warum sollte man nicht, wenn der Körper zum Dienst untüchtig ist, die Seele, welche er nur beschwert, herausführen? — Und vielleicht sollte man es noch etwas früher thun, als es nöthig ist, damit man nicht in den Fall komme, es nicht zu können, wenn es nöthig ist. Und da man mehr Gefahr läuft, schlecht zu leben, als bald zu sterben; so ist es thöricht, nicht um den Preis einer Spanne Zeit sich von einer großen Gefahr loszukaufen. Wenige gelangen unverletzt durch ein hohes Alter zum Tode. Für viele ist das Leben ein todtes Kapital, das keine Zinsen bringt. Wie kannst Du es endlich für so hart halten, etwas von

einem Leben zu verlieren, das doch einmal ein Ende nehmen muß? Laß Dich's nicht verdrießen, mich anzuhören, wie wenn dieser mein Ausspruch schon auf Dich selbst zielte; beurtheile bloß, was ich sage. Ich werde dem Alter nicht entfliehen, wenn es mich mir ganz bewahrt — nämlich meinem bessern Theile nach. Aber wenn es anhebt, meine Seele zu erschüttern, Theile von ihr niederzureißen, wenn es mir nichts, als das physische Leben läßt; so werd' ich aus dem morschen, einstürzenden Gebäude entspringen. Ich werde keiner Krankheit durch den Tod entfliehen, wenn sie nur heilbar ist und die Thätigkeit meines Geistes nicht hindert; ich werde Schmerzen halber nicht Hand an mich legen. So sterben, heißt besiegt werden. Weiß ich hingegen, daß ich diesen Schmerz immer werde leiden müssen; so werd' ich davongehen, nicht um seinentwillen; sondern weil er mich an allem hindern würde, um dessenwillen man lebt. Schwach und feig' ist, wer um des Schmerzes willen stirbt; thöricht, wer Schmerzens halber lebt. — Doch ich werde zu weitläuftig, wiewohl die Materie reichhaltig genug ist, um einen ganzen Tag dabey zu verweilen. Und wie wird der dem Leben ein Ende machen können, der mit einem Briefe nicht zu Ende kommen kann? Nur noch mein Lebewohl! welches Du lieber lesen wirst, als meine Bemerkungen über die Verspätung des Todes. (4)

Neun und funfzigster Brief.

Seneca's Urtheil über einen Brief seines Freundes. Ueber philosophische Schreibart. Warum hält uns die Thorheit so fest?

Ich habe aus Deinem Briefe viel Wollust geschöpft. Du wirst mir nämlich erlauben, gangbare Ausdrücke zu gebrauchen, und sie nicht im stoischen Sinne nehmen. Wir halten die Wollust für ein Laster. Mag sie das seyn, doch pflegen wir das Wort zur Bezeichnung einer frohen Stimmung des Gemüths zu gebrauchen. Ich weiß, sag' ich, daß die Wollust, das Wort im Sinn unsrer Schule genommen, etwas übelberüchtigtes ist, und daß Freude nur dem Weisen zu Theil werden kann. Denn sie ist das Hochgefühl eines, seinen eigenthümlichen Gütern und Kräften vertrauenden Gemüthes. Gleichwohl sagen wir im gemeinen Leben, dieses oder jenes Mannes Consulat, oder Vermählung, oder die Entbindung seiner Gattin habe uns große Freude gemacht, da dergleichen doch so wenig Grund zur Freude enthält, daß es oft nur der Anfang künftiger Traurigkeit ist. Mit der Freude aber ist es verbunden, daß sie nicht aufhört, noch sich ins Gegentheil verwandelt. Wenn daher unser Virgil (Aen. VI., 278. 79.) sagt: „Des Herzens böse Freuden;" so ist das zwar schön, aber uneigentlich geredet; denn es giebt keine böse Freude. Er belegte die Wollüste mit diesem Namen und drückte das aus, was er ausdrücken wollte, denn er bezeichnet Menschen, welche sich ihres eigenen Uebels freuen. Bey dem allen sagte ich nicht ohne Grund, ich habe aus Deinem Briefe viel Wollust geschöpft. Denn aus wie gutem Grunde *)

*) quamvis enim justa caussa.

sich auch immer der Unweise freuen mag; so nenne ich doch seinen ungezügelten, und bald auf die entgegengesetzte Seite sich neigenden Affect eine, aus dem Wahn von einem falschen Gute entstandene, ungemäßigte, ausschweifende Wollust. Doch um auf meine erste Aeußerung zurückzukommen, so vernimm, was mich in Deinem Briefe ergötzt hat. Du hast die Worte in Deiner Gewalt; der Vortrag reißt Dich nicht hin, zieht Dich nicht über die Grenzen Deines Vorhabens hinaus. Viele lassen sich durch den Reiz eines gefallenden Ausdrucks auf Gegenstände leiten, worüber sie gar nicht schreiben wollten; so geht es Dir nicht. Dein ganzer Vortrag ist gedrängt und der Sache angemessen. Du sagst so viel, wie Du sagen willst und deutest noch mehr an, als Du sagst. Dies deutet auf einen noch größern Vorzug; man sieht, auch Deine Seele ist von allem Ueberflüssigen, von allem Schwulst frey. Doch find' ich Metaphern, die weder zu kühn, noch ohne Schmuck sind. Sie mögen also ihr Glück versuchen. (1) Ich finde Bilder, und wer uns den Gebrauch derselben untersagt, und meynt, bloß Dichter dürfen sich dergleichen erlauben, der scheint mir keinen von den Alten, (2) die noch nicht nach einem gefallenden Vortrage haschten, gelesen zu haben. Sie, die sich so kunstlos, bloß in der Absicht, die Sachen klar und überzeugend darzustellen, ausdrückten, sind voll von Gleichnissen, die ich für nöthig halte, nicht aus dem Grunde, warum sie den Dichtern unentbehrlich sind; sondern um dadurch unsrer Schwachheit zu Hülfe zu kommen und dem Lehrling und Zuhörer die Sache zu vergegenwärtigen. Ich lese gerade den Sextius; einen scharfsinnigen Mann, der in griechischer Sprache, aber in Römischem Geiste philosophirt. Ein, von ihm angewandtes, Bild hat starken Eindruck auf mich gemacht. Ein Heer, sagt er, marschirt, wenn es von allen Seiten den Feind fürchten muß, schlachtfertig in ein Viereck gebildet; so muß es auch der Weise machen; seine sämmtlichen Tu-

genden müssen sich nach allen Seiten hin entfalten, damit überall, wo sich irgend ein Feind hervorthun mögte, eine Bedeckung bereit sey, und den Wink des Feldherrn ohne Verwirrung befolge. Was bey solchen Heeren geschehe, die von großen Feldherren angeführt werden, daß nämlich das ganze Heer den Befehl des Anführers auf einmal vernehme, indem es so gestellt ist, daß ein, von Einem gegebenes Signal das Fußvolk und die Reuterey durchlaufe; dies, sagt Sextius, thue uns wohl noch mehr Noth. Denn Heere fürchten den Feind oft ohne Grund, und ihr Marsch ist oft am gefahrlosesten, wenn er am verdächtigsten ist; die Thorheit aber hat nimmer Frieden; die Furcht ist über, wie unter ihr; sie wird von beyden Seiten beängstigt. Gefahren folgen ihr nach und kommen ihr entgegen; alles erschreckt sie; sie ist nicht gerüstet; selbst die Hülfe, welche ihr erscheint, ängstigt sie. Der Weise aber, auf jeden Angriff gerüstet und gefaßt, wird nicht weichen, es mag Armuth, oder Trauer, oder Schande, oder Schmerz auf ihn eindringen. Unerschrocken wird er ihnen entgegen, wie in ihrer Mitte, gehen. Vieles fesselt, vieles entkräftet uns; wir haben lange in unsern Lastern gelegen, (3) es ist schwer, uns abzuwaschen; wir sind davon nicht bloß beschmutzt, sondern durchdrungen. Doch, ich will, ohne von einem Bilde aufs andre zu kommen, untersuchen, worüber ich oft bey mir selbst nachsinne, wie es doch zugehe, daß uns die Thorheit so hartnäckig fest hält? — Zuerst weil wir sie nicht tapfer zurücktreiben und nicht mit aller Macht uns zu retten streben; dann, weil wir zu den, von weisen Männern entdeckten, Heilmitteln nicht Zutrauen genug haben und sie nicht mit offnem Herzen aufnehmen, und eine so wichtige Angelegenheit leichtsinnig betreiben. Wie kann aber einer so viel als nöthig ist, gegen die Laster lernen, wenn er nur so lange lernt, als seine Laster ihm Zeit lassen? Keiner dringt bis auf den Grund; wir schöpfen bloß von der Oberfläche. Geschäftsleuten ist es mehr, als genug,

einen Augenblick ihrer Zeit auf die Philosophie zu verwenden. Das vorzüglich hindert uns, daß wir so bald mit uns zufrieden sind. Es finde sich nur einer, der uns gut, weise, gewissenhaft nennt, gleich finden wir es so. Ja, wir sind mit einem mäßigen Lobe nicht einmal zufrieden! Womit uns auch schaamlose Schmeicheley überhäuft, als einen schuldigen Tribut nehmen wir es an. Denen, die uns versichern, wir seyn die besten, ehrwürdigsten Menschen, stimmen wir bey, obgleich wir wissen, daß sie oft lügen. Unsre Selbstgefälligkeit geht so weit, daß wir um deswillen gelobt seyn mögten, wovon wir gerade das Gegentheil thun. Der grausamste Tyrann will für leutselig, der Raubgierigste für freygebig, der ärgste Trunkenbold und Wollüstling für mäßig gelten. Es folgt, daß wir uns nicht bessern wollen, weil wir uns für sehr gut halten. Als Alexander bereits in Indien umherschwärmte und Völker, die ihren eigenen Nachbaren kaum bekannt waren, durch seine Heerzüge zu Grunde richtete, ward er bey der Belagerung einer Stadt, indem er um die Mauer ging, um die schwächsten Stellen der Festungswerke zu suchen, von einem Pfeil getroffen. Er stieg hierauf zu Pferde und beharrte noch lange bey seinem Vorhaben. Als aber das Blut gestillt worden und der Schmerz der trocknen Wunde zunahm, als das vom Pferde herabhängende Bein allmälig erstarrte und er genöthigt war, abzusteigen, sagte er: „Jedermann schwört, ich sey Jupiters Sohn; diese Wunde ruft laut: ich sey ein Mensch!“ So wollen wir's auch machen. Wenn uns die Schmeicheley, jeden nach seinem Maaß, bethört; so wollen wir sagen: Ihr zwar nennt mich einen Weisen, ich aber weiß wohl, wie viel Unnützes ich begehre, wie viel Schädliches ich wünsche. Nicht einmal das seh' ich ein, was Sattheit die Thiere lehrt, welches Maaß ich im Essen und im Trinken beobachten muß; selbst, wie viel ich fassen kann, weiß ich noch nicht. — — Jetzt will ich Dir zeigen, wie Du einsehen

lernen

lernen kannst, daß Du nicht weise bist. Weise ist derjenige, welcher voll Freude, fröhlich, ruhig, unerschüttert, den Göttern gleich lebt. Nun frage Dich selbst. Wenn Du nie traurig bist, wenn keine Hoffnung Dein Gemüth durch die Erwartung des Künftigen in Unruhe setzt, wenn Dein Geist Tag und Nacht in stets gleicher Stimmung, gleich erhaben, gleich zufrieden mit sich selbst ist; so hast Du des Menschen höchstes Gut erreicht. Lüstert Dich aber überall nach allen Arten von Wollüsten; so wisse, daß es Dir eben so sehr an Weisheit, als an Freude mangelt. Zu dieser begehrst Du zu gelangen; aber Du irrest, wenn Du wähnst, unter Reichthümern dahin zu kommen. Oder suchst Du die Freude in hohen Ehrenstellen, d. h. unter lauter Sorgen? Die Dinge, nach welchen Du, als nach Quellen der Freude und Wollust strebest, sind Ursachen von Schmerzen. Sie alle, sage ich, trachten nach Freude; aber, wie sie zu einer dauerhaften und großen gelangen sollen, — wissen sie nicht. Dieser sucht sie in Schmäusen und Schwelgerey; jener im Ehrgeitz und in einer Schaar von Clienten, die ihn umringt; jener bey einer Geliebten; ein andrer in einer eiteln Großthuerey mit schönen Künsten und zur Besserung nichts helfenden Wissenschaften. Diese alle werden durch trügerische und kurzdaurende Ergötzlichkeiten getäuscht, gleich wie die Trunkenheit den lustigen Wahnsinn einer Stunde mit langem Unmuth straft; gleichwie die Gunst des Beyfall-klatschenden und rufenden Volks durch große Sorgen errungen und gebüßt wird. Das also bedenke, daß eine gleichmäßige Freude die Wirkung der Weisheit ist. Der Sinn des Weisen ist, wie die Regionen des Himmels, oberhalb des Mondes — immer heiter. Du hast also einen Grund, die Weisheit zu wünschen — daß sie nie ohne Freude ist. Diese Freude erwächst einzig aus dem Bewußtseyn der Tugend. Freuen kann sich nur der Muthige, der Gerechte, der Mäßige. — Wie, sagst Du, freuen sich denn Thoren und Lasterhafte nicht? — Eben

so wenig, als Löwen, die eine Beute gefunden. Wenn sie sich durch Wein und Wollüste erschöpft haben, wenn ihnen die Nacht beym Weine ausgeht, wenn die, in dem engen Körper, über sein Vermögen, aufgehäuften Wollüste zu eitern beginnen; dann rufen die Elenden mit jenem Virgilischen Verse aus: (Aen. VI., 513. 14.)

Denn wie die äußerste Nacht wir unter verrätherischen Freuden
Hingeträumt, — das weißt Du.

Alle Ueppige bringen jede Nacht unter trügerischen Freuden, und als wär' es die letzte, hin. Jene Freude, welche die Götter und ihre Nacheiferer begleitet, wird nicht unterbrochen, endet nicht. Sie würde enden, wenn sie von außen käme. Aber da man sie keinem Andern verdankt; so hängt sie auch von keinem Andern ab. Was das Schicksal nicht gab, entreißt es nicht.

Sechszigster Brief.

Verachtung gemeiner Wünsche.

Ich bin unzufrieden, unwillig, aufgebracht! (1) Wünschest Du noch, was Dir Deine Amme, oder Dein Hofmeister, oder Deine Mutter wünschte? Begreifst Du noch nicht, wie viel Schlimmes sie Dir gewünscht haben? (2) O wie feindselig sind die Wünsche der Unsrigen gegen uns! Um so feindseliger, je vollkommener sie erfüllt wurden. Es wundert mich nicht mehr, wenn uns von Kindesbeinen an alle Uebel begleiten; wir wachsen unter den Verwünschun-

gen (3) unsrer Eltern auf. Laß die Götter uns auch einmal ohne Eigennutz für uns beten hören. Wie lange werden wir von den Göttern etwas fordern, gleich, als ob wir uns noch nicht selbst ernähren könnten? Wie lange werden unsre Saaten noch das Gebiet großer Städte einnehmen? Wie lange wird ein ganzes Volk für uns erndten? Wie lange wird noch das Getraide für Einen Tisch auf vielen Schiffen, und zwar über mehr als Ein Meer herbeygeführt werden? Den Stier nährt die Weide von einigen wenigen Jucherten; Ein Wald reicht für mehrere Elephanten hin; den Menschen zu sättigen müssen Länder und Meere beysteuren. Wie? Hat uns denn die Natur mit einem Körper von mäßiger Größe einen so unersättlichen Magen gegeben, daß wir die ungeheuersten und gefräßigsten Thiere an Gierigkeit übertreffen sollten. Nichts weniger. Denn welch' eine Kleinigkeit wird der Natur gegeben? man findet sie mit Wenigen ab. Nicht der Hunger unsers Magens wird uns kostbar; sondern die Eitelkeit. Laßt uns aber, wie Sallust (4) sagt, die Sklaven ihres Bauchs nicht zu den Menschen; sondern zu den Thieren zählen, und manche nicht einmal zu den Thieren, sondern zu den Todten. Leben heißt seiner selbst genießen. Sich verkriechen und unthätig erstarren heißt aus seinem Hause ein Grab machen. Ueber die Thüre solcher Leute kann man die Inschrift in Marmor graben; Sie sind ihrem Tode zuvorgekommen.

Ein und sechszigster Brief.

Füge Dich der Nothwendigkeit. Auch stirb gern.

Laß uns aufhören, zu wollen, was wir gewollt haben! Ich wenigstens lasse mir's als Greis angelegen seyn, daß ich nicht dasselbe zu wollen scheine, was ich als Knabe gewollt habe. Dahin allein streben meine Tage, dahin meine Nächte; darauf ist all mein Wirken und Sinnen gerichtet — meinen alten Fehlern ein Ende zu machen. Darnach tracht' ich, daß mir Ein Tag für ein ganzes Leben gelte. Aber ich reiße ihn wahrlich nicht an mich, als wenn er der letzte wäre; sondern ich sehe ihn so an, als ob er wohl der letzte seyn könnte. Ich schreibe Dir diesen Brief in einer solchen Fassung des Gemüths, als würde mich der Tod selbst vom Schreiben abrufen. Ich bin bereit, davon zu gehen und genieße eben deswegen des Lebens, weil ich mich nicht viel darum bekümmere, wie lange es noch dauren werde. Vor dem Alter sorgt' ich dafür, gut zu leben; im Alter, gut zu sterben. Gut sterben aber heißt gern sterben. Befleißige Dich, daß Du nie etwas wider Willen thuest. Das Nothwendige wird auch dem Widerstrebenden geschehen. Für den Wollenden giebt es keine Nothwendigkeit. Ja, wer den gegebenen Befehl willig vollzieht, entgeht dem Härtesten, was die Unterwürfigkeit hat, — zu thun, was man nicht will. Nicht der ist unglücklich, welcher geheißen; sondern welcher wider Willen etwas thut. Laß uns denn in eine solche Gemüthsverfassung uns setzen, daß wir wollen, was die Umstände erfordern, und vorzüglich ohne Traurigkeit an unser Ende denken. Wir müssen uns eher auf den Tod, als auf das Leben vorbereiten. Zum Leben haben wir Mittel genug; wir sind nur immer nach mehreren begierig. Uns scheint

und wird immer etwas zu fehlen scheinen. Daß wir lange genug leben, wird nicht von Jahren und Tagen; sondern von unserm Sinne abhängen. Ich, liebster Lucil, habe lange genug gelebt; gesättigt erwart' ich den Tod.

Zwey und sechszigster Brief.

Anwendung der Zeit.

Sie lügen, die das Ansehn haben wollen, als hinderte sie die Menge ihrer Geschäfte am Studium der Philosophie; sie stellen sich, als hätten sie viele Geschäfte, vermehren sie und beschäftigen sich selbst. Ich habe Zeit, mein Lucil, viel Zeit und, wo ich auch bin, gehör' ich mir selbst. Den weltlichen Angelegenheiten leyhe ich mich, ohne mich ihnen hinzugeben; auch such' ich die Gelegenheiten, Zeit zu verlieren, nicht. Wo ich auch bin, da beschäftige ich mich mit Nachdenken und sinne über irgend etwas Nützliches nach. Wenn ich mich meinen Freunden hingebe; so entzieh' ich mich doch nicht mir selbst; auch halt' ich mich nicht lange bey denen auf, mit welchen mich Zeitumstände, oder aus bürgerlichen Verhältnissen erwachsende Obliegenheiten zusammenbringen. Die Trefflichsten sind meine Gesellschafter; zu ihnen, in welchem Lande, oder Jahrhunderte sie auch lebten, geh' ich im Geiste. Den herrlichen Demetrius führ' ich überall mit mir herum, und rede, jene bepurperten Herren verlassend, mit diesem Halbnackten, bewundere ihn. (1) Wie sollt' ich ihn auch nicht bewundern? Ich habe gesehen, daß ihm nichts mangelte! Verachten kann jemand alles; alles ha-

ben niemand. Der kürzeste Weg zum Reichthum ist — den Reichthum zu verachten. Unser Demetrius lebt aber, nicht als verachtete er alles; sondern als hätte er es andern zum Besitz überlassen.

Drey und sechszigster Brief.

Ein Trostschreiben.

Du betrauerst den Tod Deines Freundes Flaccus; indeß wünsche ich, daß Dein Schmerz die Grenzen nicht überschreite. Daß Du gar keinen empfindest, werd' ich kaum wagen, zu fordern; doch daß es besser wäre, weiß ich. Aber wem wird eine solche Seelenstärke zu Theil werden, außer dem, schon weit über das Schicksal Erhabenen? (1) Auch ihn würde das kneipen; doch nur kneipen. Uns aber kann man es zu Gute halten, wenn es mit uns bis zu Thränen kommt, wofern sie nicht zu reichlich fließen und wir selbst sie zurückhalten. Unsre Augen sollen bey dem Verlust eines Freundes weder trocken seyn, noch stromweise sich ergießen; man darf weinen, nicht heulen. Meynst Du, ich schreibe Dir ein hartes Gesetz vor, da Griechenlands größter Dichter (2) das Recht, zu weinen nur auf Einen Tag beschränkt, und sagt: auch Niobe habe wieder an Speise gedacht? Fragst Du, woher das Wehklagen und unmäßige Weinen komme? Unsre Thränen sollen unsre Sehnsucht beweisen; wir geben unserm Schmerze nicht nach; sondern wir zeigen ihn. Niemand ist für sich selbst traurig. O der unseligen Thorheit! Es giebt auch eine Eitelkeit der Trauer! Wie, sagst Du, soll ich denn meines Freundes vergessen? Du versprichst ihm ein kurzes An-

denken, wenn es nicht länger dauern soll, als Dein Schmerz. Bald wird jeder zufällige Umstand jene Stirn zum Lachen erheitern. Ich verweise Dich nicht auf die Länge der Zeit, welche jede Sehnsucht mildert, die auch die tiefste Trauer besänftigt; jenes Bild der Traurigkeit (3) wird verschwinden, so bald Du aufhörst, Dich zu beobachten. Nun bewachst Du Deinen Schmerz; aber auch dem Bewachenden wird er entschlüpfen, und je heftiger er ist; desto geschwinder wird er aufhören. Laß uns dahin trachten, daß uns die Erinnerung an unsre Verlorenen angenehm werde. Niemand kehrt gern zu einem Gegenstande zurück, woran er nicht ohne Quaal denken kann. Können wir es aber nicht verhindern, daß wir nicht, so oft uns der Name unsrer verlornen Geliebten einfällt, eine Art von Schmerz empfinden sollten; so wird dieser Schmerz selbst eine eigene Art von Wollust haben. Denn das Andenken an unsre verstorbenen Freunde ist, wie unser Attalus (4) zu sagen pflegte, angenehm, wie manche Obstarten eine liebliche Säure haben, und bey zu altem Weine gerade das Herbe uns vergnügt; nach Verlauf längerer Zeit aber erlischt jedes peinliche Gefühl, und das Vergnügen kömmt rein zu uns. Nach ihm heißt, seiner lebenden Freunde gedenken, so viel, als Honig und Backwerk genießen; während das Andenken an die verstorbenen uns nicht ohne Beymischung einer gewissen Bitterkeit ergötzt. Wer wird aber leugnen, daß auch bittere oder herbe Sachen die Eßlust reitzen? Ich bin andrer Meynung. Mir ist das Andenken an meine Freunde süß und lieblich. Denn ich besaß sie, als würd' ich sie einst verlieren; ich verlor sie, als besäße ich sie noch. Thue denn, mein Lucil, was Deiner Billigkeit geziemt. Höre auf, die Wohlthat des Schicksals übel zu deuten. Es hat genommen, aber auch gegeben. Laß uns unsrer Freunde begierig genießen, weil es ungewiß ist, wie lange wir es können werden. Laß uns bedenken, wie oft wir sie, um eine weite Reise zu machen, verließen; wie oft wir sie,

obgleich mit ihnen an einem Orte lebend, nicht sahen, und wir werden einsehen, wir verloren mehr Zeit während ihres Lebens! Aber wer kann diejenigen ertragen, welche ihre Freunde im Leben aufs äußerste vernachlässigen und ihren Tod bejammern, die niemand lieben, als — nachdem sie ihn verloren haben? Und sie trauren eben deswegen denn um so ausgelassener, weil sie fürchten, man möge zweifeln, ob sie je geliebt haben; zu spät suchen sie Beweise ihrer Zärtlichkeit. Haben wir noch andre Freunde; so machen wir uns schlecht um sie verdient und haben eine geringe Meynung von ihnen, wenn sie uns über einen Gestorbenen so wenig zu trösten vermögen; haben wir keine; so haben wir uns selbst mehr Schaden gethan, als uns das Schicksal zufügte. Dieses entriß uns Einen; wir machten uns keinen. Und der hat auch Einen nicht geliebt, welcher nicht mehr, als Einen lieben konnte. Wenn ein Geplünderter, der sein einziges Gewand verlor, sich lieber beklagen, als nach Mitteln, der Kälte zu entgehen und seine Blöße zu bedecken, umsehen wollte, würdest Du ihn nicht für einen großen Thoren halten? Der, den Du liebtest, ist begraben; suche einen andern, den Du lieben könnest. Es ist besser, den verlornen Freund ersetzen, als beweinen. Ich weiß wohl, daß das, was ich noch hinzufügen werde, etwas Alltägliches ist; doch werd' ich's darum, weil es alle gesagt haben, nicht übergehen. Auch wer seinem Schmerze nicht durch Ueberlegung ein Ende macht, findet es mit der Zeit. Für einen weisen Mann ist es aber ein höchst schimpfliches Mittel gegen die Traurigkeit, des Trauerns müde zu seyn. Ich sähe lieber, Du verließest die Traurigkeit, als sie Dich. Stehe je eher, je lieber davon ab, zu thun, was Du, auch wenn Du willst, nicht lange thun kannst. Unsre Väter bestimmten den Weibern ein Jahr zur Trauer; nicht um so lange, sondern um nicht länger zu trauern; für Männer ist keine gesetzmäßige Zeit, weil diesen keine geziemt. Und selbst von jenen Weiblein,

die man kaum vom Scheiterhaufen zurückziehen, kaum vom Leichnam wegreißen konnte, — wie viele kannst Du mir nennen, deren Thränen nur einen ganzen Monat gedauert hätten? Nichts wird so schnell verhaßt, als die Traurigkeit. So lange sie noch neu ist, findet sie wohl einen Tröster und zieht einen, oder den andern herbey; wird sie alt; so lacht man darüber; und mit Recht, denn sie ist dann entweder verstellt, oder thöricht. — Dieses schreibe ich Dir, der ich meinen theuren Annaeus Seranus (5) so unmäßig beweint habe, daß ich, so unlieb es mir ist, zu denen gehöre, die der Schmerz besiegte. Jetzt verdamme ich aber mein damaliges Betragen, und sehe ein, daß ich vorzüglich deswegen so trauerte, weil ich nie daran gedacht hatte, daß jener vor mir sterben könnte. Das allein fiel mir ein, daß er jünger und viel jünger war, als ich; als wenn der Tod sich nach dem Alter richtete. Laß uns also beständig, wie unsrer eigenen, so auch der Sterblichkeit aller, die wir lieben, eingedenk bleiben. Damals hätt' ich sagen sollen: Mein Seranus ist jünger; aber was thut das zur Sache? Nach mir muß er, vor mir kann er sterben. Weil ich es nicht that, erschütterte den Unvorbereiteten das Schicksal unvermuthet. Jetzt denk' ich: alles ist sterblich, und sterblich, ohne feste Regel. (6) Heute kann geschehen, was je geschehen kann! Auch laß uns bedenken, daß wir bald eben dahin kommen werden, wohin unser Freund zu unsrer Betrübniß gekommen ist. Und vielleicht (wenn anders die Sage der Weisen gegründet ist, und uns dereinst irgend ein Ort aufnimmt) ist der, den wir verloren glauben, nur vorausgesandt!

Vier und sechszigster Brief.

Lob eines Weisen und der Weisheit. Achtung gegen ältere Schriftsteller. Beständige Erweiterung der menschlichen Erkenntniß.

Gestern bist Du bey uns gewesen. Damit Du Dich nicht beklagest, daß dies bloß gestern der Fall gewesen, sagte ich bey uns: denn bey mir bist Du immer. Einige Freunde besuchten mich, denen zu Ehren etwas mehr Rauch entstand; kein solcher, wie aus den Küchen unsrer Leckermäuler hervorzubrechen und die Feuerwächter zu erschrecken pflegt; sondern ein mäßiger, der andeutete, es seyn Fremde gekommen. Wir unterhielten uns über Mancherley, wie man beym Mahle pflegt, ohne einen Gegenstand zu erschöpfen, immer von einem zum andern überspringend. Dann ward das Buch des Quintus Sextius, des Vaters, vorgelesen, eines, wie mich dünkt, großen Mannes, und obgleich man ihn nicht dafür gelten lassen will, eines Stoikers. Himmel, welche Kraft, welcher Muth in dem Manne! So sollst Du's nicht bey allen Philosophen finden! Mancher Schriften haben bloß einen berühmten Namen; aber weder Saft noch Kraft. Sie dociren, disputiren, chikaniren; Muth flößen sie nicht ein, weil sie keinen haben. Solltest Du den Sextius lesen; so würdest Du ausrufen: „Welches Leben! Welche Kraft! Welche Freyheit! Welche Erhebung über den gewöhnlichen Menschen! Voll hoher Zuversicht leg' ich ihn aus der Hand!" — In welcher Gemüthsfassung ich auch seyn mag — wenn ich ihn lese, ich gesteh' es Dir, so mögt' ich alle Zufälle herausfordern, so mögt' ich ausrufen: Was schauderst Du, Schicksal?

Nur heraus! Ich bin gerüstet! Den Sinn dessen nehm' ich an, der die Gelegenheit, sich zu erproben und seine Tapferkeit zu zeigen, aufsucht:

„Daß doch zum feigen Geschlecht auch ein schäumender Eber sich biete
„Flehet er, daß von den Höhen doch steig' ein gelblicher Berglau. (1)

Haben mögt' ich etwas, das ich bezwingen, in dessen Ertragung ich mich üben könnte. Denn auch das ist ein Vorzug des Sextius, daß er die Herrlichkeit ächter Glückseligkeit Dir nicht nur zeigt; sondern auch Dich an derselben nicht verzweifeln läßt. Er zeigt sie Dir in der Höhe, wohin aber, wer will, durchdringen kann. Den Vortheil wird die Tugend selbst Dir gewähren, daß Du sie bewunderst und doch hoffst. Was mich betrifft, so nimmt mir die Beschauung der Weisheit oft viel Zeit weg. Ich betrachte sie mit nicht geringerem Erstaunen, als zuweilen die Welt selbst, die ich oft als ein ganz neuer Zuschauer ansehe. (2) Ich verehre die Entdeckungen der Weisheit und die Entdecker; froh benutz' ich sie als eine, Vielen bestimmte, Erbschaft. Mir sind jene Schätze erworben, mir erarbeitet. Aber wir müssen uns als gute Hausväter beweisen und was wir empfingen, vermehren. Vergrößert gehe jene Erbschaft auf meine Nachkommen über. Viel ist und bleibt zu thun übrig; und keinem, nach tausend Jahrhunderten Gebohrnen, wird die Gelegenheit abgeschnitten werden, noch etwas hinzuzufügen. Und hätten auch die Alten alles entdeckt; so bleibt doch immer in Rücksicht auf die Anwendung, wissenschaftliche Begründung und Anordnung des, von Andern Entdeckten etwas Neues zu thun, übrig. Gesetzt es wären uns Augenmittel von den Alten überliefert. Nun, so hab' ich nicht nöthig, andre aufzusuchen; sondern jene brauchen nur den verschiedenen Krankheiten und Umständen angepaßt zu werden. Dieses

mildert die Schärfe in den Augen; jenes vertheilt die Geschwulst der Augenlieder; jenes verhütet Entzündung und Thränenfluß; jenes stärkt das Gesicht. Nun müssen sie zubereitet, und zu rechter Zeit und jedes in gehörigem Maaße angewandt werden. So sind auch Seelenarzneyen von den Alten entdeckt worden; wie aber und wann sie gebraucht werden müssen — das auszumitteln, ist unsre Sache. Vieles haben die gethan, die vor uns waren, aber nicht vollendet; doch verdienen sie hohe Achtung, ich mögte sagen, göttliche Verehrung. Warum sollte ich nicht auch die Bildnisse großer Männer zu meiner Ermunterung besitzen (2) und ihre Geburstage (3) feyern? Warum sollt' ich nicht ihre Namen allezeit mit Ehrerbietung aussprechen? Die Verehrung, welche ich meinen Lehrern schuldig bin, darf ich auch jenen Lehrern des menschlichen Geschlechts nicht versagen, die zu so vielem Guten den Grund legten. Wenn ich einen Consul oder Prätor erblicke; so werd' ich ihm jede übliche Ehrenbezeugung erweisen; ich werde vom Pferde steigen, das Haupt entblößen, aus dem Wege gehen. Wie? Und die Catonen, den weisen Lälius, einen Sokrates und Plato, einen Zeno, einen Kleanth sollt' ich ohne die tiefste Ehrerbietung in meinem Innern empfangen? Nein, ich verehre sie und beuge mich jederzeit vor so großen Namen.

Fünf und sechszigster Brief.

Ueber Ursache und Materie. Praktische Benutzung solcher Untersuchungen.

Den gestrigen Tag hab' ich mit der Krankheit getheilt. Den Vormittag eignete sie sich zu, den Nachmittag trat sie mir ab. Zuerst versuchte ich meinen Geist mit Lesen; hernach, als er dies zuließ, wagte ich's, ihm mehr zuzumuthen, oder vielmehr zu erlauben. Ich schrieb etwas, und zwar mit größerer Anstrengung, als gewöhnlich, indem ich mit einer schwierigen Materie kämpfte und nicht nachgeben wollte. Endlich kamen einige Freunde darüber zu, welche mir Gewalt anthaten und mich gleich einem unmäßigen Kranken zurückhielten. An die Stelle des Schreibens trat nun eine Unterredung, deren streitigen Theil ich Dir mittheilen will; wir haben Dich zum Schiedsrichter erkohren. Du hast mehr zu thun, als Du glaubst; Du sollst zwischen drey Parteyen entscheiden.

Unsre Stoiker nehmen, wie Du weißt, zwey Principia aller Dinge an: die Ursache und die Materie. Die Materie ist eine unwirksame Masse, für jede Form empfänglich, unthätig, wenn nicht jemand sie in Bewegung setzt. Die Ursache aber, d. i. die Vernunft, bildet die Materie, bewegt sie nach Gefallen, und macht aus derselben mannigfaltige Werke. Es muß also etwas da seyn, woraus etwas wird; dann etwas, wodurch es wird; dieses ist die Ursache, jenes die Materie. Jede Kunst ist eine Nachahmung der Natur. Was ich vom Weltall sagte, kannst Du daher auf menschliche Kunstwerke anwenden. Zu einer Statur z. B. ward sowohl ein Stoff erfordert, der einer künstlichen Behandlung fähig war; als auch ein Künstler,

welcher der Materie ihre Form gab. Die Materie einer Statur ist nun z. B. Erz, die Ursache — der Künstler. So verhält sich's mit allen Dingen. Es ist ein Stoff da, aus welchem, und ein andres Princip, durch welches sie entstehen. Die Stoiker nehmen nur eine Ursache an, die bildende. Nach dem Aristoteles ist die Ursache dreyfach. Die erste Ursache, sagt er, ist die Materie selbst, ohne welche nichts hervorgebracht werden kann; die zweyte der Werkmeister; die dritte die Form, welche jedem Werke, wie einer Bildsäule, aufgedrückt wird. Diese nennt Aristoteles εἶδος. Hierzu kömmt, sagt er, noch eine vierte, nämlich der Zweck des Werks. Hierüber will ich mich näher erklären. Die erste Ursache der Bildsäule ist das Erz; denn sie wäre nicht hervorgebracht, wenn nicht ein Stoff da gewesen wäre, woraus sie gegossen oder gebildet ward. Die zweyte Ursache ist der Künstler; denn jenes Erz hätte die Form einer Bildsäule nicht annehmen können, wenn nicht die Hand des Künstlers hinzugekommen wäre. Die dritte Ursache ist die Form; denn jene Bildsäule würde nicht Doryphoras, oder Diadumenus (1) heißen, wenn ihr nicht gerade diese Gestalt wäre aufgedrückt worden. Die vierte Ursache ist der Zweck, zu welchem sie hervorgebracht wurde; denn ohne diesen würde sie nicht gemacht worden seyn. Und was ist der Zweck? Das, was den Künstler zur Arbeit einlud, was er dadurch erreichen wollte. Dies ist nun entweder Geld, wenn er für den Verkauf arbeitete; oder Ruhm, wenn er sich einen Namen machen wollte; oder Religion, wenn er sein Werk zum Geschenk für einen Tempel bestimmte. Also auch das ist eine Ursache, um derenwillen etwas entsteht. Oder sollte dasjenige nicht den Ursachen eines hervorgebrachten Werks beyzuzählen seyn, ohne welches dieses nicht entstanden seyn würde? Plato fügt zu diesen allen noch eine fünfte Ursache hinzu, die Urform, welche er selbst Idee nennt. Sie ist dasjenige, was

der Künstler bey dem Werke, welches er hervorbringen will, vor Augen hat. Es thut aber nichts zur Sache, ob diese Urform außer ihm sey, oder, in seinem Innern, von ihm selbst gebildet und dargestellt. Gott nun hat von allen Dingen solche Urformen in seinem Innern. Er umfaßt mit seinem Geiste (2) alles Hervorzubringende nach Zahl und Maaß. Er ist voll von diesen unsterblichen, unveränderlichen, unerschöpflichen Formen, die Plato Ideen nennt. Die Menschen also vergehen zwar, die Menschheit selbst aber, nach welcher die einzelnen Menschen gebildet werden, dauert stets fort; während die Menschen leiden und sterben, ficht jene nichts an. Es giebt demnach, wie Plato behauptet, fünf Ursachen: die Materie, den Werkmeister, die Form, das Urbild, den Zweck; hiezu kommt nun endlich das, was durch alle diese Ursachen entsteht. So ist, um das vorhin gebrauchte Gleichniß beyzubehalten, das Erz der Stoff der Bildsäule; der Werkmeister der Künstler; die Form die, derselben aufgedrückten, Züge; die Urform, der Gegenstand, welchen der Urheber des Werks nachbildet; der Zweck das, was er durch seine Arbeit erreichen wollte. Was aus diesem allen entsteht, ist die Bildsäule selbst. Dies alles, sagt Plato, findet sich auch bey der Welt. Der Werkmeister ist Gott; der Stoff ist die Materie; die Form ist die sichtbare Einrichtung und Ordnung der Welt; nach dem Urbilde brachte Gott dieses große, schöne Werk hervor; sein Zweck war das, um deswillen er es hervorbrachte. Du fragst, was der Zweck Gottes sey? — Plato wenigstens sagt: Wohlthun! Warum schuf Gott die Welt? Er ist gut; dem Guten aber kann kein Gut zum Neide reitzen. Er machte sie daher so gut, als möglich.

Fälle nun, als Richter, ein Urtheil, und sage, wer der Wahrheit nach Deiner Meynung am nächsten kommt; nicht, wer sie sagt; denn dieses (3) geht so weit über unser Vermögen, als die Wahrheit selbst.

Diese von Aristoteles und Plato angenommene Menge von Ursachen ist entweder zu zahlreich, oder nicht zahlreich genug. Denn wenn sie alles das, ohne welches etwas nicht werden kann, für eine Ursache, daß es geworden, erklären; so haben sie zu wenige angegeben. Sie müssen dann auch die Zeit zu den Ursachen zählen; denn nichts kann werden, ohne Zeit. Sie müssen den Raum dazu rechnen; denn nichts kann entstehen, wenn es nicht irgend wo entsteht. Sie müssen die Bewegung dazu rechnen, ohne welche nichts entsteht, noch vergeht, ohne welche keine Kunst geübt wird, keine Veränderung erfolgt. Aber uns ist's jetzt um eine erste und allgemeine Ursache zu thun. Diese muß einartig seyn; denn auch die Materie ist einartig. Und welche ist diese Ursache: Die wirkende Vernunft, d. i. Gott. Die bisher angeführten sind also nicht mehrere, einzelne Ursachen; sondern sämmtlich von der Einen wirkenden Ursache abhängig. Man sagt: die Form sey eine Ursache: aber diese drückt der Künstler dem Werke auf; sie ist ein Theil, nicht die Ursache desselben. Auch die Urform ist keine Ursache; sondern ein, der Ursache unentbehrliches, Werkzeug. Der Künstler bedarf der Urform, so wie des Meißels und der Feile. Die Kunst kann ohne Werkzeuge nichts ausrichten; darum aber sind diese doch nicht Theile, oder Ursachen der Kunst. Der Zweck, heißt es, dasjenige, weswegen der Künstler ein Werk unternimmt, ist eine Ursache. Wenn er denn auch eine Ursache ist; so ist er doch nicht die wirkende Ursache (cauſſa efficiens), sondern bloß eine Nebenursache. Diese sind aber zahllos; uns ist es um die allgemeine Ursache zu thun. Aber gar nicht mit ihrer gewöhnlichen Genauigkeit drücken sie sich aus, wenn sie die ganze Welt, das vollendete Werk selbst eine Ursache nennen. Es ist doch ein großer Unterschied zwischen einem Werke und der Ursache des Werks.

Nun fälle entweder ein Urtheil, oder erkläre, was in solchen Fällen das leichteste ist, die Sache sey noch nicht genug aufgeklärt und heiße uns wiederkommen. Aber, sagst Du, wie kann es Dich vergnügen, die Zeit mit solchen Dingen zu verderben, welche keinen Deiner Affekten ausrotten, keine Deiner Begierden verscheuchen? — Ich treibe und bearbeite allerdings vorzugsweise den Theil der Philosophie, wodurch das Gemüth beruhigt wird, (4) und erforsche mein Inneres; darnach auch diese Welt. (5) Und auch die, dazu angewandte, Zeit verlier' ich keinesweges, wie Du meynst. Denn wenn man bey jenen (physiologischen) Untersuchungen nur sich nicht in Kleinlichkeiten einläßt und in unnütze Spitzfindigkeiten verliert; so erheben und erleichtern sie die Seele, welche, von schwerer Bürde niedergebeugt, loszumachen und zu jenen Wesen (6) sich wieder zu erheben wünscht, deren eines sie war. Denn dieser Körper ist eine Last und Strafe für die Seele. Sie wird beklemmt unter seinem Druck, ist in Fesseln, wenn nicht die Philosophie herzutritt und sie unter dem Anschaun der Natur freyer athmen läßt und vom Irdischen zum Göttlichen erhebt. Dann fühlt sie sich frey, erlöst aus ihrem Kerker; sie entwischt jezuweilen aus ihrem Gefängniß und erquickt sich am Himmel. Wie Künstler, nachdem sie durch langes angestrengtes Anschauen sehr feiner Sachen bey ungünstigem oder zu schwachem Lichte ihre Augen ermüdet, ausgehen und an irgend einem öffentlichen, der Erholung gewidmeten, Orte ihre Augen an dem freyen Lichte erquicken; so sucht der, in diese traurige, finstre Wohnung eingeschlossene, Geist so oft er kann, das Freye und findet seine Erholung in der Betrachtung der Natur. Der Weise und wer nach Weisheit strebt ist zwar an seinen Körper geheftet; aber mit seinem bessern Theile ist er doch fern von ihm und erhebt seine Gedanken zu jenen aetherischen Höhen, sein Leben, als einen Kriegsdienst, wozu ihn die Natur geworben, betrachtend und so ge-

stimmt, daß er das Leben weder liebt, noch haßt und den Zustand der Sterblichkeit erträgt, obgleich er weiß, daß seiner ein höherer wartet. — Wirst Du mir noch die Betrachtung der Natur untersagen, mich vom Ganzen zurückhalten und auf einen Theil beschränken? Ich sollte nicht erforschen, wie alles entstanden, wer der Bildner aller Dinge ist; wer die, in Eine Masse zusammengerollten unthätigen Grundstoffe von einander geschieden hat? Ich sollte nicht nachforschen, wer der Baumeister dieser Welt ist? wie dieses große Ganze an Gesetze und Ordnung gebunden ward? wer das Zerstreute gesammelt, das Vermengte geschieden und der unter Einer Gestaltlosigkeit verhüllten Masse eine Gestalt ertheilt habe? aus welcher Quelle sich dieser große Lichtstrom ergieße? ob es Feuer, oder etwas noch glänzenderes, als Feuer sey? Das alles sollt' ich nicht erforschen? nicht erfahren, von wannen ich gekommen bin? ob ich dieses Schauspiel nur einmal, oder oft sehen werde? Ich sollte nicht wissen, wohin ich von hier gehen werde? welcher Wohnsitz meine, von den Gesetzen der menschlichen Dienstbarkeit entbundene, Seele erwartet? Wehrst Du mir's, mein Haupt zum Himmel zu erheben, d. h. heißest Du mich, es zur Erde herab senken? Ich bin zu groß und zu größeren Zwecken gebohren, als — ein Sklav meines Körpers zu seyn, den ich für nichts andres erkenne, als für eine, meiner Freyheit angelegte, Fessel. Ihn halte ich dem Schicksal entgegen, um dessen Schläge abzuhalten, und lasse durch ihn keine Wunde an mich kommen. Was an mir verletzt werden kann, das ist er; in diesem zerstörbaren Hause wohnt der freye Geist. Nie soll mich dieses Fleisch zur Furcht, nie zu einer, des Rechtschaffenen unwürdigen, Verstellung bringen; nie werd' ich diesem hinfälligen Körper zu Gefallen lügen! Ich werde, sobald es mir beliebt, meine Verbindung mit ihm aufheben; und selbst so lange wir noch zusammenhängen, werden wir doch nicht zu gleichen

Theilen gehen; immer wird die Seele ihr ganzes Vorrecht behaupten. Verachtung des Körpers ist gesicherte Freyheit. Und diese Freyheit wird, um auf meinen Gegenstand zurückzukommen, ebenfalls sehr durch die Weltbetrachtung, von der ich so eben redete, befördert. Die Materie und Gott nämlich sind die Principien aller Dinge. Gott regiert die Welt, die ihn, als ihren Beherrscher und Führer, umgiebt und ihm folgt. Das Handelnde aber, nämlich Gott, ist mächtiger, als die von Gott behandelte Materie. Was Gott nun in der Welt ist, das ist die Seele im Menschen; was dort die Materie ist, das ist uns der Körper. So sey denn das Schlechtere dem Bessern untethan. Laß uns stark seyn gegen das Zufällige. Nicht erheben wollen wir vor Beleidigungen, vor Wunden, vor Ketten, vor Dürftigkeit. Der Tod — was ist er? Entweder Ende oder Uebergang. Ich fürchte mich weder aufzuhören; denn das ist eben so viel, als nicht angefangen haben, noch hinüberzugehen; (7) denn ich werde nirgends so enge wohnen, als hier.

Sechs und sechszigster Brief.

Ueber das stoische Parodoxon von der Gleichheit der Güter.

Nach vielen Jahren hab' ich meinen Mitschüler Claranus wiedergesehen. Es versteht sich, daß ich ihn alt gefunden habe; aber wahrlich — noch frisch und kraftvoll am Geiste und mit seinem Körper kämpfend. Die Natur hat ihn nämlich stiefmütterlich behandelt, und einem solchen Geiste eine schlechte Wohnung angewiesen. Oder vielleicht

wollte sie uns gerade zeigen, daß Seelenstärke und Glückseligkeit unter jeder Körperhülle wohnen können. Er aber hat alle Hindernisse besiegt; und sich von der Verachtung seines Körpers zur Verachtung alles Uebrigen (1) erhoben. Der Dichter (2) hat, wie es mir scheint, Unrecht, wenn er sagt:

„— anmuthiger rührt bey lieblicher Schöne die Tugend."

Denn sie bedarf keines Schmucks; sie selbst ist ihre schönste Zierde und auch ihren Körper heiligt sie. Jemehr ich wenigstens unsern Claranus ansehe; desto schöner find' ich ihn, und am Körper so gerade, als er's an der Seele ist. Auch aus einer Hütte kann ein großer Mann hervorgehen, wie aus einem misgestalteten, winzigen Körper eine schöne und große Seele. Die Natur scheint einige absichtlich so (3) gebildet zu haben, um zu beweisen, daß die Tugend in jedem Boden gedeyht. Könnte sie, so würde sie die Seelen nackt hervorgehen lassen; sie thut jetzt noch mehr; sie läßt manche durch ihre Körper gehindert, hervorgehen und dennoch allen Widerstand durchbrechen. Claranus scheint zum belehrenden Beyspiel dienen zu sollen, daß nicht die Häßlichkeit des Körpers die Seele entstellt; sondern die Schönheit der Seele den Körper verschönert. Obgleich wir nun nur wenige Tage mit einander hingebracht haben, so sind doch viele Gespräche unter uns vorgefallen, welche ich Dir allmälig mittheilen werde. Am ersten Tage wurde untersucht, wie die Güter gleich seyn können, wenn es drey Arten derselben giebt? — Nach den Stoikern giebt es zuvörderst erste Güter (prima bona), z. B. Freude, Friede, Wohlfahrt des Vaterlandes. Dann folgen diejenigen, welche unter ungünstigen Umständen vorkommen, als Geduld unter Martern, Gelassenheit in schweren Krankeiten (bona secunda). Jene Güter wünschen wir uns geradezu; diese nur, wenn es Noth thut. (4) Hiezu kommt die dritte Classe

(bona tertia), z. B. ein anständiger und gesetzter Gang, eine ehrbare Miene, und dem Weisen ziemende Gebärden. Wie können diese Güter, deren einige Verlangen andre Abscheu erregen, (5) gleich seyn? Um diese Unterschiede gehörig zu fassen, müssen wir zu dem ersten Gute zurückgehn, und dessen Beschaffenheit erwägen. Eine Seele, welche die Wahrheit erkennt; welche weiß, was man meiden, wornach man streben soll; welche den Werth der Dinge nicht dem Wahne, sondern der Natur gemäß schätzt; welche mit ihren Gedanken in die Tiefen der ganzen Natur dringt und alle ihre Wirkungen beobachtet, gleich wirksam zum denken, wie zum Handeln, so erhaben als kraftvoll; unbesiegbar dem Unglück, wie dem Glücke; weder dem einen, noch dem andern weichend, über alle Zufälle und Ereignisse erhaben; schön mit Würde; bey großer Stärke besonnen und ruhig, affectlos, unerschrocken, von keiner Gewalt bezwungen, von keinem Zufall gehoben oder gebeugt — eine solche Seele ist das Bild der Tugend; in dieser Gestalt würde man sie erblicken, wenn sie sich Einem Blick darbieten, wenn sie sich einmal ganz zeigen sollte. Aber es giebt mehrere Formen, in welchen sie sich in verschiedenen Umständen und Wirkungen entfaltet, ohne deshalb größer, oder kleiner zu werden. Denn das höchste Gut kann nicht abnehmen, noch die Tugend einen Schritt rückwärts thun; aber sie zeigt sich, je nachdem es die verschiedenen Aeußerungen ihrer Thätigkeit erfordern, von verschiedenen Seiten. Alles, was sie berührt, nimmt ihre Gestalt und Farbe an. Handlungen, Freundschaften, zuweilen ganze Häuser, die sie betritt und ordnet, verschönert sie; was sie nur immer anfaßt, das macht sie liebenswürdig, vorzüglich, bewundernswürdig. Ihre Kraft, ihre Größe kann nicht höher steigen, da das Höchste keines Zuwachses fähig ist. Das Gerade kann nicht gerader, das Wahre nicht wahrer, das Gemäßigte nicht gemäßigter seyn. Alle Tugend beruht auf einem gewissen Maaße,

dessen Größe unveränderlich ist. Die Standhaftigkeit kann nicht zunehmen, so wenig, als edles Selbstvertrauen, als Wahrheit, als Redlichkeit. Denn was ließe sich dem Vollkommenen noch hinzufügen? Nichts! Oder es war auch nicht vollkommen, wenn etwas hinzukam. So auch die Tugend; kann man sie noch vermehren, so mangelt ihr noch etwas. Auch die Tugend ist keines Zuwachses fähig; denn sie ist, was sie ist, vermöge der angeführten Eigenschaften. Anständigkeit, Gerechtigkeit, Gesetzmäßigkeit — behalten sie nicht dieselbe Form, in feste Grenzen eingeschlossen? — Zunehmen zu können, ist ein Beweis der Unvollkommenheit. Alles Gute ist gleichen Gesetzen unterworfen; das Privat-Interesse ist mit dem öffentlichen aufs engste verbunden, so wie das Lobenswürdige und Wünschenswerthe unzertrennlich ist. Mithin sind die Tugenden einander gleich, wie ihre Wirkungen und alle die Menschen, welche sie besitzen. Die Vorzüge der Pflanzen und Thiere hingegen sind vergänglich, zerbrechlich, hinfällig, unbeständig, steigen daher und sinken, und haben folglich nicht einerley Werth. Die menschlichen Tugenden sind alle Einer Regel unterworfen; denn die richtig denkende Vernunft ist nur Eine und einfach. Nichts ist Göttlicher, als das Göttliche; Himmlischer, als das Himmlische. Sterbliche Dinge steigen *) und sinken; nehmen ab, und zu; werden ausgeleert und angefüllt; bey einer so unzuverlässigen Beschaffenheit sind sie auch einander ungleich. Die Natur göttlicher Wesen ist Eine. Die Vernunft ist aber nichts anders, als ein, in einen menschlichen Körper gesenkter, Theil des göttlichen Geistes. Wenn nun die Vernunft göttlicher Natur ist, und nichts Gutes ohne Vernunft ist; so ist alles Gute göttlicher Natur. Es ist ferner unter göttlichen Wesen kein Unterschied; folglich auch nicht unter

*) eminent.

den Gütern. Die Freude also und eine muthvolle und standhafte Ertragung von Martern sind sich gleich; denn beyden liegt dieselbe Größe der Seele zum Grunde; bey jener eine sanfte, ungespannte; bey dieser eine streitbare, angestrengte. Wie? sollte nicht die Tapferkeit dessen, der muthvoll die feindliche Mauer bestürmt, der Tapferkeit dessen gleich seyn, der mit ausharrender Geduld eine Belagerung aushält. Groß ist Scipio, welcher Numanz einschließt und bedrängt und die Einwohner dahin bringt, ihre unbesiegten Hände gegen sich selbst zu kehren; aber groß ist auch der Muth jener Belagerten, die, überzeugt, nirgends könne der eingeschlossen werden, dem der Todespfad offen steht, in den Armen der Freyheit ihren Geist aufgeben. (6) Eben so sind die übrigen Tugenden einander gleich, die Seelenruhe, die Aufrichtigkeit, die Wohlthätigkeit, die Standhaftigkeit, die Gleichmüthigkeit, die Geduld; denn ihnen allen liegt eine und dieselbe tugendhafte Beschaffenheit zum Grunde, welche die Seele in einer geraden, unwandelbaren Richtung erhält. Wie? ist denn zwischen der Freude und einer standhaften Erduldung des Schmerzes gar kein Unterschied? — Gar keiner, sofern beyde Tugenden sind; ein sehr großer in Hinsicht der Umstände, unter welchen sich jede dieser beyden Tugenden äußert. Im einen Fall ist die Seele in einer naturgemäßen Ruhe und Abspannung; im andern findet ein naturwidriger Schmerz statt. Dergleichen sind Mitteldinge, zwischen welchen ein sehr großer Unterschied seyn kann. Die Tugend ist in beyden Fällen gleich; der Stoff, den sie bearbeitet, ändert ihre Natur nicht; ein harter, schwieriger macht sie nicht schlechter, ein anmuthiger, erheiternder nicht besser. Beyde Arten von Gütern müssen folglich gleich seyn, weil der eine sich nicht besser in seiner Freude betragen kann, und der andre nicht besser in seinen Martern. Zwey Dinge aber, welche nicht besser werden können, sind gleich. Denn wenn etwas außerhalb der Tugend sie verringern oder ver-

mehren kann; so ist die Tugend nicht mehr das einzige Gut. Giebst Du dies zu; so ist's um die Tugend überhaupt geschehen. — Wie so? — Das will ich Dir sagen: weil nichts Tugend ist, was man ungern oder gezwungen thut; jede tugendhafte Handlung ist freywillig. Mischt sich Trägheit, Klage, Zaudern, Furcht mit ein; so verliert die Tugend das Beste, was sie hat, Wohlgefallen an sich selbst. (7) Keine Handlung kann tugendhaft seyn ohne Freyheit; wer sich fürchtet, ist ein Sklav. Die Tugend ist stets furchtlos, ruhig; weigert sie sich einer Pflicht, beschwert sie sich darüber, hält sie dieselbe für ein Uebel — so wird ihr innerer Friede gestört, so wird sie in großen Zwiespalt verwickelt. Denn von der einen Seite zieht die Schönheit des Rechten sie an, auf der andern hält die Besorgniß eines Uebels sie zurück. Der Weise also, welcher sich eine gute Handlung vornimmt, wird jede Schwierigkeit, die er dabey antrifft, wohl für ein Ungemach, aber nicht für ein Uebel ansehen, was er thut, wird er willig thun. Die Tugend hängt von keinem fremden Befehl oder Zwange ab; sie ist lauter, mit keinem Uebel gemischt. Ich weiß, was man mir hier einwenden könnte: „Wie, Du willst uns überreden, es sey gleichgültig, ob jemand der Freude genieße, oder auf der Folter liege und seinen Peiniger ermüde?" — Ich könnte mit Epikur antworten: Der Weise werde selbst in dem glühenden Stier des Phalaris ausrufen: Es ist süß; mich geht der Schmerz nicht an. Was wunderst Du Dich, wenn ich (8) behaupte, die Güter zweyer Weisen seyn gleich, wovon der eine ruhig zu Tische sitzt, der andre unter Martern aufs standhafteste dasteht, da, was doch viel auffallender ist, Epikur (9) sagt, es sey süß, gemartert zu werden? — Auch hier antworte ich: Zwischen Freude und Schmerz ist allerdings ein großer Unterschied und wenn von einer Wahl die Rede ist; so werde ich jene suchen, diesen meiden; denn jene ist der Natur gemäß, dieser nicht. (10) Von dieser

Seite betrachtet sind sie himmelweit verschieden; ist aber von Tugend die Rede; so ist die, welche unter erfreulichen Umständen wirkt, der, welche sich unter traurigen äußert, ganz gleich. Beunruhigung, Schmerz und andre Ungemächlichkeiten haben hier kein Gewicht: die Tugend bedeckt das alles. (11) Gleichwie die Klarheit der Sonne kleine Lichter verdunkelt; so verdrängt und unterdrückt die Tugend durch ihre Größe Schmerzen, Mühseligkeiten, Kränkungen; und wohin sie strahlt, da wird alles, was ohne sie erscheint, ausgelöscht, und alle Ungemächlichkeiten des Lebens, welche in die Tugend fallen, machen nicht mehr aus, als ein Nebel der ins Meer fällt. Zum Beweise dessen eilt der Tugendhafte ohne die mindeste Zögerung zu jeder schönen That. Stelle sich ihm der Scharfrichter, der Peiniger, das Feuer entgegen; er wird beharren, wird nicht darauf sehen, was er zu leiden; sondern was er zu thun hat, und sich einer edlen That, wie einem tugendhaften Manne vertrauen; er erkennt sie für nützlich, für zuverlässig, für heilbringend. Eine edle, aber mit Mühseligkeit und Ungemach verbundene That, wird ihm vorkommen wie ein tugendhafter, aber armer, verbannter, bleicher Mann. Denke Dir zwey Tugendhafte, einen im höchsten Reichthum, einen andern, welcher äußerlich nichts hat, aber in sich alles; werden sie nicht beyde, wie verschieden auch ihre Glücksumstände sind, gleich tugendhaft seyn? Müssen, wir nun, wie ich sagte, über Sachen, wie über Menschen urtheilen; so ist die Tugend in einem kranken und gefesselten Körper eben so preiswürdig, als in einem starken und freyen. Auch Du also wirst Deine Tugend nicht mehr rühmen, wenn Dir das Schicksal einen unverstümmelten, unverletzten, als wenn es Dir einen mit irgend einem Gebrechen behafteten Körper gegeben hätte. Denn dies hieße, den Herrn nach dem Kleide des Sklaven schätzen. Alle jene Dinge nämlich, worüber der Zufall seine Herrschaft ausübt, sind Sklaven — das Geld, der Körper, Ehrenstellen; —

ohnmächtige, schnell vorübereilende, vergängliche Dinge von unsicherm Besitz. Frey und unüberwindlich sind dagegen die Wirkungen der Tugend, gleich werth unsers Verlangens, das Glück mag sie begünstigen, oder anfeinden. Wie wir gegen Menschen Freundschaft empfinden; so verlangt uns nach Sachen. Nun glaub' ich nicht, daß Du einen rechtschaffenen Mann mehr lieben werdest, wenn er reich, als wenn er arm ist; wenn er stark und breitschulterig, als wenn er mager und schwächlich ist; eben so wenig — aber solltest Du eine heitere und ruhige Art der Thätigkeit einer verwickelten und mühsamen vorziehen. Thust Du dies, so wirst Du auch von zwey gleich tugendhaften Männern den saubern und von Salben duftenden mehr Lieben, als den Bestäubten und schlecht Bekleideten. Du wirst dann soweit kommen, den, der seine gesunden Glieder und keine Gebrechen hat, mehr zu lieben, als einen Gebrechlichen oder Schielenden. Allmälig wirst Du so ekel werden, daß Du von zwey gleich gerechten und weisen Männern den mit langem, schöngelocktem Haar dem Kahlkopf vorziehst. Wenn die Tugend zweyer Menschen gleich ist; so kommt Ungleichheit in andern Dingen nicht zum Vorschein; alles übrige macht keinen Theil derselben, sondern bloß eine Zugabe aus. Wer würde wohl die Seinigen so ungerecht beurtheilen, daß er z. B. einen gesunden Sohn mehr liebte, als einen kränklichen? einen groß- und wohlgewachsenen mehr, als einen kleinen oder einen von mittlerer Größe? Selbst das wilde Thier macht keinen Unterschied unter seinen Jungen und legt sich so hin, daß alle gleicher maaßen ihre Nahrung finden können; gleich theilen die Vögel ihrer Brut das Futter aus. Ulyß sehnt sich nicht weniger nach den Felsen von Itheka, als Agamemnon nach Mycens berühmten Mauern. Denn niemand liebt sein Vaterland, weil es groß; sondern weil es sein Vaterland ist. — „Wozu dieses alles?" — Um zu zeigen, daß die Tugend alle ihre Werke, gleich eben so vielen Kindern, mit gleichen

Augen ansieht, sie alle gleich zärtlich liebt; und vor allen, die — Leidenden, wie je auch die elterliche Liebe sich vorzüglich zu den Gegenständen des Mitleids hinneigt. Auch die Tugend liebt eigentlich die guten Handlungen, welche mit Schmerz und Mühe verbunden sind, nicht mehr, aber sie herzt und pflegt sie mehr, wie zärtliche Eltern kranke Kinder. Warum ist nun ein Gut nicht größer, als das andre? Weil nichts angemessener seyn kann, als das Angemessene, nichts ebener, als das Ebene. Man kann nicht sagen: Dieses ist jenem mehr gleich, als etwas anderes; folglich kann auch nichts sittlich-besser seyn, als das Sittlich-Gute. Ist nun die Natur aller Tugenden dieselbe; so sind auch die drey Arten von Gütern gleich. Ja, die gemäßigte Freude und der gemäßigte Schmerz sind sich gleich. (12) Jenes Vergnügen des Weisen übertrifft die Seelenstärke dessen nicht, der unter Quaalen seine Seufzer verbeißt. Güter der ersten Art wünscht, die der letzten bewundert man. Dennoch sind beyde einander gleich, weil jedes, die letzten begleitende, Ungemach mit dem größeren Gute wie mit einem Schleyer bedeckt wird. Wer sie für ungleich hält, wendet seine Blicke auch von den Tugenden hinweg und sieht bloß auf das Aeußere. Der wahren Güter Gewicht und Umfang sind gleich; bey den Falschen giebt es viel Leeres. Ansehnlich und groß erscheinen sie daher dem Auge; auf der Wagschaale täuschen sie die erregte Erwartung. Ja, mein Lucil, was die Vernunft empfiehlt, ist gediegen und ewig, stärkt die Seele und erhebt sie auf eine Höhe, die sie stets behaupten wird; jene, ohne Grund gepriesenen Dinge, die der Pöbel für Güter hält, blasen nur mit falscher Freude auf. Umgekehrt erfüllen die Dinge, welche man als Uebel fürchtet, die Gemüther mit einem leeren Entsetzen und ängstigen sie, den Thieren gleich, durch bloß scheinbare Gefahr. Ohne Grund wird das Herz in einem Fall erweitert, im andern gepreßt; hier ist nichts weder der Freude werth, noch der Furcht.

Die Vernunft allein ist unveränderlich und beharrlich in ihrem Urtheil; denn sie ist die Gebieterin, nicht die Sklavin der Sinne. Die Vernunft ist der Vernunft gleich, wie das Gerade dem Geraden, folglich auch die Tugend, welche nichts anderes ist, als die gerade Vernunft. Dies gilt von allen Tugenden, daher sie auch alle gleich sind. Wie die Vernunft ist; so sind auch die Handlungen, die sie hervorbringt: diese sind also alle gleich. Denn da sie der Vernunft gleich sind, sind sie auch unter einander gleich. Ich behaupte aber, Handlungen seyen einander in sofern gleich, als sie recht und tugendhaft sind. Uebrigens sind sie sehr verschieden, je nachdem es ihr Stoff ist, welcher bald von weitem, bald von geringem Umfang, bald glänzend, bald unedel, bald vielen, bald wenigen wichtig seyn kann. Bey dem allen bleibt jedoch das, was das Beste ist, gleich, so wie alle Tugendhafte sich gleich sind, sofern sie tugendhaft sind. Sie sind verschieden in Hinsicht des Alters, einer jünger, der andre älter; in Hinsicht des Körpers, einer ist schön, der andre häßlich; in Hinsicht ihrer Glücksumstände, einer ist reich, der andre arm, einer ist begünstigt, mächtig, Städten und Völkern bekannt, der andre von wenigen gekannt, in der Dunkelheit lebend; aber so fern sie tugendhaft sind, sind sie gleich. Ueber Gutes und Böses vermag die Sinnlichkeit nicht zu urtheilen; was nützlich ist, weiß sie nicht,*) was schädlich ist, kennt sie nicht. Sie kann nur über Gegenwärtiges urtheilen; weder das Künftige vorausſehend, noch des Vergangenen eingedenk, weiß sie nicht, was geschehen wird. Doch bildet sich das Leben nur unter dieser Voraussetzung zu einer geordneten, regelmäßigen, vollkommenen Einheit. Die Vernunft ist also die Richterin über Gutes und Böses; Fremdartiges und Aeußeres achtet sie gering und jene Din-

*) quid utile nesciat

ge, welche weder Uebel noch Güter sind, erklärt sie für ganz kleine und höchst geringfügige Zugaben; alle ihre Güter sind in der Seele. Uebrigens achtet sie einige Dinge für die ersten, (prima) welche unmittelbare Gegenstände ihrer Wünsche sind, z. B. Sieg, gute Kinder, Wohl des Vaterlandes; andre für zweyte, (secunda) welche sich nur unter ungünstigen Umständen zeigen, als gelassene Ertragung einer schweren Krankheit oder der Verbannung; einige für mittlere, welche der Natur weder gemäß, noch entgegen sind, als ein gesetzter Gang, eine anständige Art zu sitzen; denn es ist nicht weniger naturgemäß zu sitzen, als zu stehen, oder zu gehen. Jene beyden ersten Classen sind verschieden. Die Dinge aus der ersten, als Freude an einem pflichtmäßigen Betragen der Kinder gegen uns, an der Wohlfarth des Vaterlandes, sind der Natur gemäß. Die aus der zweyten sind gegen die Natur, als standhafte Ertragung von Martern, oder des Durstes bey brennender Fieberhitze. — Wie aber, kann denn etwas der Natur entgegen und gut seyn? Keinesweges! Aber die Umstände, unter welchen sich das Gute äußert, sind zuweilen gegen die Natur. Verwundet werden, bey langsamen Feuer gebraten werden, krank seyn — ist der Natur entgegen; aber unter solchen Umständen einen unbezwinglichen Muth behaupten, ist der Natur gemäß. Und um mich kürzer auszudrücken: der Stoff des Guten ist zuweilen gegen die Natur; das Gute selbst nie: denn nichts Gutes ist ohne Vernunft, die Vernunft aber folgt der Natur. Denn was ist die Vernunft? Eine Nachahmung der Natur. Was ist das höchste Gut des Menschen? Sich dem Willen der Natur gemäß betragen. — „Unstreitig ist doch, sagt man, ein nie gestörter Friede einem, durch Ströme von Blut erkauften, vorzuziehen. Unstreitig ist man glücklicher, wenn man einer unterbrochenen Gesundheit genießt, als wenn man von einer schweren, den Tod drohenden, Krankheit durch gewaltsame Anstren-

gungen und anhaltende Geduld geneset. Eben so unstreitig wird auch die Freude ein größeres Gut seyn, als der Heldenmuth, welcher den Schmerz von Wunden oder Flammen ertragen muß." — Nichts weniger! Unter jenen zufälligen Dingen kann ein großer Unterschied statt finden; denn sie werden nach dem Nutzen derer, die sie empfangen, geschätzt. Güter haben nur den einzigen Zweck, mit der Natur übereinzustimmen. Dieses ist bey allen gleich. Wenn der Senat der Stimme eines seiner Mitglieder beytritt; so kann man nicht sagen, der eine stimme demselben noch mehr bey, als der andre; alle folgen Einer Meynung. So sag' ich auch von den Tugenden: sie stimmen alle der Natur bey, und so sag' ich auch von den Gütern: sie stimmen alle der Natur bey. Einer stirbt als Jüngling, der andre als Greis und wieder ein andrer als Kind, ohne mehr zu thun, als kaum in das Leben hinein zu blicken. Diese alle waren gleich sterblich, wenn auch der Tod das Leben der einen etwas länger fortschreiten ließ, und das der andern mitten in der Blüte abschnitt oder im Keim erstickte. Mancher stirbt während der Mahlzeit, ein andrer führt sterbend uns fort zu schlafen, ein andrer verscheidet in den Armen der Liebe; wenn dagegen andre das Schwerdt durchbohrt, oder der Biß einer Schlange hinrafft, oder ein einstürzendes Haus zertrümmert, oder eine schmerzhafte Verlähmung nach und nach tödtet; so kann man zwar sagen, einige haben ein leichteres, andre ein schwereres Ende; aber der Tod selbst ist bey allen gleich. Er kam auf verschiedenen Wegen: aber — zu einem Ziel. Der Tod des einen ist nicht größer, als der des andern. Er macht in jedem Fall dem Leben ein Ende. So verhält es sich, sag' ich, auch mit den Gütern. Das eine zeigt sich unter lauter Freuden, das andre unter traurigen und widrigen Umständen; jenes leitet die Gunst, dieses bändigt die Gewaltthätigkeit des Schicksals; beyde sind gleich gut, wiewohl jenes auf ebnem, dieses auf rauhem

Wege einhergeht. Alle haben dasselbe Ziel; alle sind Güter, sind lobenswürdig und begleiten die Tugend und die Vernunft. Die Tugend macht alles, was ihr angehört, gleich. Auch darfst Du Dich nicht wundern, diese Lehre bey uns anzutreffen. Nach dem Epikur giebt es zwey Güter, aus welchen jene höchste Glückseligkeit entsteht, nämlich daß der Körper von Schmerzen, die Seele von aller Unruhe frey sey. Diese Güter wachsen nicht, wenn sie vollständig sind. Denn wie kann das Vollständige wachsen? Ist der Körper von Schmerzen frey, wie kann denn diese Schmerzlosigkeit zunehmen? Ist die Seele mit sich selbst eins und ruhig, wie kann denn diese Seelenruhe zunehmen? Wie die Heiterkeit des, zum reinsten Glanze aufgeklärten Himmels, für keine größere Klarheit empfänglich ist; so hat auch der Mensch, der für Körper und Seele sorgt und seine Glückseligkeit durch beydes gemeinschaftlich fördert, seine Vollkommenheit und den Gipfel seiner Wünsche erreicht, (13) wenn seine Seele von stürmischen Bewegungen und sein Körper von Schmerzen frey ist. Werden ihm noch außerdem Annehmlichkeiten zu Theil; so erhöhen sie das höchste Gut nicht, sondern würzen es bloß, machen es nur angenehmer; denn das absolute Gut des Menschen erfordert nichts, als Frieden für Seele und Körper. Ich will Dir noch eine, der unsrigen sehr ähnliche, Eintheilung der Güter beim Epikur mittheilen. Einige wünscht er vor andern, als einen, von aller Beschwerde freyen, schmerzlosen Zustand des Körpers, und eine ruhige Verfassung der Seele, worin sie sich in der Beschauung ihrer Güter freut. Es giebt andre, die er sich zwar nicht wünscht, aber doch preiset und für gut erklärt, als die eben erwähnte Ertragung von Krankheiten und heftigen Schmerzen, welche Epikur an jenem letzten und glückseligen Tage seines Lebens bewies, denn er sagte: er litte Schmerzen in der Blase und im Unterleibe, die nicht heftiger seyn könnten; doch sey er an diesem Tage

glückselig. Glückselig kann aber nur derjenige seyn, der das höchste Gut besitzt. Also auch Epikur nimmt Güter an, die man lieber nicht genießen mögte, die man aber, wenn es einmal die Umstände so mit sich bringen, dennoch lieben, loben und den höchsten gleich achten soll. Man kann nicht sagen, ein Gut sey den höchsten nicht gleich, welches den Beschluß eines glückseligen Lebens ausmacht, dessen Lob Epikur sterbend verkündigte. Laß mich, bester Lucil, etwas noch Kühneres sagen: Könnten einige Güter größer seyn, als andre; so mögte ich gerade diese herberen, jenen weichen und zarten vorziehen; denn größer ist's, Schwierigkeiten zu besiegen, als sich in der Freude zu mäßigen. Es ist dieselbe Vernunft, ich weiß es, welche uns das Glück mit Mäßigung, das Unglück mit Muth ertragen läßt. Der Krieger, welcher, ohne daß ein Feind etwas gegen das Lager versucht, ganz sicher auf dem Walle Wache hält, kann eben so tapfer seyn, als ein andrer, der sich mit abgehauenen Sehnen noch auf den Knieen fortschleppt und die Waffen nicht fahren lassen will; aber der laute Beyfallsruf empfängt nur die, welche blutend vom Schlachtfelde heimkehren. So scheinen mir auch die Güter rühmlicher, welche mehr Uebung und Muth, welche Kampf mit dem Schicksal erfordern. Ich sollte Bedenken tragen, jene verstümmelte, verdorrte Hand des Mucius lauter zu preisen, als die unverletzte jedes andern tapfern Mannes? Da stand er, Feind und Flamme verachtend, und sah mit unverwandtem Blick die eigene Hand auf den feindlichen Opferheerd herabtröpfeln, bis Porsena, ihn zu strafen begierig, aber neidisch auf seinen Ruhm, ihn mit Gewalt vom Feuer reißen ließ. Ein solches Gut, warum sollt' ich es nicht zu den ersten zählen, und für so viel größer halten, als jene sicheren, von keinem Schicksal versuchten, je seltener es ist einen Feind durch eine verlorne, statt durch eine bewaffnete Hand zu besiegen? — Wie aber, fragst Du, wirst Du Dir ein solches Gut wünschen?

schen?" — Warum nicht? Wer so etwas nicht wünschen kann, der kann es auch nicht thun. Oder soll ich lieber wünschen, meine Glieder von den Dienern meiner Wollust streicheln, oder meine Finger von einem Weiblein, oder von einem zum Weibe gewordenem Manne recken zu lassen? Wie sollte ich nicht einen Mucius für glücklicher halten, welcher das Feuer so handhabte, als böte er seine Hand dem Sklaven zum Handhaben dar? So machte er gut, was er versehen hatte, (14) und beendigte wehrlos und verstümmelt den Krieg und besiegte mit jener verstümmelten Hand zwey Könige. (15)

Sieben und sechszigster Brief.

Alles Gute ist wünschenswürdig.

Der Frühling, (daß ich mit einem Gemeinplatz anhebe) hat angefangen, sich aufzuthun; aber schon im Begriff, in Sommer überzugehen, ist er wieder lau geworden, anstatt, wie er um diese Zeit sollte, wärmer zu werden; auch kann man ihm noch nicht trauen: denn oft lös't er sich wieder in Winter auf. Willst Du wissen, wie unzuverlässig er noch ist? — Ich wage mich noch nicht ins kalte Wasser und mildere noch dessen Strenge. — Das heißt doch, sagst Du, weder Kälte, noch Wärme ertragen! — Ja wohl, lieber Lucil! Mein Alter hat bereits an seiner eignen Kälte genug; es thaut kaum mitten im Sommer auf. Ich bringe daher meine mehrste Zeit unter Decken zu. Ich weiß es aber meinem Alter Dank, daß es mich an das Ruhbett fesselte. Wie sollt' ich ihm das auch nicht Dank wissen? — Was ich nicht wollen

sollte, kann ich nicht. Am mehrsten unterhalt' ich mich mit meinen Paar Büchern. Kommt einmal ein Brief von Dir dazwischen; so dünkt mich, ich sey bey Dir, und mir ist zu Muthe, als antwortete ich Dir, nicht schriftlich; sondern mündlich. Auch über Deine letzte Frage werd' ich mich also gleichsam mit Dir besprechen. Wir wollen sie gemeinschaftlich untersuchen. Du fragst: ob jedes Gut wünschenswürdig sey? — „Wenn es gut ist, fährst Du fort, standhaft die Folter zu ertragen, und mit hohem Muthe sich brennen zu lassen, und geduldig zu seyn in Krankheiten; so folgt, daß dergleichen wünschenswerth sey. Ich sehe hier aber nichts wünschenswerthes. Ich kenne wenigstens noch niemand, der den Göttern Gelübde dafür bezahlt hätte, daß er mit Geißeln gehauen, durch das Podagra gelähmt, oder auf der Folter länger gewor-den." — Unterscheide nur, mein Lucil, was zu unterscheiden ist und Du wirst einsehen, daß in solchen Dingen etwas wünschenswürdig ist. Ich bliebe gern mit Martern verschont; sollte ich aber erdulden müssen; so würd' ich wünschen, mich muthvoll, tugendhaft, herzhaft darunter zu verhalten. Wie sollt' ich es nicht lieber sehen, daß kein Krieg ausbreche? Sollt' er aber ausbrechen; so werd' ich wünschen, Wunden, Hunger und alles, was der Krieg nothwendig mit sich bringt, großherzig zu ertragen. Ich bin nicht so wahnsinnig, daß mich verlangte, krank zu werden. Sollt' ich aber krank werden; so werd' ich wünschen, mich ohne allen Ungestüm und ohne weibische Weichlichkeit zu betragen. Nicht die Ungemächlichkeiten also sind wünschenswürdig; sondern die Tugend, womit die Ungemächlichkeiten ertragen werden. Einige Stoiker meynen, eine standhafte Ertragung aller Arten von Martern sey zwar nicht wünschenswerth, aber eben so wenig verabscheuungswürdig, weil bloß ein reines, ruhiges, von allem Schmerz freyes Gut Gegenstand unsrer Wünsche seyn müsse. Der Meynung bin ich nicht. Und warum? Erstlich des-

wegen, weil es unmöglich ist, daß etwas gut, und doch nicht wünschenswürdig sey. Ist ferner die Tugend wünschenswürdig, und giebt es ohne Tugend kein Gut; so ist auch jedes Gut wünschenswürdig. Ist endlich eine muthvolle Ertragung von Martern nicht wünschenswürdig; so frag' ich wieder: Ist Muth nicht wünschenswürdig? Dieser verachtet aber die Gefahr, ja er fordert sie heraus! Sein schönster und bewundernswürdigster Vorzug ist der, daß er den Flammen nicht ausweicht, Wunden entgegen geht, zuweilen das Schwerdt nicht einmal vermeidet; sondern ihm selbst die Brust darbeut. Ist nun Muth wünschenswürdig; so ist es auch wünschenswürdig, Martern gelassen zu ertragen; denn dies gehört zum Muthe. So, sage ich, unterscheide, und — nichts wird Dich weiter irre machen. Denn nicht Martern zu erdulden ist wünschenswürdig; sondern sie muthvoll zu erdulden. Die Tugend ist es, die ich männlich wünsche. Wer hat sich aber je dergleichen gewünscht? — Es giebt klar am Tage liegende, wörtlich ausgesprochene, einzeln angegebene Wünsche; andre befassen mit einem Worte viele Gegenstände des Verlangens, welche nicht einzeln am Tage liegen, wie wenn ich mir ein tugendhaftes Leben wünsche: denn ein tugendhaftes Leben besteht aus verschiedenen Handlungen. Dahin gehört das Faß des Regulus; (1) die, mit eigner Hand aufgerissene Wunde des Cato, (2) die Verbannung des Rutilius (3) der Giftbecher, welcher den Sokrates aus dem Kerker in den Himmel versetzte. Wenn ich mir also ein tugendhaftes Leben wünschte; so wünschte ich auch solche Dinge, ohne welche das Leben zuweilen nicht tugendhaft seyn kann. „Dreymal selig, sagt „der Dichter, (4) und viermal, denen vor Troja's Mau„ren im Angesichte der Väter nahte das Ziel!" Was ist für ein Unterschied dazwischen, ob Du das einen wünschest, oder gestehst, es sey wünschenswürdig gewesen? Decius weyhte sich (5) für die Republik den Göttern der Unterwelt; mit verhängtem Zügel stürzte er sich, den Tod suchend,

mitten unter die Feinde. Der andere, (6) nacheifernd der väterlichen Tapferkeit, rennt, nach dem die, seiner Familie gleichsam schon erblich gewordenen, Worte der Weyhe ausgesprochen worden, (7) in den dichtesten Feindeshaufen, nur dafür besorgt, durch seine Aufopferung die Götter zu versöhnen und einen guten Tod für wünschenswürdig achtend. Zweifelst Du nun noch, ob es etwas Vorzügliches sey, eines denkwürdigen Todes und über einer tugendhaften That zu sterben? Wer Martern standhaft erträgt, braucht vielleicht alle Tugenden, während nur eine hervorsticht und vor andern sichtbar wird — die Geduld. Aber außerdem ist dabey Muth, wovon Geduld, Leidenskraft und Duldwilligkeit Zweige sind; dabey ist Klugheit, ohne welche kein vernünftiger Entschluß gefaßt werden kann, welche anräth, was man nicht vermeiden kann, aufs muthigste zu tragen; dabey ist Beharrlichkeit, welche nicht von ihrem Platze vertrieben werden kann, und sich durch keine Gewalt einen, einmal gefaßten Vorsatz entwinden läßt; da ist jenes unzertrennliche Gefolge von Tugenden. Was irgend Edles gethan wird — es ist Eine Tugend, die es thut, aber nach dem Beschluß der ganzen Versammlung. (8) Was aber von allen Tugenden gebilligt wird, das ist, auch wenn nur Eine es zu thun scheint, wünschenswürdig. Wie? Du hältst nur die Dinge für wünschenswürdig, die aus Wollust und Muße hervorgehn? die man mit aufgeschmückten Thüren empfängt? Es giebt auch gewisse traurige Lustgefühle, es giebt gewisse Gelübde, welche nicht von Schaaren von Glückwünschenden; sondern von Anbetern und Verehrern gefeyert werden. Also glaubst Du nicht, Regulus habe gewünscht, zu den Karthagern zu kommen? Nimm einmal den Sinn des großen Mannes an, und entferne Dich auf einen Augenblick von den Meynungen des Pöbels; stelle Dir in gebührender Größe das Bild der überschwänglich schönen und herrlichen Tugend vor, der wir nicht mit Kränzen; sondern mit Schweiß und Blut, huldigen müssen.

Schaue den M. Cato, wie er seine unbefleckten Hände an seine heilige Brust legt und die zu flachen Wunden erweitert. Wirst Du wohl ihn bedauern und ihm Dein Beyleid bezeugen, oder ihm vielmehr Glück wünschen? Hierbey fällt mir unser Demetrius ein; der ein gefahrloses, von allen Anläufen des Schicksals freyes Leben ein todtes Meer nennt. Nichts haben, was Dich aufrege, was Dich ansporne, dessen Ankündigung oder Andrang Dich die Festigkeit Deiner Seele erproben ließe; sondern in ungestörter Muße daliegen — das ist nicht Ruhe, das ist Windstille. Der Stoiker Attalus pflegte zu sagen: „Das Schicksal mag mich lieber zu seinem Krieger, als zu seinem Günstlinge machen. Ich leide Martern, aber muthvoll; das ist gut. Ich falle durchs Schwerdt, aber muthvoll; das ist gut. Höre den Epikur; er wird sagen: es ist auch süß.“ — Ich mögte nur einen so ehrwürdigen und ernsten Gegenstand nie mit einem weichlichen Namen belegen.) Ich werde gebrannt, aber unbesiegt. Wie sollt' es aber nicht wünschenswürdig seyn, nicht daß mich das Feuer brennt; sondern daß es mich nicht besiegt? Nichts ist vortrefflicher, nichts schöner als Tugend; und gut und wünschenswerth ist alles, was auf ihr Geheiß geschieht.

Acht und sechszigster Brief.

Von der Muße des Weisen.

Ich billige Dein Vorhaben. Verbirg Dich im Schooße der Muße, aber auch Deine Muße verbirg. Dieses wisse, wirst Du, wenn auch nicht nach der Lehre, so doch nach

dem Beyspiele der Stoiker thun. Aber auch nach ihrer Lehre wirst Du es thun. Das werd' ich Dir, wenn Du willst, beweisen. Wir verlangen weder, daß man in jedem Staate, noch ohne Unterbrechung, noch für beständig an öffentlichen Geschäften Theil nehme. Ueberdies — da wir dem Weisen einen, seiner würdigen Staat gegeben haben, nämlich die Welt; so befindet er sich nicht außer dem Staate, auch wenn er sich zurückzieht. Ja vielleicht geht er, Einen Winkel verlassend, in einen größern und weiteren Wirkungskreis über und sieht, zum Himmel erhoben, deutlich ein, wie niedrig er gesessen, als er den curulischen, (1) oder den Richtstuhl einnahm. Im Vertrauen sey Dir's gesagt: Nie ist der Weise thätiger, als wenn sich Göttliches und Menschliches (2) seiner Beschauung darbeut. Ich komme jetzt auf den Rath zurück, den ich Dir gab, daß Du Deine Muße verbergen mögest. Mache keinen Staat mit der Philosophie; und giebt lieber Deiner wahren Absicht einen andern Namen; schütze Kränklichkeit, Unvermögen, und Bequemlichkeit vor. Mit seiner Muße groß thun ist — träge Eitelkeit. Einige Thiere verwirren, um nicht entdeckt zu werden, ihre Spuren um ihr Lager her. So mußt Du es auch machen; sonst wird es nicht an Leuten fehlen, welche Dich verfolgen. Viele gehn vor dem, was offen da liegt, vorbey und spüren dem Verborgenen und Versteckten nach. Das Schloß reitzt den Dieb. Das, wozu jeder kommen kann, scheint ohne Werth. Wo die Thür offen steht, thut niemand Einbruch. Das ist die Art des großen Haufens und jedes Ungebildeten: er wünscht ins Verborgene zu dringen. Daher ist's am Besten, mit seiner Muße nicht zu prahlen. Es ist aber eine Art von Prahlerey, wenn man sich zu sehr versteckt, und vom Anblick der Menschen zurückzieht. Der eine verbirgt sich in Tarent, der andre schließt sich in Neapel ein; ein dritter kommt in vielen Jahren nicht über die Schwelle seines Hauses. Der versammelt den Pöbel um sich, wel-

cher seine Muße zum Stadtgespräch macht. Ziehst Du Dich zurück; so muß Deine Absicht nicht seyn, die Leute von Dir reden zu machen; sondern mit Dir selbst zu reden. Was sollst Du aber mit Dir reden? — Wie's die Leute so gern von andern thun; so rede Du schlecht von Dir selbst mit Dir. Gewöhne Dich, die Wahrheit sowohl zu sagen, als zu hören. Am sorgfältigsten untersuche die Stellen, wo Du Dich am schwächsten fühlst. Jeder kennt seine körperlichen Gebrechen, und so erleichtert der eine seinen Magen durch Brechmittel, der andre kommt ihm durch öftere Mahlzeiten zu Hülfe und wieder ein andrer leert und reinigt seinen Körper durch jeweilige Fasten. Der Podagrist enthält sich des Weins, oder des Bades; ohne sich sonst sehr in Acht zu nehmen, sucht er nur dem Uebel, das ihn oft heimsucht, zu wehren. So giebt es auch kränkliche Theile der Seele, denen man mit Heilmitteln zu Hülfe kommen muß. — Was ich in meiner Muße thue? — Ich heile mein Geschwür. Sollt' ich Dir meinen geschwollenen Fuß, meine unterlaufene Hand, oder die aufgetrockneten Muskeln meines contracten Beins zeigen; so würdest Du mir gern gestatten, an einer Stelle zu liegen und meiner Krankheit zu warten. Das Uebel, welches ich Dir nicht zeigen kann, ist noch schlimmer. Ich habe einen Abscess, eine Eiterbeule in der Brust. Rühme mich ja nicht, sage ja nicht: „Der große Mann! Er verachtet alles; er verwünscht die menschlichen Tollheiten und entflieht ihnen.“ Ich verwünsche nichts, als mich. Du hast keine Ursache, um Deiner Besserung willen zu mir zu kommen. Du irrst sehr, wenn Du hier irgend eine Hülfe holen zu können glaubst. Hier wohnt kein Arzt, sondern ein Kranker. Ich will lieber, daß Du beym Weggehen sagst: „Ich hielt den für einen glückseligen, gebildeten Mann; ich spitzte die Ohren; ich ward angeführt; ich sah' nichts, ich hörte nichts, was ich wünschte, weswegen ich wiederkommen mögte.“ Wenn Du so denkst, wenn Du so sprichst; so bin

ich etwas weiter gekommen. (3) Ich will lieber, daß Du meine Muße entschuldigest, als beneidest. — Wie, Seneca, sagst Du, die Muße empfiehlst Du mir? Du kommst auf epikureische Aeußerungen. (4) Ich empfehle Dir eine Muße, worin Du größere und schönere Geschäfte treiben wirst, als vorhin. An die stolzen Thüren der Mächtigen klopfen, die Namen kinderloser Greise (5) verzeichnen, im Forum (6) viel vermögen, — das sind neiderregende, kurzdauernde und, die Wahrheit zu sagen, niedrige Vorzüge. — Dieser hat weit mehr Einfluß im Forum, als ich, jener hat sich durch vieljährige Kriegsdienste zu höheren Würden aufgeschwungen, jener hat eine größre Schaar von Clienten. Ich kann eine solche Begleitung nicht haben; er hat mehr Gönner. — Was mache ich mir daraus, daß mir Menschen überlegen sind, wenn ich nur dem Schicksal überlegen bin? *) Hättest Du Dir doch diesen Grundsatz längst zu befolgen vorgenommen! Daß wir doch nicht erst im Angesicht des Todes auf ein glückseliges Leben bedacht nähmen! Doch auch jetzt wollen wir nicht säumen. Denn die Erfahrung hat uns nun gelehrt, was wir der Vernunft hätten glauben sollen, daß so viele Dinge, wornach wir strebten, unnütz und verderblich sind. Wir müssen, wie Reisende, welche zu spät abgehn, und durch Geschwindigkeit die versäumte Zeit nachholen wollen, die Sporen brauchen. Unser Alter schickt sich am besten zu diesen Studien. (7) Es hat ausgegohren; **) es hat die, während des ersten jugendlichen Aufbrausens unbezwinglichen, Fehler müde gemacht; es bedarf nicht viel mehr, um sie auszurotten. Und wann, oder wozu, sagst Du, wird Dir denn nutzen, was Du bey der Abreise lernst? —

---

*) ille clientum turba, cujus turbae par esse non possum, plus habet gratiae. Est tanti — vincatur.

**) despumavit.

Dazu, um besser abzureisen. Du mußt jedoch nicht glauben, irgend ein Alter begünstige die Selbstveredlung mehr, als dasjenige, welches viele Erfahrungen und anhaltende, häufige Leiden zahm gemacht haben, welches mit besänftigten Affecten sich zu einer heilsamen Anweisung einfindet. Dies ist recht die Zeit für dieses Gut; wer als Greis zur Weisheit gelangt, gelangt durch seine Jahre zu ihr. (8)

Neun und sechszigster Brief.

Ist häufiger Wechsel des Aufenthalts zu empfehlen?

Ich wünsche nicht, daß Du so oft Deinen Aufenthalt veränderst und von einem Orte zum andern überhüpfest. Erstlich, weil ein so häufiges Wandern ein Zeichen der Unstätigkeit des Gemüths ist; es kann sich nicht in Muße befestigen, wenn es nicht aufhört, umher zu sehen und zu irren. Um Deinen Geist anzuhalten thue zuvor der Flucht Deines Körpers Einhalt. Ferner: am mehrsten helfen Heilmittel bey anhaltendem Gebrauch. Man muß die Ruhe und die Vergessenheit des frühern Lebens (1) nicht unterbrechen. (2) Laß Deine Augen verlernen; (3) laß Deine Ohren sich an eine vernünftigere Sprache gewöhnen. So oft Du weiter gehst, wird Dir, selbst im Vorbeygehn, manches aufstoßen, was Deine Begierden wieder reitzt. Wie derjenige, welcher die Fesseln der Liebe abwerfen will, jede Erinnerung an den geliebten Gegenstand vermeiden muß — denn nichts erwacht leichter wieder, als die Liebe; — so muß, wer von der Sehnsucht nach allen den Dingen, wornach er sonst vor Begierde brannte, frey wer-

den will, Augen und Ohren von dem, was er verließ, hinwegwenden. Die Affecten empören sich schnell; wohin sie sich auch wenden, erblicken sie irgend einen nahen Preis ihrer Anstrengungen. Es giebt kein Laster, das nicht ein Handgeld anzubieten hätte. Der Geitz verspricht Geld, die Ueppigkeit viele und mannigfaltige Vergnügungen, die Ehrsucht Purpur und Volksgunst, und in Folge dessen Macht und was die Macht vermag. Die Laster dingen Dich um Lohn; hier (4) mußt Du auf eigne Kosten leben. Kaum kann man es während eines ganzen Jahrhunderts dahin bringen, die, durch langwierige Zügellosigkeit, erfrechten Laster zu bändigen und zu unterjochen; geschweige denn, wenn wir die, ohnehin so kurze, Zeit durch Pausen zerstückeln! Nichts wird leicht zur Vollkommenheit gebracht, ohne anhaltende Wachsamkeit und Anstrengung. Darauf bereite Dich, wenn Du mich hören willst. Uebe Dich, den Tod sowohl zu empfangen, als auch, wenn es die Umstände anrathen, herbeyzurufen. Es macht keinen Unterschied, ob er zu uns kommt, oder wir zu ihm. Ueberzeuge Dich von der Falschheit des Spruchs, den jeder Unweise im Munde führt: „Es ist doch herrlich, eines natürlichen Todes zu sterben!“ Ueberdies magst Du bedenken: daß keiner anders, als eines natürlichen Todes stirbt. Du verlierst nichts von Deiner Zeit; denn die, welche Du zurückläßt, (5) ist nicht Dein.

Siebzigster Brief.

Ueber Tod und Selbstentleibung.

Nach einem langen Zwischenraume hab' ich Deine Villa bey Pompeji (1) wiedergesehn. Das Bild meiner Jugend stellte sich mir wieder vor Augen. Alles, was ich dort als junger Mann gethan hatte, das, dünkte mich, könnte ich noch jetzt thun, oder als hätt' ich es erst vor Kurzem gethan. Wir schiffen am Leben hin, mein Lucil, und gleichwie auf dem Meere, wie unser Virgil (2) sagt: „zurück gehn Fluren und Städte;" so verschwindet, bey diesem pfeilschnellen Lauf der Zeit, zuerst die Kindheit aus dem Gesichte, dann das Jünglingsalter, dann, was zwischen Jugend und Alter in der Mitte liegt, mit beyden zusammengrenzend, hierauf die besten Jahre des Alters; endlich zeigt sich allmälig das gemeinschaftliche Ziel aller Menschen. Wollen wir dies höchst thörichter Weise für eine Klippe halten? Es ist ein Hafen, den wir zuweilen aufsuchen, nie vermeiden müssen. Wer in den ersten Jahren dahin geführt wird, darf sich so wenig beschweren, als wer eine schnelle Seereise machte. Den einen nämlich necken und verspäten, wie Du weißt, schwache Winde und ermüden ihn durch die langweiligste Ruhe; den andern bringt eine anhaltende Kühlung sehr geschwind über. So, denke Dir, gehe es auch uns. Einige führt das Leben mit der größten Schnelligkeit dahin, wohin sie auch zaudernd kommen mußten; andre macht es erst mürb' und gahr! Man braucht es indeß, wie Du weißt, nicht immer zurück zu halten. Denn es ist kein Gut, zu leben; sondern gut zu leben. Der Weise daher lebt, so lange er soll, nicht so lange er kann. Er wird in Betracht ziehen, wo er leben soll, mit wem, wie, was er thun

soll? Er denkt immer daran, wie das Leben beschaffen, nicht wie lang es sey. Begegnet ihm viel Unangenehmes und seine Ruhe störendes; so entläßt er sich: und zwar thut er das nicht bloß im äußersten Nothfall; sondern sobald nur das Schicksal anfängt, ihm verdächtig zu werden, untersucht er sorgsam, ob er etwa auch an demselben Tage zu seyn aufhören soll. Ihm gilt es gleich, ob er ein Ende mache, oder nehme; ob es später, oder früher geschehe. Er ist nicht besorgt, als könnt' er einen großen Verlust leiden. Wo nur Tropfen fallen, da ist nicht viel zu verlieren. Ob man früher, oder später stirbt, daran liegt nichts; ob man gut oder schlecht stirbt, daran liegt etwas. Gut sterben heißt aber der Gefahr entrinnen, schlecht zu leben. Höchst weibisch, meines Erachtens, sagte daher jener Rhodier, (3) der von dem Tyrannen in einen Käfig gesperrt und wie ein wildes Thier gefüttert wurde, als ihm jemand rieth, sich der Speise zu enthalten: „So lange der Mensch lebt, darf er alles hoffen." Gesetzt, das sey wahr; so soll man doch das Leben nicht für jeden Preis kaufen. Manche Vortheile mögen immer groß und gewiß seyn: doch mögt' ich durch kein schimpfliches Gedächtniß meiner Schwäche dazu gelangen. Ich sollte mehr daran denken, daß das Schicksal für den, der lebt, alles thun kann, als daran, daß es gegen den, der zu sterben weiß, nichts thun kann? Zuweilen indeß wird der Weise, auch wenn ihm der gewisse Tod bevorsteht und er weiß, daß ihn die Todesstrafe bestimmt ist, doch zu seiner Hinrichtung nicht die Hände bieten. Es ist Thorheit zu sterben aus Furcht vor dem Sterben. Es wird schon einer kommen, Dich zu tödten. Warte doch! Warum zuvorkommen? Warum wolltest Du ausführen, was eines andern Grausamkeit beschließt? Beneidest Du Deinen Henker, oder schonst Du ihn? Sokrates konnte durch Enthaltung von Speise sein Leben endigen und am Fasten sterben statt an Gift. Dennoch brachte er dreyßig Tage im Kerker und in

der Erwartung des Todes zu — nicht in dem Gedanken, als könne sich noch alles ereignen, oder als gäbe eine so lange Zeit noch vielen Hoffnungen Raum; sondern um sich den Gesetzen zu fügen und seinen Freunden den letzten Rest des Sokrates zu genießen zu geben. Was wäre thörichter gewesen, als den Tod zu verachten und das Gift zu fürchten? Scribonia, diese achtungswürdige Frau, war eine Vatersschwester des Drusus Libo, (4) eines eben so albernen, als vornehmen jungen Mannes, der sich größere Hoffnungen machte, als sich zu einer Zeit irgend jemand, und als er sich zu irgend einer Zeit machen durfte. Als dieser unter einer, wahrlich nicht zahlreichen, Leichenbegleitung (denn alle seine Freunde hatten ihn, nicht als einen Angeklagten, sondern als einen Todten, unbarmherzig verlassen) krank in einer Sänfte aus dem Senate nach Hause gebracht wurde, fing er an, darüber zu berathschlagen, ob er sich den Tod geben, oder ihn erwarten sollte. Da sagte Scribonia: Was für Freude hast Du davon, etwas für andre zu thun? (5) Er folgte ihr nicht,*) er tödtete sich und mit Recht. Denn wer in drey oder vier Tagen nach der Willkühr eines Feindes sterben muß und zu leben fortfährt — der thut etwas für andre. (6) Man kann also über die Frage: ob man den Tod, wenn eine äußere Gewalt ihn ankündigt, sich vorher geben, oder erwarten soll, nicht wohl im Allgemeinen entscheiden; denn es giebt viele Umstände, welche nach der einen, oder anderen Seite hinziehen können. Wenn eine Todesart mit Martern verbunden, die andre einfach und leicht ist, warum sollte man denn nicht diese ergreifen? Wie bey der Wahl eines Schiffes, worauf ich fahren, und eines Hauses, das ich bewohnen will, so werd' ich auch bey der Wahl einer Todesart verfahren; ich werde

---

*) non persuasit illi.

unstreitig die vorziehen, durch welche ich am besten davon komme. Wie übrigens das längste Leben nicht immer das beste ist; so ist immer der längste Tod der schlimmste. Nirgends müssen wir mehr unsrer Seele folgen, als in Rücksicht auf den Tod: sie entferne sich, auf welchem Wege es ihr beliebt. Sie gehe davon, und zerreiße die Bande der Knechtschaft, es sey durchs Schwerdt, oder durch den Strick, oder durch einen, die Adern durchdringenden, Trank. Ueber unsere Lebensart sind wir auch andern, über unsere Todesart nur uns selbst Rechenschaft schuldig. Die uns gefällt, ist die beste. Es ist thöricht, zu denken: „Mancher wird vielleicht sagen: ich habe nicht sehr muthig, mancher, ich habe unbedachtsam gehandelt; mancher, es habe noch eine heldenmäßigere Todesart gegeben.“ Willst Du wohl bedenken, daß hier von einem Vorhaben die Rede ist, wohin der Ruf nicht reicht? Dahin allein siehe, daß Du Dich dem Schicksal so schnell, als möglich entreißest. Uebrigens wird es nicht an Leuten fehlen, welche Deine That selbst (7) mißbilligen. Du wirst sogar Philosophen finden, welche behaupten, man dürfe sein Leben nicht gewaltsam endigen und es sey ein Verbrechen, sein eigner Todtschläger zu werden; man müsse den Hintritt erwarten, den die Natur bestimmt habe. Wer so spricht, sieht nicht ein, daß er der Freyheit den Weg versperrt. Das ewige Gesetz (8) hat nichts wohlthätigeres angeordnet, als daß es uns Einem Eingang in das Leben öffnete, aber viele Ausgänge. Ich sollte die Grausamkeit einer Krankheit, oder eines Menschen erwarten, da ich allen Martern entgehe und alle Widerwärtigkeiten verscheuchen kann? Dies ist das Einzige, warum wir uns nicht über das Leben beklagen können; es hält niemand fest. Es steht gut um die menschlichen Angelegenheiten, da niemand anders, als durch eigne Schuld, unglücklich ist. Gefällt's? — So lebe! — Gefällt's nicht? — So darfst Du wieder hingehen, woher Du gekommen bist.

Um Deine Kopfschmerzen zu lindern, hast Du oft Blut gelassen; um Vollblütigkeit zu heben, läßt man sich die Ader schlagen; es bedarf keiner großen Wunde in der Brust; eine Lanzette öffnet den Weg zu jener erhabenen Freyheit, und nur einen Stich kostet Deine Sicherheit. Was macht uns denn aber so faul und träge? — Niemand denkt daran, daß er diese Behauptung endlich einmal verlassen muß. So fesselt alte Miethsleute Gewohnheit und Vorliebe an einen lange bewohnten Ort, seinen Ungemächlichkeiten zum Trotze. Willst Du Deine Freyheit gegen diesen Körper behaupten? — Bewohne ihn als einer, der bald auswandern wird; stelle Dir vor, daß Du einst diesen Aufenthalt verlassen mußt und Du wirst den unvermeidlichen Abschied stärker ertragen. Aber wie sollten Leute an ihr Ende denken, die keiner Begierde ein Ende machen? Es giebt keinen wichtigeren Gegenstand der Vorbereitung. Auf andre Dinge übt man sich vielleicht überflüssiger Weise. Man hat sich auf die Armuth gefaßt gemacht — und behält seinen Reichthum. Wir waffneten uns zur Verachtung des Schmerzes — und bey der glücklichen Beschaffenheit eines unverletzten und gesunden Körpers wird unsre Seelenstärke nie auf diese Probe gestellt. Wir haben es uns zum Gesetz gemacht, die Sehnsucht nach unsern Verlornen standhaft zu ertragen — und das Schicksal ließ alle, die wir lieben, uns überleben. Der Tag, welcher uns zur Benutzung dieser (9) Vorbereitung nöthigt, wird gewiß kommen.

Glaube auch nicht, bloß große Männer haben Stärke genug gehabt, aus dem menschlichen Sklavenkerker (10) zu brechen. Denke nicht, so etwas könne nur von einem Cato geschehen, der das Leben, welches er vermittelst des Schwerdts nicht entlassen hatte, mit der Hand herauszog. (11) Denn auch Leute vom niedrigsten Stande setzten sich durch eine außerordentliche Anstrengung in Si-

cherheit und rissen, da sie nicht nach Bequemlichkeit sterben und die Werkzeuge ihres Todes nach Willkühr wählen durften, was ihnen in den Wurf kam, an sich, und machten sich durch ihre Kraft aus Dingen, die von Natur unschädlich waren, ihre Waffen. Noch neulich beym Thiergefecht gab ein Germaner, der zu den vormittägigen Spielen bestimmt war, ein natürliches Bedürfniß vor, um sich dahin zu begeben, wohin allein er ohne Wache gehen konnte und stopfte sich das daselbst, zu einem gewissen Gebrauch befindliche, am Ende mit einem Schwamm versehene Hölzchen, so tief in den Schlund, daß er darüber den Geist aufgab. Dies heiß' ich wahrlich dem Tode Hohn bieten! — „Nicht auf eine sehr reinliche und anständige Art!" — Aber was ist alberner, als den Zärtling machen, wenn man sterben soll? O welch' ein muthiger Mann! Wie würdig, ihm die Wahl seines Todes zu lassen! Wie muthig würde er das Schwerdt gebraucht, wie kühn würd' er sich in die Tiefe des Meeres, oder von der Höhe eines schroffen Felsens herabgestürzt haben! Von Allem verlassen, entdeckte er gleichwohl, wie er den Tod sich schuldig wäre und die Waffe, ihn sich zu geben, zum Beweise, daß uns vom Sterben nichts abhält, als — der Wille. Ein jeder urtheile über die That des wackern Mannes, wie es ihm gut däucht, wenn nur dies feststeht: daß der unsauberste Tod besser ist, als die reinlichste Knechtschaft. Ich fahre, da ich einmal angefangen, fort, Beyspiele aus dem niedrigsten Stande anzuführen. Denn jeder wird sich selbst so viel mehr zumuthen, wenn er sieht, daß auch die verachtetsten Menschen den Tod verachten können. Die Catonen, Scipionen und andre, deren Namen wir nur mit Bewunderung zu hören uns gewöhnt haben, scheinen uns für unsre Nachahmung zu hoch zu stehen; ich werde jetzt zeigen, daß der Schauplatz der Thiergefechte eben so viele Beyspiele edler Todesverachtung aufzuweisen hat, als die Bürgerkriege in ihren Feldherren. Als neulich einer,

von

von Wachen umgeben, zum Vormittags-Schauspiel gefahren ward, nickte er, als wenn er schläfrig wäre, mit dem Kopfe, ließ diesen so tief herabsinken, daß er ihn zwischen die Speichen des Rades brachte, und erhielt sich so lange auf seinem Sitze, bis er vermittelst der Umdrehung des Rades das Genick brach. Auf demselben Wagen, der ihn zur Hinrichtung bringen sollte, entging er der Hinrichtung. Nichts hält den auf, der ausbrechen und davon gehn will. Die Natur bewacht uns im Freyen. Wem es die Umstände erlauben, der sehe sich nach einem sanften Ausgange um. Wer mehrere Mittel, sich zu retten, zur Hand hat, der stelle eine Wahl an und untersuche, durch welches derselben er sich vor andern befreyen möge. Wem die Gelegenheit nicht günstig ist, der ergreife die erste, als die beste, sey sie auch neu und unerhört. Wer den Muth hat, zu sterben, wird auch Kopf genug dazu haben. (12) Du siehst, wie auch die niedrigsten Sklaven, wenn ein peinliches Gefühl sie spornt, aufgereitzt werden und die aufmerksamsten Wächter täuschen. Der ist ein großer Mann, welcher sich nicht bloß den Tod geheut; sondern auch die Art desselben erfindet. Ich habe Dir mehrere Beyspiele vom Schauplatz versprochen. Beym zweyten Seegefecht (13) durchbohrte sich ein Barbar mit der Lanze, welche er zum Kampfe erhalten hatte, die eigne Brust. „Warum, dachte er, entgeh' ich nicht auf der Stelle jeder Marter, jeder Verhöhnung? Warum erwart' ich den Tod bewaffnet?" Dies Schauspiel war um so schöner, je besser es ist, sterben, als tödten zu lernen. Wie aber! Einen Muth, den Verruchte und Verbrecher haben, sollen die nicht haben, welche eine lange Vorbereitung und die Lehrerin alles Guten, die Vernunft, für solche Fälle ausrüstete? Diese lehrt uns, daß der Tod viele Zugänge, aber Ein Ziel hat, daß es aber keinen Unterschied macht, wo etwas anfängt, das gewiß kommt. Dieselbe Vernunft räth Dir, wenn Du kannst,

ohne Schmerz zu sterben: wenn Du das aber nicht kannst; so mach' es, wie Du kannst, und ergreife, was Dir vorkommt, um Dir Gewalt anzuthun. Es ist unrecht, vom Raube zu leben, aber gar schön, vom Raube zu sterben, (den Tod zu rauben).

Ein und siebzigster Brief.

Die Kunst, sich selbst zu rathen. Vom höchsten Gute.

Du fragst mich oft über einzelne Gegenstände um Rath, ohne zu bedenken, daß ein weites Meer uns trennt. Da nun bey einem Rathe viel auf die Zeit ankommt; so muß es sich zuweilen treffen, daß meine Meynung über manche Dinge erst dann bey Dir eintrifft, wenn schon eine entgegengesetzte den Vorzug verdient. Rathschläge sollen den Umständen angemessen seyn; die Umstände aber ändern, ja kehren sich gänzlich um. Ein Rath muß also dem Tage gleichsam zuwachsen, und auch dann kommt er schon zu spät; unter den Händen, wie man sagt, unter den Händen muß er entstehen. Wie man ihn aber finde, will ich Dir zeigen. So oft Du wissen willst, ob Du etwas meiden, oder suchen sollst, nimm auf das höchste Gut und den Zweck des ganzen Lebens Rücksicht. Diesem nämlich muß alles, was wir thun, gemäß seyn. Der wird das Einzelne nicht gehörig ordnen, welcher nicht seinen Lebensplan im Ganzen vor Augen hat. Niemand, habe er auch immer die Farben bereit, wird einen Gegenstand treffen, wenn er nicht darüber mit sich einig ist, was er malen

will. Wir fehlen also, wenn wir alle über die Theile des Lebens Ueberlegungen anstellen, aber niemand über das Ganze Ueberlegungen anstellt. Man muß wissen, wornach man zielt, wenn man einen Pfeil abschießen will, und dann die Hand brauchen, um das Geschoß in gehöriger Richtung und mit der nöthigen Stärke abzudrücken. Unsre Rathschläge treffen nicht zu, weil sie auf kein bestimmtes Ziel gerichtet sind. Wer nicht weiß, welchem Hafen er zusteuern will, hat nie günstigen Wind. Der Zufall muß auf unser Leben großen Einfluß haben, weil wir unser Leben dem Zufalle überlassen. Einige haben gar das Schicksal, zuweilen nicht zu wissen, was sie wissen. Wie wir oftmals Leute suchen, die neben uns stehen; so bleibt uns auch häufig, so nahe er uns auch steht, der Zweck des höchsten Gutes unbekannt. Um einzusehen, was dieses höchste Gut sey, bedarf es weder vieler Worte, noch einer langen Reihe von Schlüssen; man braucht nur, daß ich so sage, mit dem Finger darauf hinzuweisen, ohne sich weitläuftig auszubreiten. Denn wozu ist es nöthig, es in Theilchen zu zerlegen, da man nur sagen darf: das höchste Gut ist die Tugend; und, was noch bewundernswürdiger ist: Das Einzige Gut ist die Tugend; die übrigen sind falsche und unächte Güter. Wenn Du Dich hiervon überzeugst und die Tugend innigst liebst (denn bloß: liebst — wäre zu wenig gesagt); so wirst Du alles, was Dich durch sie trifft, wie auch andre es ansehen, für Dich erwünscht und glücklich seyn; selbst gefoltert zu werden, wenn Du nur furchtloser daliegst, als Dein Peiniger ist, und krank zu seyn, wenn Du nur dem Schicksal nicht fluchst, wenn Du nur der Krankheit nichts nachgiebst. Alles endlich, was andern Uebel scheint, wird für Dich milder, ja zum Gute werden, wenn Du darüber hervorragst. Ist es außer Zweifel, nichts sey gut, als die Tugend; so werden alle Ungemächlichkeiten, welche nur die Tugend adelt, mit Recht Güter genannt

werden können. — Manchen kommt es vor, als versprächen wir mehr, als die menschliche Natur trägt. Sie haben nicht unrecht, denn sie berücksichtigen den Körper. Sie sollten auf die Seele zurückgehn, so würden sie schon den Menschen nach Gott messen. (1) Erhebe Dich, bester Lucil, und gieb die grammatischen Lehrstunden bey jenen Philosophen auf, welche den erhabensten Gegenstand zur Sylbenstecherey herabziehen, welche durch ihre Kleinigkeitskrämerey den Geist niederbeugen und abnutzen; so wirst Du jenen großen Erfindern, (2) nicht diesen Lehrern ähnlich werden, welche mehr dafür sorgen, daß die Philosophie schwer, als groß scheine. Sokrates, welcher die ganze Philosophie auf Moral zurückführte, behauptete ebenfalls, die höchste Weisheit sey: Gutes und Böses unterscheiden! Solchen Männern folge, wenn mein Rath etwas bey Dir gilt, damit Du glückselig seyst, und laß Dich immer von diesem, oder jenem für einen Thoren halten. Wer Lust hat, mag Dich verhöhnen und beleidigen; Du wirst dennoch nichts leiden, weicht nur die Tugend nicht von Dir. Willst Du, sagt er, (3) glückselig, willst Du ein wahrhaft rechtschaffener Mann seyn; so laß es geschehen, daß Dich dieser oder jener verachte. Das wird keiner können, als wer alle Güter gleich achtet, weil es kein Gut giebt, ohne Tugend und die Tugend in allen gleich ist. — Wie aber? macht es denn keinen Unterschied, ob Cato die Prätur erhält, oder durchfällt? (4) Macht es keinen Unterschied, ob Cato in der phorsalischen Schlacht siegt, oder besiegt wird? War das Gut, vermöge dessen er, nachdem seine Partey besiegt war, unbesiegbar blieb, dem gleich, vermöge dessen er siegreich in sein Vaterland hätte zurückkehren und den Frieden herstellen können? — Warum nicht? Denn durch dieselbe Tugend wird ein widriges Geschick besiegt und ein günstiges geregelt. Die Tugend aber kann nicht größer und nicht kleiner werden. Sie hat nur Eine Größe. Aber Cn. Pom-

pejus wird sein Heer verlieren; aber jene köstlichste Zierde der Republik, die Angesehensten und das Vodertreffen der Partey des Pompejus, der Senat unter den Waffen wird in Einem Treffen gänzlich geschlagen, und die Trümmer eines so großen Reichs werden über den ganzen Erdboden zerstreut werden. Ein Theil davon wird in Aegypten, ein andrer in Afrika, ein andrer in Spanien fallen. Nicht einmal so gut wird's der armen Republik werden, daß sie auf einmal dahinstürze. — Mag das alles geschehen; mag dem Juba (5) in seinem Reiche weder seine Ortskenntniß, noch die ausharrendste Tapferkeit seiner Landsleute für ihren König helfen; mag auch die Treue der Uticenser, durch Unfälle erschüttert, weichen und dem Scipio in Afrika das Glück seines Namens (6) verlassen; es ist längst dafür gesorgt, daß Cato ungefährdet bleibe! — „Er ward aber doch besiegt!" — Sieh' auch dies an, als wär' er bey einer Wahl durchgefallen. Cato wird es mit gleicher Hochherzigkeit ertragen, daß ihm etwas den Weg zum Siege, als zur Prätur vertreten habe. An dem Tage, da er bey der Prätorwahl durchfiel, spielte er; (7) in der Nacht, da er sterben wollte, las er. (8) Es galt ihm gleich viel, die Prätur, oder das Leben zu verlieren. Er hatte sich's zum Grundsatze gemacht, alles zu erdulden, was sich begeben mögte. Warum sollte er nicht die Umwandlung der Republik mit Muth und Gelassenheit ertragen? Denn was ist vor der Gefahr einer Umwandlung gesichert? Weder Erde, noch Himmel, noch dieses, alle Dinge in ihrer Verbindung befassende, Weltgebäude, obgleich von der wirksamen Gottheit geleitet, wird immer diese Ordnung beobachten; sondern irgend ein Tag wird es aus dieser Bahn werfen. Alles hat seine bestimmten Zeiten: es entsteht, nimmt zu, vergeht. Die Körper, welche über unsern Häuptern sich bewegen, und der, auf welchem wir, als auf einem festen Grunde stehen und fußen, wird zerstückelt werden und aufhören. Alles hat sein

Alter. In ungleichen Zeiträumen leitet die Natur alles zu Einem Ziele. Was irgend ist, wird einst nicht seyn, aber nicht vergehen, sondern aufgelöset werden. Uns heißt: aufgelöst werden, so viel, als vergehen. Denn wir sehen nur auf das, was uns am nächsten liegt; weiter hinaus schaut unser stumpfer, dem Körper fröhnender Geist nicht. Er würde sein und der Seinigen Ende muthvoller ertragen, wenn er hoffte, daß alles in solchem Wechsel zum Leben und Sterben kommen, daß das Zusammengesetzte werde aufgelöst, das Aufgelöste zusammengesetzt werden, daß in diesem Werke die ewige Kunst des allregierenden Gottes walte. So wird Cato, wenn er sich die Zukunft vorstellt, sagen: Das ganze Menschengeschlecht, das jetztlebende, wie das zukünftige, ist zum Tode verurtheilt. Alle die Städte, welche irgendwo die höchste Macht behaupten, oder die schönste Zierde andrer Reiche ausmachen, werden auf mancherley Weise verschwinden und man wird nach der Stelle fragen, wo sie gestanden. Einige wird der Krieg verwüsten, andre wird die Trägheit und durch langen Frieden erzeugte Unthätigkeit, und die Ueppigkeit für große Macht verderbliche aufreiben. Alle diese fruchtbaren Fluren wird entweder eine plötzliche Ueberschwemmung des Meeres verhüllen; oder ein unerwarteter Erdfall in den Abgrund versenken. Warum also sollte es mich unmuthig oder traurig machen, wenn ich einige Augenblicke früher, als alles Uebrige, zu Grunde gehe? Ein großer Geist gehorche der Gottheit, und ertrage ohne Weigerung, was das allgemeine Gesetz der Natur gebeut. Entweder wird er zu einem besseren Leben entlassen, um glänzender und ruhiger unter den göttlichen Wesen (9) fortzudauern, oder wenigstens wird er von allem Ungemach frey bleiben, mit seiner Natur wieder vermischt werden und in das Ganze zurückkehren. (10) Cato's tugendhaftes Leben ist also kein größeres Gut für ihn, als sein tugendhafter Tod, weil die Tugend keine

Grade hat. Sokrates sagte: Wahrheit und Tugend sey dasselbe; die Tugend ist so wenig, als jene eines Zuwachses fähig; sie ist vollzählig und ganz. Du darfst Dich also nicht wundern, daß die Güter gleich sind, sowohl diejenigen, welche man absichtlich wählt, als diejenigen, welche unverhoffte Umstände herbeyführen. Denn wenn Du eine solche Ungleichheit annimmst, daß Du eine muthvolle Ertragung der Folter zu den kleinern Gütern rechnest; so wirst Du sie auch zu den Uebeln rechnen; und sage, Sokrates im Kerker sey unglücklich; Cato sey unglücklich, wenn er seine Wunden mit größerer Herzhaftigkeit aufreißt, als er sie gemacht hatte, und beklagenswürdiger, als alle, sey Regulus, wenn er für seine, selbst dem Feinde gehaltenes Wort büßt. Aber das hat selbst keiner der größten Weichlinge zu sagen gewagt. Sie behaupten zwar, er sey nicht glückselig, aber sie behaupten auch, er sey nicht unglückselig. Die alten Akademiker gestehen zwar, man könne unter solchen Martern glückselig seyn, aber nicht vollkommen, nicht ganz. Dies kann auf keine Weise angenommen werden. Wer nicht glückselig ist, besitzt das höchste Gut nicht. Das höchste Gut hat keinen Grad über sich, wenn anders Tugend damit verbunden ist, wenn keine Widerwärtigkeiten diese verringern, wenn sie auch bey verstümmeltem Körper unversehrt bleibt. Das bleibt sie aber. Denn ich meyne jene herzhafte und hohe Tugend, welche durch Angriffe nur angefeuert wird. Diese Begeisterung, welche oft über wohlgeartete Jünglinge kommt, wenn die Schönheit irgend eines tugendhaften Gegenstandes sie dergestalt rührt, daß sie alles, was vom Schicksal abhängt, verachten, wird unfehlbar die Weisheit einflößen und mittheilen; sie wird zu der Ueberzeugung leiten: die Tugend sey das einzige Gut, sie sey keiner Zunahme und keiner Abnahme fähig, so wenig das Richtscheid gebogen werden kann, ohne der Geradheit Eintrag zu thun. Dasselbe nun können wir von der Tugend sagen. Auch sie

ist gerade, keiner Biegung, keiner andern Richtung fähig; sie kann nicht höher steigen. Sie urtheilt über alles, über sie nichts. Wenn sie selbst nicht gerader werden kann, so kann auch keine ihrer Wirkungen grader seyn, als die andre. Diese müssen jener entsprechen; folglich sind sie gleich. — Wie, sagst Du, einem Gastmahle beywohnen und sich foltern lassen, ist das gleich? — Darüber wunderst Du Dich? Ueber das Folgende wirst Du Dich noch mehr wundern. Einem Gastmahle beyzuwohnen ist ein Uebel, auf der Folter gemartert werden, ein Gut, wenn man im ersten Falle lasterhaft, im andern tugendhaft sich beträgt. Nicht der Stoff den wir, sondern die Tugend, womit wir ihn behandeln, macht das eine gut, das andre böse. Alles, worin diese sich zeigt, hat gleiche Größe, gleichen Werth. Hier erhebt nun, wer jedermanns Sinn nach dem seinigen beurtheilt, die Hand wider mich, weil ich behaupte: die Güter dessen, der ein widriges Schicksal standhaft erträgt, und dessen, der ein günstiges richtig schätzt, seyn gleich; weil ich behaupte, die Güter dessen, der triumphirt, und dessen, der, mit unbezwungenem Geiste, vor dem Wagen des ersten hergeführt wird, seyn gleich. Denn man hält für unmöglich, was man selbst nicht thun kann; man urtheilt von der Tugend nach seiner eigenen Ohnmacht. Was wunderst Du Dich, wenn man es vorzieht, ja zuweilen ein Vergnügen darin findet, gebrannt, verwundet, getödtet, gefesselt zu werden? Dem Schwelger ist Mäßigkeit Buße, dem Faulen Arbeit Todesstrafe, dem Leckermaul Enthaltsamkeit Elend, dem Ungebildeten ist Thätigkeit, dem Trägen Anstrengung eine Marter. Eben so halten wir das, wozu wir alle zu schwach sind, für hart und unerträglich, vergessend, für wie viele es Marter sey, Wein zu entbehren, oder mit Tagesanbruch geweckt zu werden. Dergleichen ist von Natur nicht schwer, aber wir sind schlaff und entnervt. Mit großem Geiste muß über große Gegenstände geurtheilt

werden; widrigenfalls legen wir unsre Fehler diesem bey. So erscheint der geradeste Gegenstand, ins Wasser gesteckt, krumm und eingebrochen. — Es kommt nicht bloß darauf an, was, sondern wie man sieht. Unser Geist sieht, um die Wahrheit zu durchschauen, nicht klar genug. Gieb mir einen unverdorbenen Jüngling von kräftigem Geiste — er wird sagen, er halte den für den glücklichern, welcher jede Bürde widriger Schicksale auf unbiegsamern Nacken trägt, der über das Schicksal hervorragt. Es ist kein Wunder, nicht erschüttert zu werden, wenn alles ruhig ist; denn wundre Dich, wenn einer sich da erhebt, wo alle niedergedrückt werden, da steht, wo alle darnieder liegen. Was ist in Martern, was ist in den andern sogenannten Widerwärtigkeiten Uebels? Dies, meyn' ich, wenn der Muth sinkt, gebeugt wird und unterliegt, von welchem allen dem Weisen nichts widerfahren kann. Er steht aufrecht unter jeder Last; nichts macht ihn kleiner, nichts von dem, was er zu tragen hat, mißfällt ihm. Er beschwert sich nicht, daß ihn getroffen, was irgend den Menschen treffen kann. Er kennt seine Kräfte; er weiß, daß er der Last gewachsen ist. Ich rücke den Weisen nicht aus der Zahl der Menschen, noch sprech' ich ihn, wie einen Fels, der keines Gefühls fähig ist, von allen Schmerzen frey. Ich vergesse nicht, daß er aus zwey Theilen besteht. Der eine ist vernunftlos: dieser wird angegriffen, gebrannt, leidet Schmerz; der andre ist vernünftig; dieser ist unerschütterlich in seinen Grundsätzen, ist unerschrocken und unbezwinglich. Dieser ist der Sitz jenes höchsten Gutes des Menschen. So lange dieses nicht vollständig ist, schwankt das Gemüth unstät hin und her: wird es vollendet; so steht auch dieses unbeweglich fest. Der Anfänger also, der noch dem Höchsten entgegengeht und sich der Tugend erst befleißiget, wird, wenn er sich auch dem vollkommenen Gute nähert, ohne jedoch schon die letzte Hand daran gelegt zu haben, zuweilen einhalten, und in der Anstren-

gung seines Geistes etwas nachlassen; denn noch hat er nicht alle unsichere Stellen überschritten, noch befindet er sich auf schlüpfrigem Boden. Der Glückselige aber, der Mann von vollendeter Tugend ist dann am zufriedensten mit sich, wenn er sich am muthigsten erprobt hat, und was andern furchtbar ist, erträgt er nicht nur, wenn es der Preis irgend einer sittlichen Obliegenheit ist; sondern umfaßt es mit Liebe und will viel lieber Gut, als Glücklich heißen. Ich komme nun dahin, wohin Deine Erwartung mich ruft. Damit unsre Tugend nicht über die Grenzen der Natur hinauszuschweifen scheine; so wird der Weise zittern, Schmerz empfinden, erblassen; denn das alles sind körperliche Gefühle. Wo ist nun der Ursprung der Unglückseligkeit? wo jenes wahre Uebel? Es tritt dann ein, wenn jene Zufälle die Seele niederbeugen, wenn sie zum Geständniß der Unterwürfigkeit sie bringen, wenn sie machen, daß sie sich selbst leid wird. Was den Weisen betrifft; so besiegt er durch Tugend das Schicksal. — „Aber viele, die sich der Weisheit gewidmet hatten, ließen sich zuweilen durch die leichtesten Drohungen in Schrecken setzen!“ — Hier liegt der Fehler an uns, die wir, was von dem Weisen gesagt wird, auch von dem Anfänger fordern. Ich empfehle mir noch die Grundsätze, die ich preise, aber noch hab' ich sie mir nicht eingeflößt: und hätt' ich sie mir auch eingeflößt; so würd' ich sie doch noch nicht dergestalt zur Hand haben, oder so geübt in der Anwendung derselben seyn, daß sie sich mir bey allen Vorfällen sogleich darböten. Gleichwie die Wolle einige Farben auf einmal annimmt, andre nur dann einsaugt, wenn sie wiederholt darin eingeweicht und gekocht wird; so giebt es Wissenschaften, welche den Schüler sofort, wie er sie gefaßt hat, in den Stand setzen, das Erforderliche zu leisten; dagegen diese (11) nichts von allem, was sie versprach, leistet, wenn sie nicht tief eindringt und lange haftet, wenn sie die Seele nicht durchdringt, anstatt ihr

bloß einen Anstrich zu geben. Es läßt sich geschwind und mit wenigen Worten lehren, die Tugend sey das einzige Gut, es gebe wenigstens keines ohne Tugend, und die Tugend habe ihren Sitz in unserm besseren, d. i. in dem vernünftigen Theile. Worin wird nun diese Tugend bestehn? In einem richtigen und unveränderlichen Urtheil. Denn von diesem hängen die Regungen des Gemüths ab, dieses verbreitet über alles, was diese Regungen hervorbringt, Licht. Diesem Urtheil wird es gemäß seyn, alles, was mit der Tugend in Berührung steht, theils für gut, theils für unter einander gleich zu erklären. Körperliche Güter hingegen sind zwar für Körper gut, aber nicht gut überhaupt. Diese können wohl eine Art von Werth, aber keine Würde haben; große Zwischenräume werden sie von einander trennen, einige werden größer, andre kleiner seyn. Auch können wir nicht umhin, zu gestehen, daß sich selbst unter den Verehrern der Weisheit große Unterschiede finden. Der Eine ist schon so weit fortgeschritten, daß er es wagt, die Augen gegen das Schicksal aufzuschlagen, aber nicht anhaltend; denn geblendet von zu hellem Glanze schlägt er sie nieder; der andre ist so weit, daß er sich mit offenem Gesichte mit demselben einläßt; ist er erst bis zur höchsten Stufe gekommen; so ist er auch voll Selbstvertrauen. Das Unvollkommene muß nothwendig wanken und bald versagen, bald straucheln, bald niederfallen. Das aber wird geschehen, wenn es sich nicht beharrlich zum Fortgehn anstrengt. Wer in seinen Bemühungen und einem treuen Streben nachläßt, muß zurückgehn. Niemand findet seine Fortschritte da, wo er sie gelassen hatte. (12) Laß uns also vordringen und beharrlich fortfahren! Es ist uns mehr Arbeit übrig, als wir vor uns gebracht haben; aber man ist schon bedeutend weiter gekommen, wenn man weiter kommen will. Dessen bin ich mir bewußt: ich will es, und will's von ganzer Seele. Auch Dich seh' ich voll

Verlangen und mit hoher Begeisterung dem Schönsten zueilen. Ja, wir wollen eilen. So erst wird uns das Leben Wohlthat seyn: im Gegentheil ist es ein träges und dazu schimpfliches Verweilen unter Schändlichkeiten. Dahin wollen wir streben, daß alle Zeit unser sey; das wird aber nicht der Fall seyn, wenn wir nicht vorher selbst unser eigen geworden sind. Wann werden wir es so weit bringen, Glück und Unglück zu verachten? Wann werden wir es so weit bringen, daß wir alle Affecten unterdrücken und unsrer Willkühr unterwerfen und ausrufen: Ich habe gesiegt! Ueber wen ich gesiegt habe, fragst Du? Nicht über die Perser, noch über die entferntesten Meder, noch über ein andres, vielleicht noch weiter als die Daher (13) entferntes kriegerisches Volk; sondern über den Geitz, über die Ehrsucht, über die Todesfurcht, welche die Völkerbesieger selbst besiegt hat.

Zwey und siebzigster Brief.

Das Studium der Weisheit leidet keinen Aufschub. Drey Arten von Weisen.

Das, wornach Du fragst, hab' ich recht gut gewußt, wenn ich mich nur besinnen könnte; aber ich habe seit langer Zeit mein Gedächtniß nicht geübt; daher ist es mir nicht leicht folgsam. Es geht mir, wie ich merke, wie Büchern, welche von langem Liegen zusammenkleben. Man muß die Seele gleichsam aufrollen (1) und alles, was bey ihr niedergelegt ist, von Zeit zu Zeit aufrütteln, damit es erforderlichen Falls zur Hand sey. Laß uns also diesen Punkt für jetzt aussetzen, denn er erfordert viel Mühe,

viel Sorgfalt. So bald ich länger an einem Orte verweilen zu können hoffen darf, will ich ihn zur Hand nehmen. Manches kann man allenfalls im Tragsessel schreiben; manches erfordert das Ruhbett, Muße und Einsamkeit. Doch etwas muß auch in diesen geschäftvollen Tagen, ja in jedem Augenblick geschehen. Denn ein Geschäft wird stets dem andern folgen. Wir säen sie, daher gehen aus einem mehrere hervor. Dann verstatten wir uns auch selbst Fristen. — „Wenn ich dies fertig haben werde, heißt es, so will ich mich mit ganzer Seele drauf legen, wenn ich diese lästige Angelegenheit beseitiget haben werde; so will ich mich dem Studiren widmen." (2) — Um zu philosophiren muß man nicht warten, bis man nichts mehr zu thun hat; man muß alles hintansetzen, um sich damit zu beschäftigen. Dazu ist selbst von dem ersten Knabenalter bis zu den äußersten Grenzen des menschlichen Lebens nie Zeit genug. Es macht nicht viel Unterschied, ob man die Philosophie gar nicht, oder unterbrochen studiert. Denn man bleibt darin nicht stehen, wo man abbrach; sondern muß von vorn wieder anfangen, so bald man aufhört, weiter zu gehn, elastischen Körpern ähnlich, welche, wenn sie nicht länger angespannt werden, in ihre vorige Lage zurückspringen. Man muß sich der Geschäfte erwehren, und sie nicht erweitern; sondern beseitigen. Zwar ist keine Zeit für ein heilsames Studium unpassend; aber viele studiren auch unter solchen Umständen nicht, um derer willen sie studiren sollten; es wird immer etwas vorfallen, das sie abhält. Nicht so freylich denjenigen, dessen Gemüth bey jedem Geschäft fröhlich und munter ist. Die Fröhlichkeit der Unvollkommenen leidet noch Unterbrechungen; die Freude des Weisen bildet ein Gewebe, worin kein Umstand, kein Schicksal einen Riß macht; sie bleibt stets und überall ungestört. Denn sie hängt von nichts Aeußerem ab und hofft weder auf des Schicksals, noch auf eines Menschen Gunst. Diese Glück-

seligkeit ist einheimisch. Sie würde aus der Seele herausgehen, wenn sie hineinginge; sie wird in ihr erzeugt. Zuweilen kommt wohl ein äußerer Umstand dazwischen, der den Weisen an seine Sterblichkeit erinnert; aber nur leicht, und so, daß er gleichsam nur die äußerste Haut ritzt. Ein Unfall, sag' ich, kann ihn bloß anwehen; sein größtes Gut steht fest.*) Ja, nur äußerlich treffen ihn kleine Ungemächlichkeiten, wie sich zuweilen an einem dauerhaften und festen Körper gewisse Ausschläge, Bläschen und kleine Schwären zeigen; im Innern ist kein Fehler. Der Mann von vollkommener Weisheit und der Fortschreitende unterscheiden sich, sag' ich, eben so, wie ein Gesunder und einer, der sich von einer schweren und langwierigen Krankheit erholt, dem ein schwächerer Fieberanfall statt der Gesundheit gilt, und der, wenn er sich nicht in Acht nimmt, zuweilen schlechter wird, und Rückfälle bekommt. Der Weise ist vor allem Rückfall in alte, wie vor dem Einfall in neue Krankheiten gesichert. Die Gesundheit des Körpers dauert eine Zeitlang; stellt auch der Arzt sie wieder her, so verbürgt er sie doch nicht. Er wird oft zu dem gerufen, dem er geholfen hatte; die Seele wird auf einmal ganz geheilt. Ich will Dir sagen, woran man sehen kann, ob sie gesund sey; wenn sie mit sich selbst zufrieden ist, sich selbst vertraut, wenn sie weiß, daß alles, was Sterbliche wünschen, alle ertheilte und erbetene Wohlthaten in Beziehung auf Glückseligkeit kein Gewicht haben. Denn was eines Zuwachses fähig ist, ist unvollkommen, was eines Abganges fähig ist, ist nicht unvergänglich. Wessen Fröhlichkeit immerdauernd ist, der freut sich des Seinigen. Alles aber, wornach der große Haufe giert, zerrinnt nach allen Seiten; das Schicksal verleyht kein Eigenthum. (3) Aber auch diese Gaben des Glücks ergötzen, wenn die Ver-

---

*) maximum ejus illud bonum eſt firum.

nunft den Gebrauch derselben anordnet und regelt. Sie ist's, die auch äußeren Gegenständen einen Werth giebt, deren unmäßiger Gebrauch keine Freude gewährt. Attalus pflegte folgendes Bild zu gebrauchen: Hast Du wohl einen Hund gesehen, der die, von seinem Herrn ihm zugeworfenen Stücken Brodt oder Fleisch mit offenem Rachen auffing? Was er erhascht, verschlingt er sogleich zu ganzen Stücken und giert, immerfort noch mehr erwartend. So geht es uns. Was das Schicksal uns Harrenden zuwirft, das verschlucken wir ohne das mindeste Vergnügen, und richten uns sogleich wieder in die Höhe eines neuen Raubes wartend. Dies begegnet dem Weisen nicht: er ist gesättigt; fällt ihm etwas zu, so nimmt er es furchtlos an und legt es zurück. Er genießt einer großen, beständigen, ihm ganz eigenen Fröhlichkeit. Mancher hat viel guten Willen, er hat einige Fortschritte gemacht, aber ihm fehlt noch viel an der höchsten Vollkommenheit. Ein solcher steigt und sinkt wechselsweise, und wird bald zum Himmel emporgehoben, bald zur Erde hinabgeworfen. Thoren und Ungebildete fallen ohne Aufhören; sie stürzen in jenes leere, grenzenlose Chaos der Epikureer hinab. Eine dritte Classe begreift diejenigen, welche sich der Weisheit nähern, die sie zwar noch nicht berühren, aber doch vor Augen und, daß ich so sage, im Bereich haben. Diese werden nicht erschüttert; sie gleiten nicht einmal aus; sie sind noch nicht am Lande, aber schon im Hafen. Da nun zwischen den ersten und letzten ein so großer Unterschied ist, da große Vortheile auch den Mittlern begleiten, wie die drohendste Gefahr, zum Schlechteren wieder herabzusinken, sie begleitet; so dürfen wir den Geschäften nicht zu viel einräumen. Wir müssen sie nicht zulassen. Sind sie einmal hereingekommen; so bringen sie immer andre an ihre Stelle. Ihrem Beginn müssen wir wehren; besser, sie fangen gar nicht an, als hören wieder auf.

Drey und siebzigster Brief.

Der Weise ein guter Unterthan.

Diejenigen scheinen mir nicht Recht zu haben, welche die treuen Anhänger der Philosophie für widerspenstige und aufrührerische Menschen und für Verächter der Obrigkeiten und Könige, und derer, welche sonst öffentlichen Aemtern vorstehn, halten. Denn im Gegentheil ist diesen niemand dankbarer, als sie, und das nicht ohne Grund, da sie niemanden mehr nutzen, als denen, welche einer ruhigen Muße genießen dürfen. Diejenigen also, denen die öffentliche Sicherheit einen angemessenen Weg zu dem Ziele eines tugendhaften Lebens bahnt, müssen nothwendig den Urheber dieses Gutes als einen Vater verehren, und gewiß viel mehr, als jene Unruhigen, die im Gewirr der Geschäfte leben, welche den Großen viel schuldig sind, aber sie auch oft für ihre Schuldner halten, denen keine Freygebigkeit je so volle Genüge leisten kann, daß ihre Gierigkeit, die zunimmt, indem sie befriedigt wird, gesättigt würde. Wer an's Empfangen denkt, der hat das Empfangene vergessen und das Schlimmste bey der Gierigkeit ist ihre Undankbarkeit. Setze hinzu, daß alle, welche in öffentlichen Aemtern stehen, nicht darauf sehen, wen sie übertreffen; sondern von wem sie übertroffen werden. Es ist ihnen nicht so sehr lieb, viele hinter sich, als unangenehm, jemand vor sich zu sehen. Dies ist ein Fehler jeder Art von Ehrsucht: sie sieht nicht zurück. Und nicht bloß die Ehrsucht ist unstät; sondern jede Begierde, weil sie immer vom Ende anfängt. Aber jener rechtschaffene und schuldlose Mann, welcher Curie und Forum und alle Staatsgeschäfte verließ, um sich in der Stille höhern Angelegenheiten zu widmen, hält diejenigen werth, durch

die

die er dieses ohne Gefahr thun kann; er allein ist ihnen ohne Eigennutz dankbar und erkennt sich ihnen ohne ihr Wissen für eine große Wohlthat verpflichtet. Wie er seine Lehrer, denen er es verdankt, sich aus jenem unwegsamen Gebiete (1) herausgefunden zu haben, verehrt und hochachtet; so auch diejenigen, unter deren Schutze er seine edle Kunst treibt. — „Aber der König schützt auch andre durch seine Macht." — Wer leugnet das? — Aber wie von mehreren, welche dasselbe stille Wetter hatten, derjenige, dem Neptun größern Dank schuldig zu seyn glaubt, welcher die mehrsten und kostbarsten Sachen über das Meer brachte, und der Kaufmann mit feurigerem Dank seine Gelübde bezahlt, als der Fährmann und unter den Kaufleuten selbst derjenige lebhaftern Dank empfindet, welcher Specereyen, Purpur und Waaren, die mit Geld aufgewogen werden müssen, führte, als derjenige, welcher allerley Dinge ohne Werth, die als Ballast dienen sollten, angeschleppt hatte; so macht auch die Wohlthat dieses Friedens, (2) der allen zu Statten kommt, einen größeren Eindruck auf diejenigen, welche denselben gut anwenden; denn für viele, die in Aemtern stehen, ist der Friede mühvoller, als der Krieg. Oder denkst Du, daß diejenigen, welche der Trunkenheit und der Wollust, oder andern Lastern, denen man selbst durch Krieg wehren sollte, den Frieden widmen, dafür eben soviel Dank schuldig zu seyn glauben, als der Weise, wenn Du nicht etwa diesen für so unbillig hältst, daß er für gemeinschaftliche Wohlthaten für seine Person keinen Dank schuldig zu seyn glaubte. Der Sonne und dem Monde verdank' ich sehr viel, und sie gehn nicht mir allein auf. Dem Jahre und dem Gott, der es regiert, bin ich persönlich verpflichtet, obgleich es keinesweges mir zu Ehren in seine Zeiten vertheilt ist. Die thörichte Habsucht der Sterblichen macht zwischen Besitz und Eigenthum einen Unterschied und sieht nichts für das Ihrige an, woran viele Theil haben. Der Weise hingegen

achtet nichts mehr für sein, als was er mit dem menschlichen Geschlechte theilt. Denn dergleichen Dinge wären nicht gemeinschaftlich, wenn nicht jedem einzelnen ein Theil davon zukäme. Man wird zum Mitgenossen, wenn man auch in noch so geringem Verhältniß an etwas Gemeinschaftlichem Theil nimmt. Setze nun noch hinzu, daß die großen und wahren Güter nicht so getheilt werden, daß nur ein kleiner Theil auf die einzelnen fällt; sie kommen einem jeden ganz zu statten. Bey einer Oel- und Weinspende (3) trägt jeder nur so viel davon, als auf den Mann zugesagt war; bey einem Spendemahle, bey einer Fleischspende und andern Austheilungen der Art geht alles in Theile; aber diese untheilbaren Güter, Friede und Freyheit, gehören Allen, wie Einzelnen ganz. Der Weise nur bedenkt, durch wen ihm der Gebrauch und Genuß derselben zu Theil wird, wem er's schuldig ist, daß ihn kein Bedürfniß des Staates zum Kriegsdienst, zur Abhaltung von Wachen, zur Vertheidigung der Mauern, zu so mancherley Kriegslasten ruft, und dankt dafür seinem Regenten. Das vorzüglich lehrt die Philosophie, Wohlthaten recht erkennen und gehörig erwiedern. Zuweilen erwiedert man sie aber schon durch das bloße Geständniß. Der Philosoph wird also gestehen, er sey demjenigen viel schuldig, durch dessen Regierung und Fürsorge ihm seine ruhige Muße, die Herrschaft über seine Zeit und eine, durch keine öffentlichen Geschäfte gestörte, Ruhe zu Theil wird. — „O Meliböus, singt Virgil, (4) ein Gott hat diese Ruh' uns gewähret; denn forthin ist jener (5) ein Gott mir." Wenn man auch für eine solche Muße, deren größte Vortheile Virgil so beschreibt: „Er hat meinen Kühen, wie Du schaust, zu irren, mir selber, was ich wollte zu spielen, auf ländlichem Rohre verstattet." — Dem, der sie gab, viel Verbindlichkeit hat; wie hoch sollen wir denn diese Muße schätzen, die unter Göttern verlebt wird, und Götter bildet? Ja, so ist's, Lucil; auf einem Richtewege ruf' ich Dich zum Himmel.

Sextius pflegte zu sagen: Jupiter vermöge nicht mehr, als der gute Mann. Jupiter hat vieles, was er den Menschen verleyhen kann; aber von zwey Guten ist der reichere nicht der bessere, so wenig man von zweyen, die sich auf die Kunst ein Schiff zu steuern, gleich gut verstehen, den besser nennen kann, der ein größeres und ansehnlicheres Fahrzeug hat. Worin übertrifft Jupiter den guten Mann? Er ist länger gut. Der Weise achtet sich um nichts geringer, weil seine Tugenden ein kürzerer Zeitraum einschließt. Wie von zwey Weisen der, welcher länger lebt, nicht glückseliger ist, als der, dessen Tugend von einer geringeren Zahl von Jahren begrenzt wird; so übertrifft Gott den Weisen nicht an Glückseligkeit, wenn er ihn gleich an Dauer übertrifft. Eine längere Zeit macht die Tugend nicht größer. Jupiter besitzt alles, aber er übergab es andern zum Besitz. Er hat davon nur den einzigen Nutzen, daß er der Urheber des Nutzens ist, den alle davon haben. Mit demselben Gleichmuth, wie Jupiter, erblickt der Weise alles in andrer Händen und verachtet es. Und er achtet sich um so mehr, da Jupiter jene Dinge nicht benutzen kann, der Weise es nicht will. Laß uns also dem Sextius glauben, der uns den schönsten Weg zeigt und ruft: Hier geht man zu den Sternen! Hier, auf dem Pfade der Frugalität, der Mäßigung, des Muthes! Die Götter sind nicht spröde, nicht neidisch; sie lassen uns zu und reichen den Heraufsteigenden die Hand. Wunderst Du Dich, daß der Mensch zu den Göttern kommt? — Gott kommt zu den Menschen, ja, was noch näher ist, in die Menschen. Es giebt kein gutes Gemüth ohne Gott. Göttlicher Saame ist in die menschlichen Körper ausgestreut. Nimmt diesen ein guter Ackersmann auf; so bringt er seinem Ursprung' ähnliche Früchte, so geht hervor, was dem, woraus es entsprang, gleich ist; nimmt ihn ein schlechter auf; so erstickt er ihn, wie ein unfruchtbarer und sumpfigter Boden und erzielt hernach Unkraut statt der Früchte.

Vier und siebzigster Brief.

Die Tugend ist das einzige Gut.

Dein Brief hat mir viel Vergnügen gemacht, und mich in meiner Kraftlosigkeit gestärkt; auch mein Gedächtniß, welches schon langsam und träge geworden, hat er aufgefrischt. Wie solltest Du aber auch, mein Lucil, nicht die Ueberzeugung: die Tugend sey das einzige Gut, für das wirksamste Mittel zur Glückseligkeit halten? Wer das Gute allein in die Grenzen der Tugend einschließt, der ist in sich selbst glückselig. Denn wer etwas Anderes für gut hält, der wird vom Schicksal abhängig, hört auf, sein eigner Herr zu seyn; der trauert, wenn er seine Kinder verliert; der ist voll Bekümmerniß, wenn sie erkranken, der härmt sich, wenn sie sich schlecht betragen, und ihnen etwas Schimpfliches widerfährt. Ihn martert bald die Liebe eines andern, bald seines eignen Weibes. Mancher grämt sich, wenn er ein gesuchtes Amt nicht erhält, manchen macht die erlangte Ehre selbst unglücklich. Am zahlreichsten ist aber unter dem ganzen Geschlecht der Sterblichen die Schaar der Unglücklichen, welche die Erwartung des, allenthalben über ihnen schwebenden Todes ängstigt. Denn er naht sich von allen Seiten. Daher müssen wir, wie in einer, vom Feinde besetzten, Gegend bald hier, bald dorthin schauen und uns bey jeglichem Geräusch umsehen. Verbannen wir diese Furcht nicht aus unsrer Brust; so werden wir nie ohne Herzklopfen leben. Es werden uns Verbannte und aus ihren Besitzungen Vertriebene aufstoßen; es werden uns, welches die drückendste Art von Armuth ist, darbende Reiche aufstoßen. Es werden uns Schiffbrüchige aufstoßen, oder denen es wie Schiffbrüchigen erging, welche entweder der Unwille des Volks, oder der Neid, dessen

Pfeil gerade die Besten verwundet, in ihrer nichtsahnenden Sicherheit niederwarf, gleich dem Sturme, welcher bey heiterm Himmel furchtlos Schiffende überfällt, oder einem unvermutheten Donnerschlage, wobey auch das, was in der Nähe ist, erbebt. Denn wie hier, wer nur dem Strahle näher stand, dem Getroffenen ähnlich, betäubt wird; so drückt auch bey jener Art von gewaltthätigen Ereignissen den einen das Unglück, die übrigen die Furcht nieder; die Möglichkeit des Leidens macht diese so unglücklich, als jenen das Leiden selbst. Fremde, plötzliche Unfälle erfüllen alle Gemüther mit Besorgniß. Wie selbst das Sausen der leeren Schleuder Vögel schreckt; so macht auch uns nicht bloß der treffende Schlag, sondern das bloße Krachen bestürzt. So kann denn niemand glückselig seyn, der sich diesem Wahne (1) hingiebt. Denn ohne Furchtlosigkeit keine Glückseligkeit! Es lebt sich schlecht, wenn einem alles Verdächtig ist. Wer sich dem Zufälligen sehr hingiebt, bereitet sich einen unendlichen und nicht zu entwirrenden Stoff zu unruhvollen Gemüthsbewegungen. Der einzige Pfad, der zur Sicherheit führt, ist, das Aeußere zu verachten und sich mit der Tugend zu begnügen. Denn wer irgend etwas für besser, als die Tugend, oder außer ihr irgend etwas für gut hält, der öffnet seinen Schooß der Spende des Schicksals und erwartet ängstlich, was es ihm zuwirft. Stelle Dir vor, das Schicksal veranstalte Schauspiele und schütte dabey über diesen Menschenhaufen Ehrenstellen, Reichthümer, Gunstbezeugungen aus, (2) vor welchem allen manches unter den Händen derer, die sich darum raufen, zerrissen; manches in trugvoller Gemeinschaft getheilt, manches von denen selbst, welchen es zufällt, zu ihrem eignen größten Nachtheil erhascht wird; wovon manches solchen anheim fällt, die sich nicht darum bekümmern, manches, was man zu gierig zu erhaschen und an sich zu reißen suchte, verschüttet wird und verloren geht. Keiner aber, auch wenn er glücklich etwas erbeutet, wird

des Erbeuteten auf die Länge froh. Daher macht sich auch jeder Verständige eiligst aus dem Theater fort, sobald die kleinen Geschenke zum Vorschein kommen, weil er weiß, wie theuer man solche Kleinigkeiten bezahlen muß. Niemand balgt sich mit dem, der weggeht; niemand giebt dem Rippenstoße, der sich entfernt; man zankt nur um Gewinn. So geht's auch bey den Dingen zu, die das Schicksal von oben herabwirft. Aengstliche Unruhe erfüllt uns Arme; wir werden hin und hergezerrt; wir mögten mehrere Hände haben; dann schauen wir auf jenes (3) hin; viel zu langsam scheinen uns die Dinge ausgeworfen zu werden, die unsre Begierden reitzen, die, von Allen erwartet, an Wenige kommen werden. Begierig eilen wir auf das, was herabfällt, zu; wir freuen uns, wenn wir etwas erhaschen; wir sind voll Neid, wenn uns eitle Hoffnung täuschte. Eine schnöde Beute büßen wir mit großem Schaden, oder sehn uns in unserer Erwartung davon betrogen. Laß uns daher ein solches Schauspiel verlassen und dem Raubgesindel Platz machen. Dies mag nach den ungewissen Gütern gaffen, und selbst in noch größerer Ungewißheit schweben. Wer beschlossen hat, glückselig zu werden, halte die Tugend für das einzige Gut. Denn wer irgend etwas Andres dafür gelten läßt, tritt erstlich der Vorsehung zu nahe, indem rechtschaffenen Männern viele Unfälle begegnen und alles, was sie uns giebt, mit der Dauer der ganzen Welt verglichen, kurz und unbedeutend ist. Klagen hierüber führen zu einer undankbaren Deutung der Wege Gottes. Wir beschweren uns, nicht unablässig, und so wenige, so ungewisse und unvergängliche Güter zu empfangen. Daher kommts, daß wir weder leben, noch sterben wollen. Das Leben ist uns verhaßt, der Tod furchtbar. Unser Entschluß schwankt beständig und kein Glück vermag uns zu sättigen. Der Grund davon ist, daß wir jenes grenzenlose und unübertreffliche Gut nicht erreicht haben, bey welchem auch unser Wille still stehen

muß, weil man über das Höchste nicht hinaus kann. Du fragst: warum die Tugend nichts bedürfe? Sie freut sich des Gegenwärtigen, sie begehrt nicht das Abwesende. Sie hat jederzeit viel, weil sie genug hat. Gieb diesen Grundsatz auf; so ist's um Treu' und Redlichkeit geschehen; wer beyde beweisen will muß vieles von dem leiden, was man Uebel nennt, und viele von den Dingen aufopfern, die wir, als wären es Güter, so ungern entbehren. Dahin ist der Muth, der sich in Gefahren versuchen muß; dahin die Hochherzigkeit, welche unmöglich hervorragen kann, wenn sie nicht alles, was der große Haufe sich als das Vorzüglichste wünscht, Kleinigkeiten gleich, verachtet; dahin ist die Gefälligkeit und es wird uns lästig, Gefälligkeiten zu erwiedern, wenn wir irgend etwas Köstlicheres kennen, als Redlichkeit, wenn wir nicht nach dem Trefflichsten streben. Aber, um dies nicht weiter auszuführen, — entweder sind jene Dinge, die man so nennt, keine Güter, oder der Mensch ist glückseliger, als Gott, weil dieser die Dinge, welche für uns veranstaltet worden sind, nicht gebraucht, denn ihn reitzt keine Wollust, kein Kitzel des Gaumens, kein Reichthum, noch irgend sonst etwas von dem, was Menschen anlockt und durch niedrige Lust beherrscht. Folglich besitzt entweder Gott gar keine Güter, welches unglaublich ist; oder es ist gerade ein Beweis, daß Dinge keine Güter sind, wenn Gott sie nicht hat. Dazu kommt, daß viele Dinge, welche für Güter gehalten seyn wollen, den Thieren reichlicher, als dem Menschen zu Theil werden. Der Speise genießen sie mit größerer Begierde; weniger erschöpft sie die Befriedigung des Geschlechtstriebes; ihre Kräfte sind von größerer und minder wandelbarer Festigkeit; sie sind folglich viel glücklicher, als der Mensch. Ohne Trug und Arglist bringen sie ihr Leben hin; sie genießen des Vergnügens, dessen sie in größerem Maaße und mit leichter Mühe theilhaft werden, ohne je Beschämung oder Reue fürchten zu dürfen.

Urtheile denn selbst, ob man das ein Gut nennen dürfe, worin Gott von dem Menschen übertroffen wird? — Unsere Seele sey der Sitz unsers höchsten Gutes. Dieses verliert seinen Werth, wenn es aus unserm edelsten in unsern unedelsten Theil übergeht, und auf die Sinnlichkeit übergetragen wird, vermöge deren die vernunftlosen Thiere genußfähiger sind, als wir. Wir dürfen die höchste Glückseligkeit nicht im Fleische suchen. Die Güter, welche die Vernunft gewährt, sind wahre, beständige, ewigdaurende, nicht hinfällig, nicht einmal einer Abnahme, oder Verminderung fähig. Der Werth aller übrigen beruht auf Wahn; den Namen haben sie mit den wahren gemein; das Wesen des Guten ist ihnen fremd. So mögen sie denn Annehmlichkeiten und, in der Sprache unsers Systems zu reden, producta (4) heißen: übrigens müssen wir wissen, daß sie Sklaven, nicht Theile von uns sind, und sie mögen bey uns seyn, (5) aber so, daß wir stets eingedenk bleiben, daß sie außer uns sind. Auch wenn sie bey uns sind müssen wir sie den untergeordneten und niedrigen Dingen beyzählen, um derer willen sich niemand überheben sollte. Denn was ist thörichter, als auf etwas eitel zu seyn, das man nicht selbst gethan hat? — Alle solche Dinge dürfen uns nahe kommen, aber nicht an uns haften, so daß wir, sollten sie uns genommen werden, uns ohne die mindeste Verletzung von ihnen trennen können. Wir wollen uns derselben bedienen, nicht rühmen; und wir wollen uns ihrer sparsam bedienen, als eines anvertrauten, wieder abzuliefernden Gutes. Niemand hat sie lange behauptet, der sie ohne Vernunft besaß. Das Glück selbst wird drückend ohne Mäßigung. Wer sich den so flüchtigen Gütern anvertraut, sieht sich bald verlassen, und wenn auch nicht verlassen, doch gekränkt. (6) Wenigen stand es frey, ihr Glück sanft von sich zu legen; die Uebrigen stürzen mit den Höhen, die sie umgeben, darnieder und was sie erhoben hatte erdrückt sie. Daher stehe Weisheit uns zur

Seite und lehre uns Mäßigung und Sparsamkeit in jenen Dingen, weil Ausgelassenheit ihre Reichthümer verschleudert und vergeudet und ohne Mäßigung, ohne daß Vernunft die Zügel führt, Nichts von Dauer ist. Das beweisen die Schicksale vieler Staaten, deren zu üppig anwachsende Macht in ihrer schönsten Blüte dahinsank. Was durch Tapferkeit erworben war, stürzte zusammen durch Mangel an Mäßigung. Gegen solchen Glückswechsel müssen wir uns befestigen, und da dem Schicksal keine Mauer unübersteiglich ist, uns im Innern rüsten. Ist dieser Theil gedeckt; so kann der Mensch berennt, aber nicht erobert werden. — Worin diese Rüstung bestehe — wünschest Du zu wissen? — Er trage alles, was ihn trifft, ohne Unwillen, überzeugt, daß eben das, was ihn zu verletzen scheint, auf Erhaltung des Ganzen abzielt und den Gang und die Absichten der Welt vollenden hilft. Dem Menschen gefalle, was Gott gefiel. Sich selbst und was ihm angehört bewundr' er nur sofern er unbesiegbar ist, sofern die Uebel selbst ihm unterthänig sind, sofern er durch Vernunft, welche mächtiger ist, als alles, Zufall und Schmerz und Kränkung sich unterwirft. Liebe die Vernunft; diese Liebe wird Dich gegen das Härteste waffnen. Liebe zu ihren Jungen läßt wilde Thiere auf den Jagdspieß rennen; ihre Wildheit und ein vernunftloser Naturtrieb macht sie unbezwinglich. Schwerdt und Flammen verachtet das, von Ruhmbegierde entflammte, Gemüth des jungen Helden. Ein Schein, ein Schatten von Tugend treibt manchen in freywilligen Tod. Um wie viel muthiger und standhafter, als dieses alles, die Vernunft ist; um so unwiderstehlicher dringt sie selbst durch Furcht und Gefahr.

„Umsonst, sagt man, behauptet Ihr, es gebe kein Gut außer der Tugend. Eine solche Verschanzung schirmt und sichert Euch nicht gegen das Schicksal. Denn ihr rechnet zärtlichgesinnte Kinder, die Wohlfahrt des Vater-

landes und gute Eltern zu den Gütern; ihr könnet also diese Gegenstände nicht furchtlos von Gefahren bedroht sehen; es wird Euch beunruhigen, wenn Eurer Vaterland feindlich angegriffen wird, wenn Eure Kinder sterben, Eure Eltern in Knechtschaft gerathen." — Ich will erstlich anführen, was hiergegen für unsre Meynung gewöhnlich gesagt wird, und dann hinzufügen, was, meines Erachtens, noch sonst darauf zu antworten ist. Es verhält sich anders mit den Dingen, an deren Stelle, wenn sie hinweggenommen werden, irgend ein Ungemach tritt, wie z. B. Verletzung der Gesundheit zur Krankheit wird, der Verlust des Gesichts Blindheit nach sich zieht und wenn man jemandem die Kniesehnen zerschneidet, nicht bloß die Geschwindigkeit verloren geht; sondern auch Verkrüppelung an deren Stelle tritt. Diese Gefahr tritt bey den, vorhin angeführten Dingen nicht ein. Warum nicht? — Wenn ich einen redlichen Freund verliere; so hab' ich deswegen keine Treulosigkeit zu ertragen, noch tritt, wenn ich gute Kinder zu Grabe bringe, unkindliche Lieblosigkeit an deren Stelle. Endlich gehn hier nicht jene Freunde, oder diese Kinder verloren; sondern ihre Körper. Das Gute aber geht nur auf Eine Art verloren — wenn es zum Uebel wird, welches gegen die Natur ist, weil jede Tugend und jede ihrer Wirkungen unverdorben bleibt. Wenn aber ferner auch Freunde und beyfallswürdige, den Wünschen ihres Vaters entsprechende, Kinder wirklich verloren gehen; so giebt es etwas, das ihre Stelle ausfüllen kann. — Und was wäre das? — Was sie gut machte, die Tugend. Diese duldet keinen leeren Raum, nimmt das ganze Herz ein, entfernt alle Sehnsucht, gewährt allein volle Genüge. Denn in ihr liegt die Kraft und Wurzel alles Guten. Was liegt daran, ob der abfließende Bach abgeleitet wird, oder sich verläuft, wenn nur die Quelle bleibt, aus welcher er hervorging? Du wirst nicht behaupten, man lebe gerechter, regelmäßiger, verständiger, tugendhaf-

ter, folglich besser, wenn man seine Kinder noch besitzt, als wenn man sie verloren hat. Daß einer Freunde um sich versammelt, macht ihn so wenig weiser, als deren Verlust thörichter, mithin jenes nicht glückseliger, dieses nicht elender. So lange Deine Tugend unverletzt bleibt, wirst Du keinen Abgang spüren. Wie aber, lebt man nicht glückseliger im zahlreichen Kreise von Freunden und von Kindern? — Wie das? Das höchste Gut wird weder verringert, noch vergrößert; es bleibt wie es ist; wie sich auch immer das Schicksal nimmt, ob der Weise ein hohes Alter erreicht, oder diesseits desselben endet — das Maaß des höchsten Gutes bleibt dasselbe, wie verschieden auch das des Lebens sey. Ob Du einen größern, oder kleinern Cirkel beschreibst — das macht einen Unterschied in Rücksicht auf den Raum, nicht auf die Form; wenn auch der eine lange stehen bleibt und der andre sofort wieder zugeworfen und in den Staub, worin er beschrieben war, aufgelöset wird; so war doch in beyden dieselbe Form. Was so ist, wie es seyn soll, wird weder nach Größe, noch Zahl, noch Zeit geschätzt, kann weder verlängert noch verkürzt werden. Ziehe ein tugendhaftes Leben von hundert Jahren so sehr zusammen wie Du willst, ja zwänge es in Einen Tag ein; es bleibt gleich tugendhaft. Bald breitet sich die Tugend weiter aus, regiert Reiche, Städte, Provinzen; giebt Gesetze, unterhält Freundschaften, leistet Angehörigen und Kindern das Gebührende; bald wird sie von den engen Grenzen der Armuth, der Verbannung, der Kinderlosigkeit eingeschlossen. Aber sie wird nicht kleiner, wenn sie von hohem Range zum Privatstande, von königlicher Würde zur Niedrigkeit sich herabläßt und vom öffentlichen, weitausgebreiteten Wirkungskreise der Rechtspflege in den engen Bezirk eines Hauses oder Winkels zurücktritt. Sie bleibt gleich groß, auch wenn sie, überall ausgeschlossen, sich in sich selbst zurückzieht; denn ihr bleibt darum nicht minder der große, erhabene Geist, die sorgfältige Klugheit, die unwandelbare

Gerechtigkeit. Sie bleibt also auch gleich glückselig; denn diese Glückseligkeit wohnt nur an Einem Orte, in der Seele selbst, unerschütterlich, erhaben, ruhig, unerreichbar ohne Kenntniß Gottes und des Menschen. (7) Ich komme zu dem, was ich selbst noch antworten wollte. Den Weisen schlägt der Verlust seiner Kinder, seiner Freunde nicht nieder, denn mit demselben Sinne erträgt er ihren Tod, womit er den seinigen erwartet; er fürchtet diesen so wenig, als er jenen beklagt. Denn die Tugend besteht nur durch Gleichförmigkeit. Alles, was sie thut, stimmt mit ihr überein und paßt zu ihr. Diese Uebereinstimmung ist dahin, wenn das Gemüth, das sich erheben soll, von Trauer oder Sehnsucht gebeugt wird. Alle Aengstlichkeit, aller Kummer, alle Verdrossenheit beym Handeln streitet mit der Würde der Tugend. Denn die Tugend ist furchtlos und schlagfertig, unerschrocken, stets zu Marsch und Kampf bereit.

„Wie aber? Wird denn der Weise gar nichts, einer Gemüthsbewegung Aehnliches verspüren? Wird er nicht die Farbe wechseln? Werden nicht seine Mienen zucken? seine Glieder erstarren? und was sonst noch, nicht nach dem Willen der Seele; sondern vermöge eines blinden Naturtriebes erfolgt?“ — Das leugne ich nicht; aber seine Ueberzeugung wird dieselbe bleiben; daß nichts von jenem allen ein Uebel und werth sey, daß ein wohlgeordnetes Gemüth dabey den Muth verliere. Alles, was er zu thun hat, wird er beherzt und rasch thun. Denn wer gesteht nicht, daß es der Thorheit ganz eigenthümlich ist, mit Feigheit und Widerspenstigkeit zu thun, was sie thut, dem Körper und dem Geiste ganz verschiedene Richtungen zu geben und sich von widerstreitenden Bewegungen hin und her reißen zu lassen? Und so macht eben das, weswegen sie sich überhebt und anstaunt, sie verächtlich, und nicht einmal das, womit sie prahlt, thut sie gern. Ist aber

irgend ein Uebel zu befürchten; so wird sie nicht weniger durch die Erwartung, als durch den Eintritt desselben beunruhigt, und leidet, was sie einst leiden zu müssen besorgt, schon itzt durch die Furcht. Wie körperlichen Krankheiten gewisse Anzeichen vorangehn, als eine gewisse Schwere in den Gliedern, Müdigkeit ohne die mindeste Anstrengung, Gähnen und durchziehende Schauer; so wird auch ein schwacher Geist, lange bevor die Uebel ihn niederwerfen, erschüttert. Er empfindet sie in voraus und sinkt vor der Zeit darnieder. Was ist aber unsinniger, als über künftige Dinge sich zu ängstigen, und anstatt sich für künftige Leiden zu sparen, (8) die Trübsale des Lebens selbst anzulocken und heranzuziehen, die man doch lieber verschieben sollte, wenn man sie nicht vertreiben kann. Willst Du Dich noch mehr überzeugen, daß sich niemand mit der Zukunft quälen sollte? — Wenn man einem ankündigte, er werde noch funfzig Jahre die Todesstrafe erleiden müssen; so könnte ihn dies nur in Unruhe versetzen, wenn er die Zwischenzeit überspränge und sich in das Leiden eines künftigen Jahrhunderts versenkte. Auf eine ähnliche Art trauren Gemüther, die den Kummer liebgewannen, und nach Veranlassungen zur Betrübniß haschen, über längst vorübergegangene und fast vergessene Dinge. Weder das Vergangene, noch das Zukünftige ist da. So laß uns denn keins von beyden empfinden! (9) Schmerz kann aber nur aus dem entspringen, was man wirklich empfindet.

Fünf und siebzigster Brief.

Ueber den Styl in Briefen und philosophischen Werken. Lebe wie Du redest, und strebe nach immer höherer Vollkommenheit.

Du beschwerst Dich, daß meine Briefe nicht genug gefeilt seyn. Aber wer feilt beym Sprechen, der nicht gesucht sprechen will? Wie ich mich, wenn wir traulich beysammensäßen, oder mit einander spazirten, mit Dir unterhalten würde, ohne Kunst und Anstrengung; so sollen auch meine Briefe seyn, fern von allem Gesuchten und Gezierten. Könnte ich, so würd' ich meine Gedanken lieber vorzeigen, als aussprechen. Auch wenn ich philosophische Vorträge halten sollte, würde ich weder mit den Füßen stampfen, noch mit den Händen gestikuliren, noch die Stimme erheben; sondern dergleichen den Rednern überlassen, zufrieden, Dir meine Gedanken mitzutheilen, indem ich sie so wenig ausschmückte, als nachläßig hinwürfe. Nur davon würd' ich Dich zu versichern wünschen, daß ich von allen jenen Lehren auch selbst überzeugt, ja ihnen mit inniger Liebe zugethan wäre. Man küßt seine Kinder nicht, wie man eine Geliebte küßt; aber auch in dieser keuschen und gemäßigten Umarmung offenbart sich zur Gnüge zärtliche Liebe. Ich mögte, beym Himmel, so erhabene Gegenstände nicht in einem nüchternen und trockenen Styl vorgetragen wissen; denn die Philosophie verschmäht das Genie nicht; nur muß man auf Worte nicht viel Mühe wenden. Daß wir nur immer an dem Grundsatze festhalten, zu reden wie wir denken, und zu denken, wie wir reden. Unsre Rede stimme mit unserm Leben zusammen. Der hat seine Zusage (1) erfüllt, der, Du magst ihn sehen, oder hören, stets derselbe bleibt. Wer er sey, wie

groß er sey, werden wir sehen, wenn er stets Einer (2) ist. Was wir sagen, soll nicht belustigen; sondern nützen. Kann man indeß der Beredsamkeit mächtig werden, ohne sie ängstlich zu suchen, oder bietet sie sich von selbst dar, oder kostet sie uns nur wenig; so gestatte man es ihr, die erhabensten Gegenstände zu begleiten. Nur benehme sie sich so, daß sie weniger sich, als ihren Gegenstand zeige. Andre Wissenschaften sind einzig Sache des Kopfes; hier gilt es der Sache des Herzens. Der Kranke sucht nicht einen beredten, sondern einen heilkundigen Arzt; aber wenn es sich so fügt, daß derselbe Mann, der ihn heilen kann, auch über das, was er verordnet, wohl redet; so wird er das fürlieb nehmen; aber sich doch eben nicht besonders Glück wünschen, einen, zugleich beredten Arzt getroffen zu haben; es ist derselbe Fall mit einem geschickten Steuermann, der zugleich schön ist. — Wozu meine Ohren kitzeln? wozu mich angenehm unterhalten? Es kommt hier auf etwas ganz Anderes an: ich muß gebrannt, geschnitten, zur Diät angehalten werden. Dazu hab' ich Dich holen lassen. Du sollst mich von einer langwierigen, schweren, ansteckenden Krankheit heilen. Du hast nicht weniger zu thun, als ein Arzt zur Pestzeit. Du machst Dir mit Worten zu schaffen? Sey nur froh, wenn Du die Sachen bestreiten kannst. Wann wirst Du so Vieles lernen? wann wirst Du das Gelernte Dir so einprägen, daß es Dir nicht entfallen könne? Wann wirst Du es anwenden? Denn bey der Philosophie ist's nicht, wie bey andern Wissenschaften, genug, sie dem Gedächtniß anzuvertrauen; man muß sie in Ausübung bringen. Glückselig ist nicht, wer sie weiß; sondern wer sie übt. Wie aber, giebt es denn keine Stufen unter ihm? (3) Entfernt ihn von jedem andern ein unendlicher Abstand? — Das glaub' ich nicht. Denn wer im Fortschreiten begriffen ist, gehört zwar noch zur Zahl der Thoren und dennoch entfernt ihn ein weiter Abstand von denselben, und

auch unter den Fortschreitenden finden große Unterschiede statt. Man theilt sie nach einigen in drey Classen. Zur ersten gehören diejenigen, welche zwar die Weisheit noch nicht besitzen, aber doch in ihrer Nähe sind; indeß auch was nahe bey einem Gegenstande ist, befindet sich außer demselben. — Wer diese sind, fragst Du? — Diejenigen, welche sich bereits von allen Affecten, von allen Lastern losgemacht, welche gelernt haben, was ihrer Bestrebungen werth ist, aber deren Selbstvertrauen noch nicht erprobt ist. Ihrer Tugend fehlt es noch an Uebung: doch können sie dahin, von wannen sie entkamen, nicht versinken; sie sind bereits so weit, daß sie keinen Rückfall fürchten dürfen; aber sie sind sich dessen noch nicht klar bewußt, sie wissen nicht, wie ich in einem frühern Briefe gesagt zu haben, mich erinnere, was Sie wissen. Sie sind schon so glücklich, ihrer Tugend zu genießen, aber nicht zu trauen. Einige beschreiben die Art von Fortschreitenden, von welchen ich bisher gesprochen, so, daß sie sagen, dieselben seyn den Krankheiten der Seele bereits entronnen, aber noch nicht allen Affecten, und stehen noch auf schlüpfrigem Boden, weil keiner vor der Gefahr, sittlich schlecht zu werden, gesichert sey, als wer gänzlich aufgehört, schlecht zu seyn; dies hat aber niemand gethan, der nicht an dessen Statt weise geworden ist. Was unter Krankheiten der Seele und jenen Gemüthsbewegungen für ein Unterschied sey, hab' ich schon oft gesagt, und will's Dir auch jetzt in Erinnerung bringen. Krankheiten sind veraltete und verhärtete Laster, als Geitz, oder übertriebene Ehrsucht, welche durch öftere Wiederholung das Gemüths verstrickt haben und dauernde Uebel geworden sind. Um es kürzer zu erklären: eine Krankheit ist ein hartnäckiges falsches Urtheil, nach welchem das, was nicht sehr wünschenswerth ist, als sehr wünschenswerth erscheint. Oder wir können, wenn Du lieber willst, sagen, sie bestehe darin, daß man zu sehr nach Dingen trachtet, die nur eines

schwa-

schwachen, oder gar keines Bestrebens werth sind, oder daß man auf Dinge einen hohen Werth setzt, welche nur geringen, oder gar keinen haben. Die Affecten sind verwerfliche, plötzlich entstehende, heftige Gemüthsbewegungen, welche, wenn sie häufig wiederkommen und vernachlässigt werden, eine Krankheit verursachen, gleichwie ein Katarrh, der noch nicht eingewurzelt ist, bloß einen Husten bewirkt, und wenn er anhält und veraltert, die Schwindsucht. Die also am weitesten fortgeschritten sind, sind von Krankheit frey; Affecten spüren sie nach, dem vollkommenen Weisen ganz nahe. Zur zweyten Classe gehören diejenigen, welche sowohl die größten Gebrechen der Seele, als auch dit Affecten abgelegt haben, aber so, daß sie des sichern Besitzes ihrer Tugend noch nicht gewiß sind: denn es kann sie noch ein Rückfall treffen. Die dritte Classe ist von vielen und großen, aber nicht von allen Lastern frey. Sie ist dem Geitz entronnen, fühlt aber noch Anwandlungen vom Zorn; sie wird nicht mehr von der Wollust gereitzt, ist aber noch nicht von Ehrgeitz frey; sie hat sich bereits von Begierden, aber noch nicht von Furcht frey gemacht, und selbst in Hinsicht der Furcht ist sie ziemlich fest gegen Einiges, schwach gegen Anderes, verachtet den Tod, fürchtet den Schmerz. Nach diesem Range mögten wir wohl streben; Heil uns, wenn wir in diese Classe aufgenommen werden! Wer, in hohem Grade von der Natur begünstigt, einen großen und anhaltenden Fleiß anwendet, kann sich zum zweyten Range erheben: aber auch diese dritte Ordnung ist nicht zu verachten. Bedenke, wie viel Böses Du um Dich her erblickst; siehe, wie keine Schandthat ohne Beyspiel ist, wie das Sittenverderben täglich weiter geht, wie viele Verbrechen öffentlich und insgeheim begangen werden — und Du wirst begreifen, daß wir es schon weit gebracht haben, wenn wir nicht zu den Aergsten gehören. — „Ich meines Theils, sagst Du, hoffe indeß einen noch höheren Rang erlangen zu können."

— Das wag' ich eher uns zu wünschen, als zu versprechen. Wir haben nicht mehr freye Hände; wir streben nach Tugend von Lastern hin- und hergerissen; ich schäme mich, es zu gestehen; wir widmen der Tugend so viel Zeit, als wir übrig haben. Aber welche Belohnung wartet unser, wenn wir uns von unsern weltlichen Angelegenheiten und von unsern so hartnäckigen Fehlern losreißen! Weder von Verlangen, noch von Furcht getrieben, weder von Schrecken geängstigt, noch von Wollust entnervt, wird uns so wenig vor dem Tode, als vor den Göttern bangen; überzeugt, daß der Tod kein Uebel und die Götter nicht böse seyn. Schaden thun beweiset so gut Schwäche, als Schaden leiden: je besser etwas ist; desto weniger vermag es zu schaden. Unser wartet, haben wir uns erst aus diesem Sumpfe (4) herausgearbeitet, und alle Irrthümer verbannt, Seelenruhe und unbeschränkte Freyheit. Fragst Du, worin diese bestehe? — Darin, daß man sich weder vor Menschen, noch Göttern fürchtet; weder schändliche, noch ungemäßigte Wünsche hegt, und über sich selbst die vollkommenste Gewalt hat. Es ist ein unschätzbares Gut, sein eigen zu werden.

Sechs und siebzigster Brief.

Der Verfasser nimmt noch in seinen alten Tagen Unterricht. Empfehlung des Studiums der Philosophie.

Du kündigst mir Feindschaft an, wenn Dir irgend etwas, von dem, was ich täglich treibe, verborgen bleibe. Sieh nur, wie offenherzig ich mit Dir umgehe; auch Folgendes

will ich Dir anvertrauen: Ich höre einen Philosophen und zwar ist es bereits der fünfte Tag, daß ich zur Schule gehe und von zwey Uhr an seine Vorträge höre. — Das ist das rechte Alter dazu, sagst Du. — Warum nicht das rechte? Denn was kann thörichter seyn, als nicht zu lernen, weil man lange nicht lernte. Aber wie? soll ich noch den Schüler und jungen Menschen machen? — Wohl mir, wenn dies allein meinem Alter zur Schande gereicht.*) Diese Schule steht Menschen jedes Alters offen; in ihr laß uns grau werden; sie wollen wir besuchen, wie Jünglinge. Ich sollte als Greis ins Theater gehn und mich in den Circus tragen lassen, und kein Fechterpaar sollte sich ohne mich herumschlagen: und ich wollte erröthen, zu einem Philosophen zu gehen? Man muß so lange lernen, als man etwas nicht weiß und, wenn das Sprichwort Recht hat, so lange man lebt. Auch paßt dasselbe auf keinen Gegenstand besser, als auf diesen. (1) So lange man lebt muß man lernen, wie man leben soll. Doch lehre ich hier auch etwas. Und was? fragst Du. — Daß auch der Greis lernen muß. Ich schäme mich aber in die Seele der Menschen, so oft ich zur Schule gehe. Ich muß, wie Du weißt, wenn ich nach Metronax (2) Hause will, ganz nahe beym Neapolitanischen Theater vorbeygehn. Dieses nun ist gepropft voll und mit dem größten Eifer wird darüber geurtheilt, wer — der beste Pythaules (3) sey. Auch ein griechischer Flötenspieler und sein Herold (4) haben Zulauf. Aber dort, wo man den guten Mann sucht, wo man ein guter Mann werden lernt — sitzen äußerst wenige, und diese haben nach der Meynung so vieler nichts Nützliches zu thun; werden Pedanten und Müßiggänger genannt. Mag immer dieser Spott mein Loos seyn. Mit Gleichmuth muß

*) dedecit.

man die Schmähungen der Ungebildeten (5) anhören, und wer der Tugend nachstrebt, muß selbst die Verachtung verachten. Fahre Du fort, Lucil, und eile, damit es Dir nicht gehe, wie mir, und Du als Greis lernen müssest. Und zwar eile um so mehr, weil Du etwas unternommen hast, was Du als Greis kaum auszulernen im Stande seyn dürftest. Wie weit, sagst Du, werd' ich's bringen? — So weit Du's zu bringen versuchen wirst. Worauf warteſt Du? Niemand ward durch Zufall weise. Geld kann von selbst zu Dir kommen, Ehre Dir angetragen, Einfluß und Rang Dir vielleicht aufgedrungen werden; die Tugend wird Dir nicht zufallen; ja man lernt sie auch nicht mit leichter Mühe, oder mit geringer Anstrengung kennen. Aber es ist der Mühe werth, sich anzustrengen, wenn man sich alles Guten auf einmal bemächtigen will. Denn die Tugend ist das Einzige Gut; in jenen Dingen, die dem großen Haufen gefallen, wirst Du nichts Wahres, nichts Gewisses finden. Warum die Tugend das Einzige Gut ist, will ich Dir sagen, weil Du doch meynst, ich habe dies in meinem vorigen Briefe nicht hinlänglich ausgeführt und Dir diese Behauptung mehr gepriesen, als bewiesen. Ich werde, was ich bereits gesagt habe, kurz zusammen fassen. Jedes Ding hat sein eigenes Gutes. Dem Weinstock gereicht die Fruchtbarkeit, dem Weine der Geschmack, dem Hirsche die Schnelligkeit zur Empfehlung. Warum die Lastthiere einen so starken Rücken haben? fragst Du. Weil sie bloß dazu nützen, Lasten zu tragen. Beym Hunde ist das Erste die Spürkraft, wenn er das Wild aufspüren; Geschwindigkeit, wenn er ihm nachsetzen; Kühnheit, wenn er es beißen und angreifen soll. An jedem Dinge ist das Beste das, wozu es hervorgebracht, wornach es geschätzt wird. Was ist nun das Beste am Menschen? — Die Vernunft. Durch sie übertrifft er die Thiere, kommt er den Göttern nahe. Eine vollkommene Vernunft ist also das, dem

Menschen eigene Gut; alles Uebrige hat er mit den Thieren und Pflanzen gemein. Hat er Kräfte? — die Löwen auch! Ist er schön? — die Pfauen auch! Läuft er schnell? — die Pferde auch! Ich sage nicht einmal: er wird in diesem allen übertroffen. Ich frage nicht, was er im höchsten Grade besitze; sondern was ihm eigenthümlich sey. Er hat einen Körper? Die Bäume auch! Er hat Naturtriebe und willkührliche Bewegung? Wilde Thiere und Würmer auch! Er hat eine Stimme? Aber wie viel lauter ist nicht die der Hunde, wie viel durchdringender die der Adler, wie viel voller die der Stiere, wie viel lieblicher und biegsamer die der Nachtigallen? Was ist dem Menschen eigenthümlich? — Die Vernunft. Diese, in ihrem gehörigen und vollkommenen Zustande, macht das Maaß menschlicher Glückseligkeit voll. Ist daher jedes Ding, wenn es das ihm eigene Gute zur Vollkommenheit gebracht hat, lobenswürdig und am Ziele seiner Natur; ist aber die Vernunft das, dem Menschen eigene Gut; so ist er, wenn er diese möglichst vervollkommnet hat, lobenswürdig und am Ziele seiner Natur. Diese vollkommene Vernunft heißt Tugend, und ist einerley mit dem, was die Stoiker das Ehrenwerthe, Edle (honestum) nennen. Das also ist des Menschen einziges Gut, was einzig dem Menschen eigen ist. Wir reden nämlich hier nicht davon, was überhaupt; sondern was für den Menschen ein Gut sey. Hat der Mensch kein anderes, als die Vernunft; so wird diese auch sein einziges Gut seyn, aber alle übrigen ersetzen. Wenn jemand böse ist; so wird er, denk' ich, Tadel; wenn er gut ist, Beyfall finden. Das Erste und Einzige also, worauf es beym Menschen ankommt, ist dasjenige, wodurch er entweder Beyfalls- oder Tadelnswürdig wird. — Doch Du zweifelst nicht, ob dies ein Gut; sondern ob es das einzige Gut sey. Wenn einer alles übrige hätte, Gesundheit, Reichthum, viele Ahnenbilder, einen von Clienten angefüllten Vorsaal,

aber ein anerkannt böser Mensch wäre; so würdest Du ihm Deinen Beyfall versagen. Eben so, wenn jemand keinen der angeführten Vorzüge hätte, weder Geld, noch viel Clienten, noch hohe Geburt, noch eine lange Reihe von Ahnen, oder Urahnen, aber ein anerkannt guter Mann wäre; so würdest Du ihm Deinen Beyfall schenken. Folglich ist dies (6) das einzige Gut des Menschen: wer es besitzt, ist lobenswürdig, auch wenn er die andern entbehrt; wer es nicht besitzt, wird, hätte er auch alles andre im Ueberfluß, für tadelnswürdig und verwerflich erklärt. Es verhält sich in dieser Hinsicht mit Menschen wie mit Sachen. Ein gutes Schiff heißt nicht dasjenige, welche mit kostbaren Farben angemalt, oder mit einem silbernen, oder goldenen Schnabel versehen ist, oder ein in Elfenbein künstlich gearbeitetes Götterbild (7) führt, oder mit königlichen Schätzen und Reichthümern beladen ist; sondern dasjenige, welches dauerhaft ist, dessen wohlverbundene Fugen kein Wasser durchlassen, das fest genug ist, den Andrang der Wellen auszuhalten, welches dem Steuerruder leicht nachgiebt, schnell segelt und dem Sturme Trotz bietet. Ein gutes Schwerdt wirst Du nicht das nennen, welches an einem vergoldeten Wehrgehänge hängt, oder in einer, mit Edelsteinen besetzten, Scheide steckt; sondern dasjenige, welches eine scharfe Schneide und eine Spitze hat, die durch jede Rüstung dringt. Man fragt nicht darnach wie schön; sondern wie grade ein Lineal sey. Jedes Ding wird nach Maaßgabe dessen gelobt, wozu man es sich anschafft, was ihm eigenthümlich ist. So kommt auch beym Menschen nichts darauf an, wie viele Ländereyen er besitzt, wie viele Zinsen er erhebt, wie viele ihm ihre Aufwartung machen, wie kostbar das Bett ist, worauf er ruht, wie schön geschliffen der Pokal, woraus er trinkt; sondern — wie gut er ist. Er ist aber gut, wenn seine Vernunft entwickelt und in gehöriger Verfassung und dem Willen seiner Natur gemäß ist. Diese heißt Tugend; diese ist das Eh-

renwerthe, Edle (honestum) und des Menschen einziges Gut. Denn da die Vernunft allein den Menschen vollendet; (8) so macht ihn auch die vollendete Vernunft allein glückselig. Das aber ist des Menschen einziges Gut, wodurch er einzig glückselig wird. Wir nennen auch die Dinge Güter, welche aus der Tugend hervorgehn, oder mit ihr in Berührung stehen, d. h. alle ihre Wirkungen; aber eben deswegen ist sie das einzige Gut, weil es ohne sie kein Gut giebt. Wenn alles Gute in der Seele liegt; so ist auch alles, was diese kräftiget, erhebt, erweitert ein Gut. Die Tugend aber stärkt, erhebt, erweitert die Seele; denn alles Uebrige, was unsre Begierden reitzt, drückt auch die Seele nieder und schwächt sie: und scheint es sie zu erheben; so bläs't es sie bloß auf, durch lauter Eitelkeit täuschend. Das allein ist also gut, wodurch die Seele besser wird. Alle Handlungen des ganzen Lebens werden in Rücksicht auf das, was ehrenwerth und was schandbar ist, eingerichtet; hiernach wird der Grund, etwas zu thun, oder nicht zu thun, bestimmt. Wie dies zu verstehen sey, will ich jetzt sagen. Der gute Mann wird das, was er zur Behauptung seiner wahren Ehre thun zu müssen glaubt, thun, auch wenn es Mühe erfordert; er wird es thun, auch wenn es mit Schaden verbunden ist; er wird es thun, auch wenn er dabey in Gefahr kommt. Im Gegentheil was schändlich ist, wird er nicht thun, auch wenn es ihm Geld, oder Vergnügen, oder Gewalt einbringen sollte. Von dem Ehrenwerthen wird nichts ihn abschrecken; zu dem Schandbaren keine Hoffnung ihn reizen. Wenn er also in jedem Fall dem Ehrenwerthen nachstrebt; so wird er auch das Schandbare vermeiden, und bey allem, was er im Leben thut, diese beyden Grundsätze vor Augen haben; nichts sey gut, als das Ehrenwerthe, und nichts böse, als das Schandbare. Wenn die Tugend allein von allem Verderbniß frey, wenn sie allein sich stets selbst gleich bleibt; so ist sie das einzige Gut, mit dem

es nicht mehr dahin kommen kann, daß es nicht gut sey. Sie ist der Gefahr einer Veränderung entgangen. Die Thorheit kriecht allmälig zur Weisheit hinan: aber die Weisheit fällt nicht wieder zur Thorheit zurück. Ich habe schon gesagt, wenn Du Dich dessen vielleicht erinnerst, daß manche, vermöge eines blinden Triebes, Dinge, welche der Pöbel begehrt, oder fürchtet, mit Füßen getreten haben. Es hat sich einer gefunden, der seine Hand ins Feuer steckte; dessen Lachen der Peiniger nicht unterbrach; der beym Leichenbegängniß seiner Kinder keine Thräne vergoß; der unerschrocken dem Tode entgegen eilte. Liebe, Zorn, Begierde, Gefahren forderten ihn auf. Wenn eine vorübergehende hartnäckige, durch irgend einen Reitz bewirkte Anstrengung das vermag; wie viel mehr die Tugend, welche nicht nach plötzlichen Aufwallungen; sondern mit gleichförmiger Kraft wirkt, deren Stärke unvergänglich ist. Es folgt, daß Dinge, welche auch von Nichtdenkenden oft, von Weisen allezeit verachtet werden, weder Güter noch Uebel sind. Das einzige Gut ist also eben die Tugend, welche zwischen Glück und Unglück stolz einhergeht und beyde von ganzem Herzen verachtet. Nimmst Du die Meynung an, daß es außer der Tugend irgend ein Gut gebe; so wird jede Tugend erkranken: denn keine wird sich behaupten, wenn sie irgend etwas außer sich berücksichtiget. Dies streitet wider die Vernunft, aus welcher die Tugenden entspringen, und wider die Wahrheit, die ohne Vernunft nicht besteht. Jede Meynung aber, welche mit der Vernunft streitet, ist falsch. Du mußt einräumen, daß ein guter Mann die größte Ehrfurcht gegen die Götter hegt; er wird folglich alles, was ihm auch immer begegnen mag, mit Gleichmuth erdulden; denn er weiß, daß es ihm nach dem göttlichen Gesetze, wornach alles erfolgt, begegnet sey. Ist das, so wird ihm die Tugend das einzige Gut seyn; denn sie beweiset sich gerade dadurch, daß sie den Göttern gehorcht, beym Uner-

warteten nicht aufprauſet, ihr Loos nicht beweint; ſondern gelaſſen annimmt, was das Schickſal mit ſich bringt, und thut, was ihr befohlen wird. Denn wenn es irgend ein Gut giebt außer der Tugend; ſo wird uns ein heftiges Verlangen nach dem Leben und nach den Dingen, welche zum Leben gehören, verfolgen, welches unerträglich, grenzenlos und unſtät iſt. Das einzige Gut iſt alſo die Tugend, die ein beſtimmtes Maaß hat. Wir haben geſagt, die Menſchen würden ein glückſeligeres Leben führen, als die Götter, wenn Dinge, welche die Götter nicht gebrauchen, als Geld und Ehrenſtellen, Güter wären. Setze noch hinzu, daß der Seelen, wenn ſie anders, vom Körper abgelöſ't, fortdauern, ein glücklicherer Zuſtand wartet, als worin ſie ſich während ihres Aufenthalts im Körper befinden. Sind aber die Dinge, deren wir vermittelſt des Körpers genießen, Güter; ſo ſind ſie nach ihrer Entlaſſung (9) übler daran, als zuvor, da es doch nicht glaublich iſt, daß ſie, eingeſchloſſen und belagert, glückſeliger ſeyn, als befreyt und dem Weltganzen wiedergegeben. Auch ſagte ich, daß auch die vernunftloſen Thiere, wenn die Dinge, welche ſowohl dem Menſchen, als den vernunftloſen Thieren zu Theil werden, Güter ſind, ein glückſeliges Leben führen würden, welches durchaus nicht der Fall ſeyn kann. Für die Tugend ſoll man alles dulden; dazu würde man nicht verbunden ſeyn, wenn es irgend ein anderes Gut gäbe, als die Tugend. Dieſes habe ich, obgleich ich's in meinem vorigen Briefe weiter ausführte, hier zuſammengezogen und in der Kürze wiederholt. Nie aber wird Dir die wahre Meynung als wahr erſcheinen, wofern Du nicht dein Gemüth erhebſt und Dich ſelbſt fragſt: ob Du, wenn es die Umſtände erforderten, daß Du für das Vaterland ſtürbeſt, und die Wohlfahrt aller Deiner Mitbürger mit der Deinigen erkaufteſt, Deinen Nacken nicht bloß geduldig; ſondern auch freudig darreichen würdeſt? — Wirſt Du dies thun; ſo giebt

es kein andres Gut. Du giebst alles auf, um dieses zu erlangen. Sieh, wie groß die Macht der Tugend ist. Du wirst, wenn auch nicht auf der Stelle, doch so bald für die Republik sterben, als Du einsehen wirst, daß es geschehen sollte. Bisweilen schöpft man aus einem schönen Gegenstande auch in kurzer und weniger Zeit große Freude, und obgleich den Gestorbenen und den Angelegenheiten der Menschen Entrückten keine Frucht seiner Thaten erreicht; so ergötzt ihn doch schon der Anblick der künftigen That, und der muthige und gerechte Mann genießt das größte Vergnügen und wird seiner Gefahr froh, wenn er sich den Lohn seines Todes, die Freyheit des Vaterlandes, die Wohlfarth aller, für die er sein Leben dahin giebt, vorstellt. Aber auch derjenige, dem selbst diese Freude entlassen wird, die größte und letzte, welche die Ausführung der That gewährt, wird ohne Anstand in den Tod eilen, zufrieden, recht und patriotisch gehandelt zu haben. Setze ihm auch so noch vieles entgegen, was ihn abschrecken könne. Sag' ihm: Bald wird man Deiner That vergessen; Deine Mitbürger werden Dir wenig Dank dafür wissen. — Er wird Dir antworten: Das alles liegt außer meiner Handlung; ich sehe nur sie selbst an; daß sie tugendhaft ist, weiß ich. Also — wohin sie mich führt und ruft, dahin geh' ich. Das folglich ist das einzige Gut, dessen Werth nicht bloß ein ausgebildetes, sondern selbst ein, bloß von der Natur mit edlen Anlagen ausgestattetes, Gemüth empfindet; die übrigen sind nichtig und veränderlich. Daher ist ihr Besitz sorgenvoll, auch wenn sie durch des Schicksals Gunst über einen Menschen zusammengehäuft werden. Schwer lasten sie auf ihren Herren, und drücken sie unaufhörlich, und erdrücken sie auch zuweilen. Keiner von jenen bepurpurten Herren ist glückselig, so wenig, als einer von denen, welchen ihre Rolle auf dem Theater Scepter und Königsmantel zutheilt. Vor dem Volke treten sie auf ihren Kothurnen (10) hoch

einher; so bald sie die Bühne verlassen, ziehen sie die Schuhe aus, und sind nicht größer, als sie bisher waren. Keiner von denen, welche Reichthum und Ehrenstellen auf eine höhere Stufe haben, ist groß. — Warum scheint er denn groß? — Du mißt sein Fußgestell mit! Ein Zwerg ist nicht groß, wenn er auch auf einem Berge stände; ein Coloß behauptet seine Größe, auch wenn er in einer Grube stände. Das ist der Irrthum, woran wir leiden, so täuscht man uns, daß wir niemand nach dem schätzen, was er ist; sondern ihm auch das zulegen, womit er verziert ist. Willst Du aber einen Menschen richtig schätzen und wissen, wie er beschaffen ist; so mußt Du ihn nackend sehen. Er lege sein Vermögen, seine Ehrenstellen und was ihm sonst das Glück anlügt, ab; seinen Körper selbst ziehe er aus; seine Seele schaue an, von welcher Art und Größe sie sey, ob durch fremdes, oder eigenes Gut groß? Wenn er mit unverwandtem Blick Schwerdter zucken sieht, und weiß, daß es ihm nichts verschlägt, ob der Lebenshauch ihm durch den Mund oder durch die Gurgel entfahre; so nenne ihn glückselig. Wenn man ihm mit körperlichen Martern droht, die theils der Zufall herbeyführt, theils die Ungerechtigkeit eines Mächtigeren, oder mit Fesseln und Verbannung; so hört er das, was sonst mit eitlen Schrekken die Gemüther der Menschen erfüllt, furchtlos an und spricht:

— — — „von keinerley Drangsal,
„Jungfrau, steiget mir neu und unverhofft die Gestalt auf;
„Alles erwog ich zuvor und wandt' im Herzen den Vorsatz!“ — (11)

Du kündigest mir dieses heute an; ich habe mir es immer angekündigt, und den Menschen auf Menschliches vorbereitet.“ — Minder hart trifft der Schlag des vorbedachten Uebels. Den Thoren aber und denen, welche dem

Schicksal trauen, kommt jede Gestalt der Dinge neu und unerwartet vor. Ein großer Theil jedes Uebels besteht aber für Unkundige — in der Neuheit. Davon ist der Beweis, daß viele, was sie anfänglich sehr hart fanden, gelassen tragen, nachdem sie sich daran gewöhnt haben. Daher gewöhnt sich der Weise an künftige Uebel und was andre sich durch langes Dulden leicht machen, das macht er sich leicht durch langes Denken. Wir hören zuweilen Unkundige sprechen: Wußt' ich, daß mir das noch bevorstände? — Der weise weiß, daß ihm alles bevorsteht. Was auch geschieht, er spricht: Ich wußte es!

Sieben und siebzigster Brief.

Der Verfasser bekümmert sich wenig um die Ankunft einer Flotte. Ueber den freywilligen Tod und wider die Todesfurcht.

Heute zeigten sich uns unvermuthet die Alexandrinischen Schiffe, welche vorausgeschickt zu werden pflegen, um die Ankunft der nachkommenden Flotte (1) zu verkündigen. Man nennt sie Paquetböte (Tabellariae.) Dies ist für Campanien ein erfreulicher Anblick. Man steht schaarenweise auf dem Molo von Puteoli und erkennt unter noch so vielen Schiffen die Alexandrinischen an ihren Seegeln. Denn sie allein dürfen das sogenannte Supparum aufziehen, welches auf der hohen See alle Schiffe führen. Denn nichts beschleunigt so sehr die Fahrt, als das oberste Seegel, durch welches das Schiff am stärksten fortgetrieben wird. Sobald daher der Wind sich aufnimmt und

stärker wird, als man wünscht, läßt man die Raaen (2) herab, weil der Wind tiefer unten weniger vermag. Wenn man bis Caprean (3) und an das Vorgebürge gekommen ist, wo „hoch Minerva von ihrem stürmischen Gipfel herabschaut;“ (4) — so müssen sich die übrigen Schiffe mit dem untern Seegel begnügen; das Suppa-rum ist ein Wahrzeichen der Alexandriner. Während so viele Menschen eiligst zum Ufer liefen, machte mir meine Trägheit große Freude, (5) weil ich, Briefe von den Meinigen (6) erwartend, so gar keine Eile hatte, zu erfahren, wie dort meine Sachen ständen, was sie Neues mitbrächten. Schon seit langer Zeit giebt's für mich weder Verlust noch Gewinn. (7) So hätt' ich denken müssen, auch wenn ich nicht alt gewesen wäre; nun aber um so mehr, da mir, wie wenig ich auch immer haben mag, doch immer mehr Zehrgeld, als Weges übrig ist; zumal da ich eine Laufbahn betreten habe, die ich nicht ganz zu durchlaufen brauche. (8) Eine Reise bleibt unvollendet, wenn man auf dem halben Wege, oder diesseits des Orts, wohin man will, stehen bleibt; das Leben ist nie unvollendet, wenn es tugendhaft ist. Es ist, wo Du auch endest, wenn Du nur gut endest, ein Ganzes. Oft muß man auch den Muth haben, es selbst zu enden und zwar nicht eben aus den erheblichsten Ursachen, denn auch die, welche uns zurückhalten, sind nicht sehr erheblich. Tullius Marcellinus, den Du recht gut gekannt hast, der in seiner Jugend sehr still lebte, aber vor der Zeit alt ward, verfiel in eine, nicht unheilbare, aber langwierige, beschwerliche und viele Bedürfnisse erzeugende Krankheit und fing an, auf seinen Tod zu denken. Er berief mehrere Freunde zu sich. Jeder rieth ihm entweder aus Furchtsamkeit das, was er sich selbst gerathen hätte, oder aus Schmeicheley und Gefälligkeit das, wovon er vermuthete, daß es dem Fragenden am angenehmsten seyn würde. Unser Freund, der Stoiker, ein herrlicher, und, um ihn in Ausdrücken

zu loben, worin er gelobt zu werden, würdig ist, ein Mann voll Muth und Kraft, redete ihm meines Bedünkens am Besten zu. „Mein Marcellin, fing er an, quäle Dich nicht, als ob Du über eine große Angelegenheit berathschlagtest. Zu leben — ist keine Sache von großer Erheblichkeit. Alle Deine Sklaven, alle Thiere leben. Auf eine ehrenwerthe, weise, muthige Art sterben — das ist etwas Großes. Bedenke, wie lange Du schon immer einerley thust. Speise, Schlaf, Wollust — das ist der Kreis, worin man sich herumdreht. Den Entschluß zu zu sterben kann nicht bloß die Weisheit, der Muth, oder das Unglück; sondern auch der Lebensüberdruß herbeyführen." — Jenem that kein Rathgeber; sondern ein Helfer Noth. Seine Sklaven wollten ihm nicht gehorchen. Zuerst benahm daher der Stoiker diesen ihre Furcht (9) und erklärte ihnen, das Hausgesinde laufe nur denn Gefahr, wenn es ungewiß sey, ob der Tod des Herrn freywillig gewesen; übrigens gebe man ein eben so schlimmes Beyspiel, wenn man den Herrn zu sterben hindere, als wenn man ihn umbringe. Darauf erinnerte er den Marcellin, wie er sich noch gütig beweisen könne, wenn er, wie man nach geendigter Mahlzeit die Ueberbleibsel unter die Umstehenden (10) zu vertheilen pflege, nach vollendetem Leben denen etwas reiche, die ihn während des ganzen Lebens bedient hätten. Marcellin war gutmüthig und freygebig, auch als es noch auf seine Kosten ging. (11) Er theilte also kleine Summen unter seine weinenden Sklaven aus und tröstete sie selbst. Schwerdt und Blutvergießen war nicht nöthig; drey Tage lang enthielt er sich der Nahrung und ließ in seinem Schlafzimmer eine Art von Zelt (12) aufschlagen. Dann ward eine Badewanne hereingebracht, worin er lange lag, und, während man von Zeit zu Zeit lauwarmes Wasser zugoß, nach und nach hinstarb, nicht, wie er sagte, ohne eine Art von Wollust, dergleichen mit einer leichten Ohnmacht, verbunden zu seyn pflegt, die ich,

der ich zuweilen solche Zufälle habe, aus Erfahrung kenne. Ich bin hier auf ein Geschichtchen gekommen, welches Dir nicht unangenehm seyn wird, weil es Dich lehrt, daß der Hintritt Deines Freundes nicht schwer, nicht bedauernswürdig war. Denn obgleich er sich selbst den Tod gab; so verschied er doch ganz sanft und entschlüpfte gleichsam dem Leben. Aber auch nicht ohne Nutzen wird dieses Geschichtchen für Dich seyn. Denn oft macht die Noth solche Beyspiele zum Bedürfniß. Oft sollen wir sterben und wollen nicht; oft sterben wir und wollen nicht. Niemand ist so unwissend, daß es ihm unbekannt wäre, er müsse einmal sterben, und doch, wenn der Augenblick herannaht, sperrt man sich, zittert, weint. Würdest Du den nicht für den größten aller Thoren halten, der darüber weinte, daß er nicht vor tausend Jahren lebte? Der ist eben so thöricht, der darüber weint, daß er nach tausend Jahren nicht mehr leben wird. Nicht mehr seyn und noch nicht seyn — ist eins und dasselbe. Beyde Zeiten gehören nicht uns. Du bist in einen Punkt der Zeit versetzt; wie sehr Du ihn ausdehnst — bis wie weit wirst Du ihn ausdehnen? Was weinst Du? was wünschest Du? Du verlierst Deine Mühe! Gieb die Hoffnung auf, sagt der Dichter, (13) die Rathschlüsse der Götter durch Dein Flehen zu ändern! Sie sind fest und unwiderruflich, von einer mächtigen, ewigen Nothwendigkeit herbeygeführt. Du wirst dahin gehen, wohin alles geht. Was ist Dir hier neu? Auf diese Bedingung bist Du gebohren? So ist's Deinem Vater, Deiner Mutter, Deinen Voreltern, so ist's allen ergangen vor Dir; so wird's allen ergehen nach Dir. Eine unbezwingliche, und durch keine Macht zu verändernde Verkettung umschlingt und zieht alles mit sich fort. Welch' ein zahlreiches Heer Künftig-Sterbender wird Dir nachfolgen; welch' ein zahlreiches Dich begleiten! Ich glaube Du würdest muthiger seyn, wenn viele Tausende mit Dir stürben. Aber viel tausend Menschen und Thiere

geben in eben diesem Augenblick, da Du zu sterben anstehst, auf vielfache Weise ihren Geist auf. Meyntest Du denn aber, Du würdest nie da ankommen, wohin Du beständig gingest? Jede Reise hat ihr Ende. Denkst Du, ich werde Dir jetzt Beyspiele von großen Männern anführen? — — Ich werde welche von Knaben anführen! Man erzählt von jenem Spartaner, der, noch ein Knabe, als er in Gefangenschaft gerieth, in seiner Dorischen Mundart ausrief: ich will kein Sklav seyn! und Wort hielt. So bald ihm ein sklavisches und schmutziges Geschäft befohlen ward, (er sollte nämlich ein gewisses Geschirr herbringen) zerschellte er sich den Kopf an der Mauer. So nahe ist die Freyheit; und noch ist jemand Sklav? Mögtest Du nicht lieber, daß Dein Sohn auf diese Art umkäme, als daß er in Feigheit grau würde? Warum wolltest Du Dich denn beunruhigen, wenn auch Knaben muthig sterben können? Gesetzt Du wolltest nicht folgen; man wird Dich hinführen. Thue aus eigner Macht, was in fremder Macht steht. Solltest Du nicht den Muth eines Knaben haben, und sagen: ich bin kein Sklav! Unglücklicher, Du bist ein Sklav der Menschen, ein Sklav der Dinge, ein Sklav des Lebens. Denn das Leben ist Sklaverey, wenn Dir der Muth zu sterben fehlt. Was hast Du denn, worauf Du wartest? Die Sinnengenüsse, welche Dich verspäten und aufhalten, hast Du erschöpft; keiner ist Dir neu; es ist keiner dessen Du nicht bis zum Ueberdruß satt wärest. Wie Wein, wie Meth schmeckt, weißt Du. Es ist einerley, ob hundert, oder tausend Eimer durch Deine Blase gehen. Du bist ein Läuterungsschlauch! (14) Wie Austern und Seebarben schmecken, weißt Du vollkommen. Deine Ueppigkeit hat Dir für künftige Jahre nichts übrig gelassen, was Du nicht schon gekostet hättest. Das sind aber die Dinge, von welchen Du Dich so ungern losreißest. Oder was giebt es sonst, das Dir nicht ohne Schmerz entrissen werden könnte? Deine Freunde, Dein

Vater-

Vaterland? Ist Dir dieses wohl so viel werth, daß Du um seinetwillen später speisen mögtest? — Du würdest, wenn Du könntest, selbst die Sonne auslöschen. Denn was hast Du je gethan, das von ihr beschienen zu werden verdiente? Gesteh' es nur, nicht das Verlangen nach der Curie, nach dem Forum, ja nach der Natur selbst, macht Dich träge zum Sterben. Der Küchenmarkt, auf welchem Du nichts zurückgelassen, (15) ist's, den Du so ungern zurück läßt. Du fürchtest den Tod: aber wie verachtest Du ihn mitten unter Deinen Ergötzlichkeiten! (16) Du willst leben: freylich verstehst Du's! (17) Du fürchtest zu sterben: was ist denn Dein Leben? Ist's nicht der Tod selbst? Als Caesar Catigula über die Latinische Straße ging und ihn einer aus dem Haufen der Gefangenen, dem der alte Bart bis auf die Brust herabhing, um den Tod bat, sagte er: lebst Du denn noch? (18) So muß man denen antworten, für die der Tod eine wahre Wohlthat seyn würde: Du fürchtest zu sterben; lebst Du denn noch? Aber ich, sagt man, will leben, weil ich viel Gutes thue. Ungern verlasse ich die Obliegenheiten des Lebens, die ich mit so viel Treue, als Geschicklichkeit wahrnehme. — Wie? weißt Du denn nicht, daß auch sterben eine der Obliegenheiten des Lebens ist? Du versäumst keine Obliegenheit, denn es giebt keine bestimmte Anzahl derselben, die Du erfüllen müßtest. Jedes Leben ist kurz. Denn in Vergleichung mit der Dauer der ganzen Natur ist auch das eines Nestor oder einer Statilia (19) kurz, welche auf ihr Grabmaal setzen ließ, sie sey neun und neunzig Jahre alt geworden. Du siehst, das alte Mütterchen that mit ihrem hohen Alter groß; sie würde unerträglich gewesen seyn, wenn sie es bis zum vollen Hundert gebracht hätte. Es ist mit dem Leben, wie mit einem Schauspiel: nicht wie lange, sondern wie gut gespielt wird — darauf kommt's an. Es liegt nichts dar-

an, an welcher Stelle Du aufhörst; höre auf, wo Du willst; mache nur einen guten Beschluß.

Acht und siebzigster Brief.

Ueber Krankheiten und die Mittel, sich selbige zu erleichtern.

Daß Du so oft am Katarrh und den fieberhaften Zufällen, welche die Folge eines anhaltenden und zur Gewohnheit gewordenen Katarrhs sind, leidest, bedaur' ich um so mehr, da ich dieses Uebel aus eigener Erfahrung kenne. Anfänglich achtet' ich's nicht. Meine Jugend war dessen Angriffen gewachsen und bot Krankheiten Trotz; nachher lag ich unter und kam so weit, daß ich beynahe drauf gegangen wäre. Ich magerte gänzlich ab und bekam oft Lust, mein Leben zu verkürzen; das hohe Alter meines zärtlichen Vaters hielt mich zurück, denn ich bedachte, nicht wie viel Muth ich hätte zu sterben; sondern wie wenig Muth er hätte, meinen Verlust zu ertragen. Darum macht' ich mir's zur Pflicht, zu leben; denn zuweilen erfordert es auch Muth zu leben. Was mir damals zum Trost gereichte, will ich Dir sagen: doch bemerk' ich zuvor, daß eben das, was mich beruhigte, als Arzney wirkte. Die Tröstungen der Tugend werden zu Heilmitteln, und was den Geist aufrichtet, ist auch dem Körper dienlich. Das Studium dieser Wissenschaft hat mich gerettet. Der Philosophie verdanke ich's, daß ich

wieder aufgekommen und genesen bin; ihr bin ich mein Leben schuldig, und dies ist das Geringste, was ich ihr schuldig bin. Viel trugen auch zu meiner Genesung meine Freunde bey, deren Zureden, Wachen und Unterhaltung mir Lindrung gewährte. Nichts, theuerster Lucil, erquickt und labt den Kranken so sehr, als die Zärtlichkeiti seiner Freunde; nichts entrückt ihm so sehr die Erwartung und Furcht des Todes. Ich würde nicht sterben, meynte ich, wenn sie mich überlebten; mich dünkte, sag' ich, ich würde fortleben, nicht mit ihnen, sondern durch sie; es schien mir, als würd' ich meinen Geist nicht auf- sondern übergeben. (1) Dies flößte mir den Willen ein, mir zu helfen, und jede Marter zu ertragen. Sonst freylich kann nichts beklagenswürdiger seyn, als nachdem man die Lust zu sterben aufgab, keine zum Leben zu haben. Zu diesen Mitteln greife denn. Der Arzt wird Dir anzeigen, wie viel Du umhergehen, wie viel Bewegung Du Dir machen sollst; daß Du Dich der Unthätigkeit, wozu Schwächliche so geneigt sind, nicht hingebest, laut lesest und Deine leidende Luftröhre und Lunge übest, zu Wasser fahrest und durch sanftes Schaukeln Deine Eingeweide erschütterst; was Du essen, wann Du, um Dich zu stärken, Wein zu Hülfe nehmen, und wann Du ihn aussetzen mußt, um den Husten nicht zu reitzen und zu verstärken. Ich empfehle Dir ein Mittel, nicht bloß gegen diese Krankheit; sondern gegen das ganze Leben: Verachte den Tod. Es giebt nichts Trauriges mehr, wenn wir der Furcht vor diesem entronnen sind. Folgende drey Stücke machen jede Krankheit lästig: Furcht vor dem Tode, körperlicher Schmerz und Unterbrechung des Vergnügens. Vom Tode hab' ich schon genug gesagt; nur dies will ich noch hinzusetzen: in ihm fürchtet man nicht die Krankheit; sondern die Natur. Vieler Tod ist durch Krankheit verspätet worden, und es hat zu ihrer Erhaltung gedient, daß sie

zu sterben schienen. (2) Du wirst sterben, nicht weil Du krank bist; sondern weil Du lebst. Jene Veränderung wartet auch des Genesenen. Durch Deine Herstellung wirst Du nicht dem Tode; sondern der Krankheit entgehen. Jetzt wieder auf jene, der Krankheit eigenthümliche, Beschwerde zu kommen: es sind damit große Schmerzen verbunden. — Aber diese werden durch freye Zwischenräume erträglich; denn der Schmerz erreicht sein Ziel, wenn er aufs Höchste steigt. Niemand kann einen heftigen Schmerz lange ertragen. So richtete die, uns zärtlich liebende, Natur es ein, daß sie den Schmerz entweder erträglich, oder kurz seyn ließ. Die größten Schmerzen haben in den dünnsten Theilen des Körpers ihren Sitz; in den Sehnen, Gelenken, und andern zarten Theilen wüthen sie am heftigsten, weil dort der Krankheitsstoff so eng eingeschlossen ist. Aber diese Theile werden auch bald betäubt und verlieren durch den Schmerz selbst das Gefühl des Schmerzes, entweder weil die, in ihrem natürlichen Umlauf aufgehaltenen und verderbten Lebensgeister die Kraft, von welcher ihre Wirksamkeit auf unser Wahrnehmungsvermögen abhängt, verlieren, oder weil die angesteckte Flüssigkeit, wenn sie nirgends weiter hinfließen kann, sich selbst unwirksam macht, und die Theile, welche sie zu sehr anfüllte, des Gefühls beraubt. So läßt das Podagra und Chiragra und jeder Schmerz in Gelenken und Sehnen nach, sobald es die gemarterten Theile abstumpft. In allen diesen Uebeln ist das erste Schmerzgefühl beschwerlich, der heftige Anfall läßt mit der Zeit nach, und — mit der eintretenden Betäubung hört der Schmerz ganz auf. Zahn- Augen- Ohrenschmerzen sind eben deswegen äußerst empfindlich, weil sie in engen Theilen des Körpers entstehen — wie das in der That auch vom Kopfschmerz selbst gilt. Aber je ungestümer ein solcher Schmerz ist; desto schneller geht er in Geistesabwesenheit und Stumpfsinn über. So gereicht es also bey

ungeheurem Schmerz zum Trost, daß man nothwendig aufhören muß, ihn zu empfinden, wenn man ihn zu stark empfindet. Was aber Ungebildeten körperliche Beschwerden so lästig macht, ist, daß sie sich nicht gewöhnt haben, mit dem Geiste zufrieden zu seyn; sie haben sich zu sehr an den Körper gehalten. Der große und weise Mann zieht daher den Geist vom Körper ab, und geht viel mit dem besseren, göttlichen Theile seiner selbst um; mit jenem klagsamen und gebrechlichen nicht mehr, als er muß. — „Es ist aber doch unangenehm, sagst Du, der gewohnten Vergnügungen zu entbehren, im Essen so enthaltsam zu seyn, zu dursten, zu hungern.“ — Eine solche Enthaltsamkeit ist nur im Anfange schwer; allmälig erstirbt die Begierde, indem die Werkzeuge des Begehrens ermüden und matt werden. So wird der Magen ekel, wornach uns vorher lüsterte, das wird uns zuwider; unsre Begierden selbst sterben ab. Es ist aber nicht peinlich, zu entbehren, was man nicht mehr begehrt. Dazu kommt, daß jeder Schmerz zuweilen unterbrochen wird, wenigstens nachläßt. Setze hinzu, daß man bevorstehenden Schmerz verhüten, hereinbrechendem durch Arzney entgegenwirken kann. Denn es gehen demselben immer Anzeichen vorher, zumal wenn er periodisch wiederkehrt. Krankheit läßt sich ertragen, wenn man das Aeußerste, womit sie uns bedroht, verachtet. Mache Dir Deine Leiden nicht selbst schwerer und belaste Dich nicht mit Klagen. Leicht ist der Schmerz, den kein Wahn vergrößert. Im Gegentheil, wenn Du nur erst Dir selbst zuredest und sprichst: „Es hat nichts, oder doch nicht viel zu bedeuten; ich will aushalten; es wird bald aufhören;“ so wirst Du ihn leicht machen, indem Du ihn für leicht hältst. Alles kommt auf unsre Meynung an. Nicht bloß die Ehrsucht und die Ueppigkeit und der Geitz richtet sich nach ihr; auch das Maaß unsrer Schmerzen bestimmt sie. Jeder ist gerade so unglücklich, als er zu seyn glaubt. Hin-

weg mit jenem Jammern über vorübergegangene Schmerzen und mit solchen Aeußerungen: „Niemand war ja schlimmer daran! Welche Pein, welche Leiden habe ich erduldet! Kein Mensch dachte, daß ich wieder aufkommen würde! Wie oft haben mich die Meinigen schon beweint, wie oft die Aerzte mich aufgegeben! Auf der Folter wird niemand so gemartert!“ — Wenn das auch wahr ist; so ist's doch vorbey. Was hilft es, vormalige Schmerzen zu erneuern und unglücklich zu seyn, weil man es war? Ueberdies vergrößert jeder seine Leiden um Vieles und belügt sich selbst. Dann ist es angenehm, sich an früheres Ungemach zu erinnern, weil man sich natürlich der Beendigung seines Leidens freut. Beydes also müssen wir hinwegschaffen, die Furcht vor künftigem, und die Erinnerung an vormaliges Ungemach; dieses trifft mich nicht mehr, jenes noch nicht. Während uns wirklich Uebel treffen, sollten wir sprechen:

— — „Künftig vielleicht ist das auch zu denken behaglich.“ — —

und mit aller Macht dagegen kämpfen. Wer weicht wird besiegt werden; siegen wird, wer gegen den Schmerz anstrebt. Nun machen es aber viele so, daß sie die einstürzenden Trümmer, denen sie sich entgegen stemmen sollten, über sich einreißen. Die Last, welche Dich drückt, Dir über dem Kopfe hängt, auf Dich eindringt, wird, sobald Du Dich ihr entziehst, Dir nachsinken und desto schwerer aufliegen; stellst Du Dich ihr entgegen, und strebst dawider an; so wirst Du sie zurückdrängen. Wie viele Stöße bekommen nicht die Athleten ins Gesicht, wie viele auf den ganzen Körper? Doch ertragen sie aus Ehrbegierde jede Marter und dulden das alles nicht nur, weil sie kämpfen; sondern um zu kämpfen. (3) Ihre

Uebung selbst ist eine Marter. Auch wir müssen alles überwinden, wir, die kein Kranz, kein Palmzweig, kein Herold, allgemeines Schweigen für unsers Namens Verkündigung fordernd, belohnt; sondern die Tugend, die Stärke der Seele, und ein Friede, der uns für immer gesichert ist, wenn wir einmal in irgend einem Kampfe das Schicksal aus dem Felde geschlagen haben. — „Ich empfinde heftigen Schmerz!“ — Wie solltest Du nicht, wenn Du ihn weibisch erträgst? Gleichwie der Feind unter Fliehenden die größte Niederlage anrichtet; so dringt auch jedes zufällige Ungemach auf den Weichenden und Nachgebenden am heftigsten ein. — „Aber es ist so schwer!“ — Nun sind wir denn stark, um Leichtes zu tragen? Willst Du lieber eine langwierige, oder eine kurze und heftige Krankheit haben? Ist sie langwierig; so hat sie ihre Unterbrechungen, gestattet Erholungen, schenkt uns viel Zeit; (4) sie muß bald stärker, bald schwächer werden. Eine kurze und heftige Krankheit wird eins von beyden thun; entweder ein Ende nehmen, oder machen. Was verschlägt's aber, ob sie, oder ich nicht mehr sey? — In jedem Fall hört der Schmerz auf. —

Auch ist es dienlich, den Geist auf andre Gedanken zu leiten und vom Schmerz abzuziehen. Denke an das Gute und Große, was Du gethan; erwäge Deine guten Seiten; laß Dein Gedächtniß sich über die Dinge verbreiten, welche Du am mehrsten bewundert hast; laß Dir jene muthigen Männer, welche den Schmerz besiegten, begegnen; jenen, der, während er sich eine Blutadergeschwulst schneiden ließ, in seinem Buche fortlas; jenen, der ununterbrochen lachte, als seine Peiniger, eben hierüber aufgebracht, alle Werkzeuge der Grausamkeit an ihm versuchten. Sollte der Schmerz, der durch Lachen besiegt worden ist, nicht durch Vernunft besiegt werden können? Du magst nun anfüh-

ren, was Du willst, Katarrh, heftigen, anhaltenden Husten, wobey Theile der Lunge ausgeworfen werden, und innerliche Fieberglut, und Durst, und Verdrehung der Glieder und Gelenke; ärger ist doch Feuer, und die Folter, und glühendes Blech und ein Messer, welches in die anschwellenden Wunden hineingedrückt, sie wieder aufreißt und vergrößert. Doch gab es Einen, der bey dem Allen keinen Seufzer ausstieß. Aber das heißt wenig; er gab kein gutes Wort! Auch das heißt wenig; er antwortete auf keine Frage! Auch das heißt wenig; er lachte, und zwar recht herzlich! — Wirst auch Du hiernach des Schmerzes lachen? — „Aber, heißt es, die Krankheit läßt mich nichts thun, hindert mich an allen meinen Obliegenheiten.“ — Die Krankheit hat Deinen Körper, nicht Deine Seele ergriffen. Daher hemmt sie den Fuß des Laufers, und hindert die Hand des Schusters, oder Zimmermanns. Sind es Deine Seelenkräfte, die Du am mehrsten gebrauchst; so kannst Du auch krank ermahnen, lehren, hören, lernen, fragen, Dich erinnern. Aber noch mehr! Glaubst Du nichts zu thun, wenn Du als Kranker Dich mäßigst? Du wirst dann beweisen, daß die Krankheit zu bezwingen, wenigstens auszuhalten sey. Wahrlich die Tugend findet auch auf dem Siechbett einen Wirkungskreis. Nicht nur unter den Waffen und im Schlachtgetümmel bewährt sich der wackere, unerschrockene Geist; auch im Nachtkleide erkennt man den tapfern Mann. Du hast genug zu thun. Kämpfe gut mit Deiner Krankheit; Du stellst ein herrliches Beyspiel auf, wenn Dich nichts besiegt, nichts erweicht. O welchen Ruhm könnten wir erndten, wenn wir uns als Kranke öffentlich sehen ließen! Sey denn Dein eigner Zuschauer! Klatsche Dir selbst Beyfall zu. Uebrigens giebt es zwey Arten von Vergnügungen. Die körperlichen unterbricht die Krankheit, ohne sie gänzlich zu rauben; ja sie erhöht sie, wenn man's recht erwägt. Mit größerer Lust

trinkt der Durstige; willkommner ist dem Hungrigen die Speise; begieriger genießen wir, was wir lange entbehren mußten. Jene größeren und zuverlässigeren Vergnügungen aber untersagt kein Arzt dem Kranken; wer diesen nachstrebt, wer dafür Sinn hat, der verachtet allen Kitzel der Sinne. — — „Der arme Kranke!" — Warum arme? — Weil er seinen Wein nicht mit Schnee kühlt; weil er seinen Trank, im geräumigen Becher gemischt, nicht mit Eis erfrischt; weil man ihm keine Lucriner Muscheln an der Tafel öffnet; weil um seinen Speisesaal kein Getümmel von Köchen ist, welche mit den Speisen auch die Heerde herumtragen; denn bis zu dieser Erfindung hat es bereits die Ueppigkeit gebracht. Damit ja jedes Gericht recht warm bleibe, damit ja alles dem schon abgestumpften Gaumen heiß genug sey, folgt die Küche den Speisen! (5) — „Der arme Kranke!" — Er darf nur so viel essen, als er verdauen kann. Ihm liegt kein wilder Eber zum Anschaun da, der, wie gemeines Fleisch, von seinem Tische verwiesen wird; (6) man darf ihm keine Haufen von Vogel-Brust (denn ganze Vögel kann man nicht ohne Ekel sehen) vorsetzen. — Was ist Dir denn Leides geschehen? — Du wirst als Kranker, und zuweilen sogar als Gesunder essen. Doch jenes alles, unsre Tränke, und das laue Wasser, und was sonst unsern, in Ueppigkeit zerfließenden, mehr an der Seele, als am Körper krankenden Weichlingen unerträglich dünkt, werden wir leicht ertragen, wenn wir nur nicht mehr vor dem Tode zittern. Das werden wir aber nicht mehr, wenn wir das höchste Gut und das höchste Uebel kennen gelernt haben; denn erst werden wir weder des Lebens überdrüssig, noch vor dem Tode bange seyn. Denn man kann eines Lebens nicht satt werden, worin man so mancherley, große, göttliche Gegenstände behandelt; nur durch träge Unthätigkeit wird es gemeiniglich verhaßt. Wer die Natur forschend durch-

wandert, dem wird die Wahrheit nie zum Ekel werden; nur der Irrthum erzeugt Ueberdruß. Kommt aber der Tod ihn abzurufen; so hat Er, auch wenn derselbe ihn vor der Zeit und in der Blüte seines Lebens hinrafft, lange genug die Früchte des letzten geerndtet; er kennt die Natur großentheils, und weiß, daß die Tugend durch die Zeit keinen Zuwachs gewinnt. Auch das längste Leben muß denen kurz vorkommen, welche es nach eiteln und daher grenzenlosen Freuden messen. — Durch solche Betrachtungen, und zuweilen durch das Lesen meiner Briefe, stärke Dich. Es kommt eine Zeit, welche uns wieder vereinigen und mit einander zusammenschmelzen wird. (7) Die vorhergehende, wie kurz sie sey, wird die Kunst, sie recht zu gebrauchen, lang machen. Denn ein Tag, welchen der Weise lebt, ist, wie Posidonius (8) sagt, länger, als das längste Leben des Thoren. Inzwischen halte folgenden Grundsatz unerschütterlich fest: Man müsse keiner Widerwärtigkeit unterliegen, keinem Glücke trauen und die Frechheit des Verhängnisses stets so im Auge behalten, als werde es alles thun, was es thun kann. Was man lange erwartete, trifft minder hart!

Neun und siebzigster Brief.

Ueber Scylla und Charybdis und den Berg Aetna. Gleichheit der Weisen. Ermunterung zum Streben nach Weisheit, auch wenn es keinen Ruhm bringt.

Ich bin auf einen Brief von Dir begierig, worin Du mir von allem, was Du auf Deiner Reise durch Sililien Neues gesehen, und besonders von der Charybdis alle mögliche zuverlässige Nachricht geben wirst. Denn daß die Scylla eine, noch dazu den Seefahrern nicht einmal fruchtbare, Klippe ist, weiß ich recht gut. Ob die Charybdis den Sagen von ihr entspricht, dies wünscht' ich von Dir zu erfahren. Und wenn Du Beobachtungen darüber angestellt hast, welches zu thun gewiß der Mühe werth ist; so benachrichtige mich doch, ob der Wirbel nur durch einen gewissen Wind entsteht, oder ob alle Winde denselben hervorbringen, und ob es wahr ist, daß Dinge, welche jener Meerstrudel verschlingt, mehrere Meilen unter dem Wasser fortgeführt werden, und erst an den Küsten um Tourominium (1) wieder zum Vorschein kommen? Wenn Du mir dieses geschrieben haben wirst; so werd' ich es auch wagen, Dir den Auftrag zu geben, daß Du mir zu Gefallen, den Aetna besteigst, von dem man, weil er sich ehmals den Seefahrern in weiterer Ferne zeigte, behaupten will, er werde verzehrt und allmälig niedriger. Jenes kann daher kommen, daß nicht der Berg selbst an Höhe verloren; sondern, daß, das Feuer abgenommen hat und weniger heftig und reichlich ausgeworfen wird, und daß eben daher auch bey Tage der Rauch

schwächer ist. Beydes ist nicht unwahrscheinlich, weder daß der Berg, indem er unablässig verzehrt wird, kleiner werde, noch daß das Feuer sich nicht gleich bleibe, welches sich nämlich nicht selbst unterhält; sondern in irgend einer unterirdischen Höle auflodert und durch fremde Stoffe genährt, im Berge selbst keine Nahrung; sondern nur einen Durchgang findet. Es giebt in Lycien (2) eine sehr bekannte Gegend, (die Einwohner nennen sie Hephästion) wo der Boden an mehreren Stellen durchlöchert ist, und durch welchen sich, ohne irgend einen Nachtheil für dessen Erzeugnisse ein unschädliches Feuer hinzieht. Das Land ist vielmehr fruchtbar und reich an Gewächsen, da die Flammen nichts versengen, sondern bloß mit schwachem, blassern Scheine leuchten. (3) Doch ich verspare diese Fragen, bis Du mir geschrieben haben wirst, wie weit von dem Trichter des Berges der Schnee entfernt ist, der so wenig von dem benachbarten Feuer leidet, daß er auch im Sommer nicht schmilzt. Rechne mir aber die Mühe nicht an, welche Du anwenden wirst, diese Untersuchungen anzustellen. Wenn auch niemand Dir solche Aufträge gäbe; Deine Begeisterung, den Aetna, diesen, von allen Dichtern behandelten, Gegenstand zu besingen, würde Dich doch dazu bewogen haben. Virgil (4) hatte diesen Berg schon trefflich beschrieben: doch hinderte dies den Ovid nicht, denselben Gegenstand zu bearbeiten; (5) und beyde schreckten den Severus Cornelius (6) nicht ab. Allen hat dieser Gegenstand reichen Stoff gegeben, und die Vorgänger scheinen eine so ergiebige Quelle nicht erschöpft; sondern geöffnet zu haben. Es ist aber ein großer Unterschied, ob man an einen erschöpften, oder an einen fleißig bearbeiteten Gegenstand geht. Der Stoff nimmt täglich zu und gemachte Entdeckungen sind neuen nicht im Wege. Ueberdies ist der am besten daran, welcher zuletzt kommt. Er findet die Ausdrücke vor, welche,

anders geordnet, ein neues Ansehn haben. Auch raubt er sie nicht, als fremdes Eigenthum, denn sie sind ein Gemeingut und dabey findet, wie die Rechtsgelehrten behaupten, keine Verjährung statt. — Wenn ich Dich recht kenne; so wässert Dir der Mund schon nach dem Aetna. (7) Schon wünschest Du, etwas Vorzügliches zu schreiben und es Deinen Vorgängern gleich zu thun. Denn mehr zu hoffen erlaubt Dir Deine Bescheidenheit nicht, die so groß ist, daß ich glaube, Du würdest Deinem Genie sogar Einhalt thun, wenn Du versuchen solltest, sie zu übertreffen; so groß ist Deine Verehrung für die Alten. — Das ist nun auch einer von den Vorgängern der Weisheit; einer kann von dem andern nur so lange übertroffen werden, als man noch im Fortschreiten begriffen ist: hat man das Höchste erreicht; so ist alles gleich; kein Wachsthum findet mehr Statt; man steht unbeweglich. Fügt wohl die Sonne ihrer Größe etwas hinzu? Erweitert wohl der Mond seinen gewöhnlichen Umfang? Das Meer wächst nicht; die Welt behält stets dieselbe Verfassung und Größe. Was seine gehörige Größe erreicht hat, kann nicht höher steigen. Alle Weise sind einander völlig gleich; jeder von ihnen wird seine eigenthümliche Gaben haben; einer wird angenehmer im Umgange, ein andrer gewandter in Geschäften seyn, ein andrer fertiger und wieder ein andrer schöner reden: aber in demjenigen, worauf es eigentlich ankommt, was glückselig macht, werden sie alle gleich seyn. Ob Dein Aetna einsinken und in sich selbst zusammenstürzen könne, ob diese beständige Glut diesen erhabenen, weit über die Meeresfläche sichtbaren Gipfel erniedrige — das weiß ich nicht. Die Tugend wird keine Flamme, kein Einsturz in die Tiefe hinabziehen. Ihre Majestät ist die einzige, die von keiner Erniedrigung weiß, die weder weiter, noch zurückgehen kann. Ihre Größe ist, wie die der Himmelskörper, unveränderlich. Zu ihr

wollen wir uns zu erheben trachten. Viel haben wir schon gethan. Doch nein, die Wahrheit zu gestehen, nicht viel! Denn besser seyn, als die Schlechtesten, heißt noch nicht gut seyn. Wer thut sich auf seine Augen etwas zu Gute, der den Tag ahndet, der die Sonne durch einen dichten Nebel erblickt? Man mag zufrieden seyn, nicht im Finstern zu sitzen; aber man genießt darum noch nicht der Wohlthat des Lichtes. Dann mag unsre Seele sich Glück wünschen, wenn sie erst, aus dieser Finsterniß, worin sie jetzt sich wälzt, entlassen, nicht mehr von Ferne einen schwachen Schimmer erblickt; sondern das volle Tageslicht empfängt, und, ihrem Himmel wiedergegeben, den Ort wieder eingenommen haben wird, welchen sie vermöge des Adels ihrer Herkunft behauptete. (8) Ihr Ursprung winkt ihr nach oben hin. Da wird sie sich aber, selbst vor ihrer Erlösung aus diesem Kerker, befinden, wenn sie die Laster von sich wirft und sich, geläutert und behende zu göttlichen Gesinnungen emporschwingt. Dahin müssen wir streben, theuerster Lucil, diesem Ziele müssen wir mit aller Macht entgegen eilen, sollten es auch nur Wenige erfahren, sollt' es auch kein Mensch sehen. Der Ruhm ist der Schatten der Tugend; er folgt ihr auch ungeheißen. Wie aber der Schatten zuweilen vorangeht, zuweilen nachfolgt; so ist auch der Ruhm zuweilen vor uns, und beut sich uns zum Anschaun dar, zuweilen hinter uns, und um so größer, je später er nachkommt, wenn nämlich der Neid sich entfernt hat. Wie lange galt Democritus für wahnsinnig? Kaum wollte der Ruf des Sokrates erwähnen! Wie lange wußte die Stadt nichts von Cato? — Ja sie verschmähte ihn, sie erkannte seinen Werth erst, als sie ihn verloren hatte. Die Unschuld und Tugend des Rutilius (9) würde unbekannt geblieben seyn, wenn er keine Kränkungen erfahren hätte; man verherrlichte ihn, indem man ihn beleidigte.

Dankte er nicht seinem Geschicke und gewann seine Verbannung lieb? Ich rede hier von solchen Leuten, die das Schicksal verklärte, indem es sie mißhandelte. Wie viel er Menschen Verdienste wurden erst nach ihrem Tode bekannt? Wie viele hat der Ruhm nicht sowohl aufgenommen, als ausgegraben? Du weißt, wie sehr Epikur nicht bloß von Gelehrten, sondern auch von dem großen Haufen der Nichtgelehrten bewundert wird. Zu Athen selbst, in dessen Nähe er in der Stille lebte, kannte man ihm nicht. Viele Jahre nach dem Tode seines Freundes Metrodorus schließt er einen Brief, worin er seine Freundschaft mit diesem Metrodor in dankbarer Erinnerung preiset, folgendermaaßen: „es habe ihm und dem Metrodor bey so großen Vorzügen (10) gar nicht geschadet, daß das erlauchte Griechenland sie kaum einmal dem Namen nach gekannt habe.“ Hat man ihn darum etwa nicht entdeckt, nachdem er nicht mehr war? Hat sein Name keinen Glanz bekommen? — Das ist's, was auch Metrodor in einem gewissen Briefe gesteht. „Er und Epikur hätten kein Aufsehen erregt; aber in der Folge würde er und Epikur bey allen, die in ihre Fußtapfen treten würden, einen großen und berühmten Namen haben.“ — Die Tugend bleibt nie ganz verborgen: und thut sie's; so ist's ihr Schade nicht. Es kommt eine Zeit, welche die Verborgene und durch die Mißgunst ihres Jahrhunderts Verdrängte, ans Licht ziehen wird. Der lebt für wenige, der nur den Beyfall seiner Zeitgenossen sucht. Es werden noch viele Tausende von Jahren und von Völkern nachkommen: diese fasse ins Auge. Wenn auch der Neid allen denen, die mit Dir zugleich leben, Stillschweigen gebietet; so werden andre kommen, die ohne Haß und ohne Gunst urtheilen. Gehört auch der Ruhm zu den Belohnungen der Tugend; so wird ihr auch diese nicht entstehen. Die Reden der Nachkommenschaft werden uns zwar nicht errei-

chen: aber sie werden uns doch, auch ohne daß wir's empfinden, preisen und rühmen. Die Tugend hat sich noch niemanden weder vor, noch nach seinem Tode undankbar bewiesen. Der ihr nur aufrichtig zugethan war, sich nicht putzte, noch schminkte, und stets derselbe war, man mogte ihn erwartet oder unerwartet sehen. Die Heucheley hilft zu nichts; wenige täuscht die dünn überzogene Schminke; die Wahrheit ist von allen Seiten betrachtet stets dieselbe. Täuschung besteht nicht. Die Lüge ähnelt einem dünnen Schleyer; sie ist durchsichtig, wenn man genau zusieht.

Anmerkungen.

Zum ersten Briefe.

1) Ita fac — bezieht sich, wie ich glaube auf eine vorausgesetzte, oder wirkliche Aeußerung Lucils. Vergleiche die, bald folgenden Worte: Thue also, was Du zu thun versicherst.

2) Geraubt — gleich mit Gewalt, ohne daß wir es verhindern können — entwandt — andre bringen uns unvermerkt darum — entfiel — geht auf die Zeit, welche wir aus Nachläßigkeit, ohne daß andre daran Schuld sind, verloren gehen lassen. Wie die, durch die hier unterstrichenen Ausdrücke übersetzten, lateinischen; so stehen gleich drey andre einander entgegen: eripiuntur subducuntur, effluunt.

3) Die Zeit, welche aus Nachläßigkeit verloren geht, ist eben die, welche uns gl. entfällt, oder entschlüpft. Der Verlust derselben ist deswegen der schimpflichste, weil wir ihn allein verschulden.

4) Nebendinge — aliena ist hier alles, was nicht zum Hauptzweck des Lebens, Weisheit und Tugend gehört.

5) Wir sehn den Tod in der Ferne vor uns; doch hat er längst angefangen; denn wir sind von unsrer Geburt an im Sterben begriffen.

6) Indem der rechte Gebrauch des Lebens aufgeschoben wird, entflieht das Leben selbst.

7) Die Zeit — unser d. h. es hängt ganz von uns ab, wie wir selbige benutzen wollen, dahingegen andre Dinge, alle Glücksgüter, vom Zufall, oder Schicksal abhängen.

8) Zum Besitz — d. i. gl. zum Eigenthum; andre Dinge z. B. Reichthum, werden uns bloß geliehen.

9) Der Zeit erhält — d. i. dem man seine Zeit widmet, z. B. in Geschäften, im Umgange u. s. w.

10) Wie denn aber? d. i. Wie steht es demnach eigentlich mit mir? Antw. Ich halte — genügt. D. i. Ich darf mich doch noch nicht arm nennen, wenn ich die, mir noch übrige, Lebenszeit ganz der Weisheit und der Tugend widme.

11) Du aber — anfangen. Die Sparsamkeit mit der Zeit ist am nöthigsten zur bösen, d. h. zu einer solchen Zeit, wo einem, wie dem Lucilius in seinem Amte als Procurator, leicht so viel Zeit verloren geht. Aber auch zur guten Zeit, d. i. auch dann, wenn der äußern Veranlassungen zum Zeitversplittern nur wenige sind, muß man darauf bedacht seyn, seine Zeit wohl zu benutzen. — In welchen Verhältnissen du auch lebest, will also Seneca sagen, — gehe sparsam mit Deiner Zeit um! Verschiebe deren rechte Benutzung nicht!

Zum zweyten Briefe.

1) Vielleicht denkt Seneca hier an die scheußliche Sitte der Schlemmer jener Zeiten, nach so eben eingenommener Mahlzeit durch Brechmittel sofort einer neuen Ueberfüllung Raum zu machen.

2) Daß diese Regeln nur für eine Lectüre gelten, welche auf moralische oder ästhetische Bildung abzweckt, und daß der Gelehrte, als solcher, sich nicht daran binden dürfe, darf hier bloß erinnert, nicht bewiesen werden, obgleich auch dieser vor dem zu viel durch einanderlesen genannt wird.

3) Epikur, Stifter einer eigenen, nach ihm benannten philosophischen Sekte (gest. 270 vor Chr. G.) erklärte das Vergnügen für das höchste Gut; die Stoiker hingegen, (von der Stoa, einem bedeckten Säulengange zu Athen, worin Zeno, der Stifter dieser Sekte, (st. 261. v. Chr. G.) lehrte, also genannt) setzten das höchste Gut in die Tugend; ja diese war ihnen das einzige, wahre Gut. Bey dieser Verschiedenheit des stoischen und epikurischen Systems konnte Seneca, als Stoiker, wenn er aus Epikurs Schriften schöpfte, passend sagen, er streife in feindliches Lager. Uebrigens schätzte Seneca den Epikur, wie viele Stellen auch in den Briefen beweisen, sehr, so wie dieser Philosoph selbst nichts weniger, als üppig lebte.

4) Was nöthig — d. i. was ganz unentbehrlich ist zum Leben; was hinreichend ist, nämlich, wie ich glaube, zu einem, schon etwas leichteren und angenehmeren Lebensgenusse.

Zum dritten Briefe.

1) Nämlich mit dir selbst, um nicht eine übereilte Wahl zu treffen.

2) Theophrast, ein Schüler des Plato und besonders des Aristoteles, des Stifters der peripatetischen Schule, welche diesen Namen davon hat, daß Aristoteles in dem Lyceo zu Athen περιπατων, d. h. wandelnd, lehrte. Theophrast war Naturkündiger und Philosoph und dabey ein trefflicher Redner. Er folgte dem Aristoteles als Lehrer der peripatetischen Schule. Von seinen Schriften sind die moralischen Charaktere am berühmtesten. Er starb 288 vor Chr. G.

3) Erst lieben — geprüft haben, d. i. welche, ohne vorhergegangene Prüfung, nach bloß sinnlichen Antrieben die Gegenstände ihrer Liebe erwählen und nach dieser Wahl, wenn sie diese Gegenstände ihrer Liebe nicht werth finden, sie zu lieben aufhören.

4) Was man folglich nicht jedermann anvertraut. —

5) Als vor welchem man nach Seneca's Urtheil gar kein Geheimniß haben soll. —

6) Wer sich immer mit argwöhnischen Augen beobachtet sieht, der wird eben dadurch leicht veranlaßt, Unrecht zu thun, indem ihm das Rechtthun doch nicht hilft, eine bessere Meynung von sich zu erregen, dagegen auch der Schlechtere zuweilen durch das Zutrauen, welches man ihm beweiset, angetrieben wird, sich desselben werth zu machen.

7) D. i. entweder als Neuigkeit, die sie nicht zu verschweigen im Stande sind, oder als Gegenstand des Kummers u. s. w.

8) Der erste Fehler kann nur von arglosen, offenherzigen, freymüthigen — überhaupt besseren Menschen begangen werden; bey dem zweyten wagt man freylich weniger, man bleibt völlig Herr seiner Geheimnisse; aber er verräth eine versteckte, argwöhnische Gemüthsart.

9) Pompanius ein tragischer Dichter zu Tibers Zeiten. S. Tacitus Annalen, V. 8.

10) Wer sich lange im Finstern aufhielt, kann nicht sehen, wenn er wieder an das Licht kommt; so, will Seneca sagen, verliert man durch zu große Zurückgezogenheit die Fähigkeit im thätigen Leben zurecht zu finden.

11) Der Ruhende — ruhen. D. i. Auch derjenige, welcher sich einem geräuschvollen Leben entzieht und so viel Muße zu gewinnen sucht, soll doch nicht aufhören, thätig zu seyn, und umgekehrt muß derjenige, welcher tiefer in die Angelegenheiten des thätigen Lebens verflochten ist, Augenblicke der Ruhe, theils zur Erholung, theils um sich zum stillen Nachdenken zu sammeln, zu gewinnen suchen.

12) D. h. die Natur selbst giebt uns durch diese Einrichtung einen Wink, Thätigkeit und Ruhe mit einander abwechseln zu lassen.

Zum vierten Briefe.

1) Nämlich in dem Bestreben, dich selbst zu vervollkommnen.

2) D. i. das Streben nach Weisheit und Tugend ist selbst angenehm, gewährt selbst einen herrlichen Genuß, gleich wie der Künstler in der Arbeit selbst Freude findet, wiewohl ihm das vollendete Kunstwerk wieder eine andre und höhere Freude gewährt.

3) Eine ganz andre Wonne. — Diese ist nicht bloß größer, sie ist auch andrer Art, als die erstgedachte.

4) Glänzenden — gleich einem polirten Spiegel, worauf kein Flecken zu sehen ist.

5) Knabensinn — bezieht sich auf Prätexta, das Knabenkleid, eine, mit einem Purpursaum versehene Toga. Um das 16te Jahr wurden die römischen Jünglinge feyerlich auf das Forum geführt und statt der Prätexta mit der männlichen, d. h. mit einer unverbrämten Toga bekleidet. Uebrigens trugen auch die höheren obrigkeitlichen Personen zu Rom, als Consuln, Prätoren u. s. f. verbrämte Togen.

6) Nämlich in dem Streben nach Weisheit.

7) Aus Verzweiflung nämlich, seine Liebe nicht erwiedert zu sehen.

8) Ein Sklave nämlich.

9) D. i. — die Furcht vor dem Tode entfernen.

10) Viele Consuln, soviel als: viele Jahre; denn bekanntlich rechneten die Römer ihre Jahre nach den, jährlich wechselnden Consuln.

11) Z. B. ein gewaltsamer Tod.

12) Der große Pompejus, Cäsars berühmter Gegner, floh bekanntlich nach seiner Niederlage in der phorsalischen Schlacht nach Aegypten, wo er bey dem damaligen jungen Könige Ptolemäus, um dessen Vater er sich verdient ge-

macht hatte, Zuflucht und Schutz zu finden hoffte. Auf Anstiften der Hofleute dieses Unmündigen wurde aber Pompejus, in dem Augenblick, als er in Aegypten ans Land steigen wollte, ermordet. Crassus, ein gleichfalls berühmter Feldherr jener Zeit, blieb in einem Feldzuge gegen die Parther. Cajus Cäsar Caligula ließ seinen Verwandten Lepidus, der einer Verschwörung gegen ihn beschuldigt worden war, durch den Tribun Dacimus (nach einer andern Lesart, Dexter) hinrichten, ward aber nachher selbst vom Cassus Chaerea meuchelmörderischer Weise getödtet.

13) Keiner ward so mächtig, andern zu schaden, oder sie des Lebens zu berauben, ohne sich selbst der Gefahr, von andern verletzt, oder getödtet zu werden, ausgesetzt zu sehen.

14) Wer sein eignes Leben daran wagen will, kann leicht andern das ihrige nehmen.

15) Vermuthlich spielt Seneca in dieser ganzen Stelle auf den damaligen traurigen Zustand der Römer an, wo tyrannischen, blut- und habgierigen Kaisern, wie einem Caligula, Claudius, Nero — oft der geringste Vorwand genügte, oder auch jeder Vorwand überflüssig schien, um die angesehensten und besten Bürger Roms von allen Ständen des Lebens zu berauben.

16) D. i. zum Tode; nämlich von der Natur, welche jeden Menschen vom Anfang seines Lebens an zum Tode bestimmte und leitet.

17) D. i. aus Epikures Schriften. Mit dem Ausdruck Garten spielt Seneca auf den Garten an, welchen Epikur bewohnte, von welchem die Epikurener auch Gartenphilosophen und die Philosophie Epikurs selbst der Garten genannt wurde.

18) Dies nutzt — schleudert. D. h. Es sind bloß überflüssige, entbehrliche Dinge, um derer willen man die Toga so fleißig gebraucht, nämlich bey Aufwartungen, die

man den Großen macht, in Staatsgeschäften u. s. f.; die man zu erringen sucht, theils durch Kriegsdienste, theils durch Seereisen in gewinnbringenden Handelsgeschäften. Wer mit dem zufrieden ist, was die Natur erfordert, darf sich so viele Mühe nicht machen!

Zum fünften Briefe.

1) Weder die strenge, freymüthige, stoische, noch irgend eine andre Philosophie, welche, — wie die unverfälschte epikureische, — auf Tugend drang und das Laster strafte, konnte einem Zeitalter, wie das des Seneca war, einem Zeitalter, worin das Sittenverderben fast den höchsten Gipfel erstiegen hatte, wo Grausamkeit von Seiten der Mächtigen und ungeheure Ueppigkeit überall, wo Mittel dazu vorhanden oder, durch List und Gewalt zu erringen waren, herrschte, gefallen. Man brauchte nichts, als den Namen eines Philosophen, um sich gehaßt zu sehn, wie unter einer Bande von Spitzbuben kein ehrlicher Mann, und unter einer Schaar von Narren kein gescheuter Mann wohlgelitten seyn kann. Der Weise und Gute ist, auch schweigend, ein unvollkommener Strafprediger für den Thoren und Bösewicht.

2) Namentlich auch mit dergleichen kostbarem Haus- und Tischgeräth ward damals von den reichen Römern ein großer Aufwand gemacht.

3) D. h. nach Seneca's eigener Erklärung (De benef. I. 12.) eine richtige Beurtheilung dessen, was Zeit, Ort und Personen erfordern.

4) „Lebe nach der Natur" — dies war eine der gewöhnlichsten Formeln, durch welche die Stoiker das höchste Princip ihrer praktischen Philosophie ausdrückten. Garve giebt den Sinn derselben folgender Maaßen an: „Folge deinen Naturtrieben, bewirb dich, wenn es seyn kann, ohne Ausnahme, um den Gegenstand eines jeden unter ihnen und vereinige

in deiner Person und in deinem Zustande alle Vortheile und Vorzüge, zu welchen jene Triebe dich anlocken. Da aber diese Vorzüge selbst einen sehr ungleichen Werth haben; so wende auf die Erwerbung der schätzbarern, nach Verhältniß einen größern Theil deiner Zeit und deiner Kraft. Und da ferner zwischen einigen jener Naturzwecke ein absoluter Widerspruch, und die Bemühung, sie zugleich zu erlangen, durchaus vergeblich ist: so opfere den niedrigeren Trieb der Befriedigung des edlern, z. B. den Reichthum der Wissenschaft auf. Laß in dem Laufe der Jahre alle deine abwechselnden Bestrebungen in der natürlichen Ordnung auf einander folgen, so daß sie zusammen ein harmonisches Ganzes ausmachen, und dies alles thue standhaft, ununterbrochen, aus Ueberlegung und mit Vorsatz, durchs ganze Leben. — Ohne aber den Eifer dieser deiner Geschäftigkeit im mindesten zu schwächen, erinnere dich stets, daß alle die Dinge, um welche du dich bewirbst, an sich weder gut, noch böse sind und zu deiner Glückseligkeit nichts beytragen, und daß in deiner Handlungsweise und in der Schicklichkeit deines Betragens das wahre Gute und der Grund deiner Glückseligkeit liege — welche letztere dem zufolge auf immer, und selbst unter den größten Leiden, gesichert ist, weil nie ein Fall im menschlichen Leben vorkommen kann, wo es dir unmöglich sey, schicklich zu handeln." (S. S. 75 u. 76 der Darstellung der verschiedenen Moralsysteme von Aristoteles an, bis auf Kant — vor dem ersten B. der Ethik des Aristoteles übers. u. erl. v. Chr. Garve.)

Uebrigens heißt der Satz: Lebe der Natur gemäß — zuweilen auch so viel, als: richte dich nach den Naturgesetzen überhaupt; sey mit allen Begebenheiten in der Welt, sofern sie Wirkungen der Naturgesetze sind, vollkommen zufrieden, und erkenne nur das für gut oder für böse, was vermöge dieser Naturgesetze völlig in deiner Macht steht. Und da Gott Urheber der Naturgesetze ist; so heißt: der Natur folgen, auch so viel, als Gott folgen. Da nun aber

ferner die Vernunft sowohl das Verhältniß der verschiedenen Naturtriebe des Menschen, als auch die Naturgesetze überhaupt und die Angemessenheit, oder Unangemessenheit des Verhaltens zu denselben beurtheilen muß, und sie also das leitende oder herrschende Princip im Menschen ist; so heißt: der Natur gemäß leben; auch eben so viel, als vernünftig leben. Da endlich die Vernunft sich nicht selbst widersprechen kann und jeder, der derselben immer gemäß lebt, auch allezeit mit sich selbst übereinstimmen wird; so bedeutet auch die Formel: Lebe harmonisch — wesentlich dasselbe, was der Ausdruck: Lebe der Natur gemäß, bedeutet.

5) d. h. die weder viel Zeit, noch Mühe, noch Geld kostet.

6) Groß ist — Töpferwaare — Man braucht Töpferwaare wie Silberzeug — wenn man sich derselben mit philosophischer Genügsamkeit und so bedient, daß man dabey seine persönliche Würde behauptet. Umgekehrt zeigt sich die Würde des Weisen, wenn er reich ist, ohne darauf einen Werth zu legen, wenn er sein Silbergeräth mit eben der Gleichgültigkeit und Anspruchslosigkeit gebraucht, wie wenn es nichts wäre, als Töpferwaare.

7) Hekato, ein Stoiker, von der Insel Rhodus, und Schüler des Panätius.

8) Nämlich Furcht und Hoffnung.

Zum sechsten Briefe.

1) Nämlich sofern dies ein Zeichen der wiederkehrenden Reitzbarkeit der Nerven ist und folglich Genesung hoffen läßt, die bey gänzlicher Atonie nicht erwartet werden kann.

2) D. h. denen der Sinn und die Fähigkeit für wahre Freundschaft fehlte, und die, wenn dieses nicht der Fall gewesen wäre, wohl auch Freunde gefunden haben würden.

3) Nämlich einen weisen Mann, der die Lehren der Philosophie, welche er mündlich oder schriftlich vorträgt, auch ausübt.

4) Horaz (de arte poet. 180.) und andre stimmen unserm Weisen zwar hierin bey; wieder andre äußern sich auf eine entgegengesetzte Art. Beyde Theile haben in gewisser Hinsicht recht. Den psychologischen Grund beyder Meynungen und die Art, wie sie sich etwa vereinigen lassen, behalte ich mir vor, in den ausführlicheren Anmerkungen zu entwikkeln.

5) Kleanth, einer der vorzüglichsten Schüler Zeno's, dem er auch auf dem Lehrstuhle folgte.

6) Die Schüler des Sokrates betraten verschiedene Wege, d. h. sie bildeten sich abweichende Systeme. Plato war der Stifter der akademischen Secte, welche diesen Namen von der Akademie, einem Gymnasium zu Athen, wo er lehrte, erhielt. Aristoteles, Plato's Schüler, aus Stagira in Thracien gebürtig, stiftete eine neue Secte, welche den Namen der peripatetischen führte, wahrscheinlich weil Aristoteles im Lyceo, einem andern Gymnasium zu Athen umhergehend (περιπατων) lehrte. Er ward erst nach Sokrates Tode geboren, welcher 400 J. vor Chr. G. erfolgte, nämlich im J. 386 vor Chr. G. und kann folglich des persönlichen Umganges des Sokrates nicht genossen haben. Seneca macht sich also, wenn er ihm einen solchen zuschreibt, wie öfter, einer historischen Unrichtigkeit schuldig, welche indeß der Richtigkeit seiner Behauptung von dem Einflusse des Umganges mit vortrefflichen Menschen auf die Bildung des Charakters keinen Eintrag thut.

7) Auch diese Aeußerung Seneca's beweiset, wie sehr er den Epikur, trotz der Verschiedenheit zwischen dem Systeme dieses Philosophen und dem stoischen Systeme geschätzt habe. Er erließ es demselben, daß er das höchste Gut in das Vergnügen setzte, da er dieses für unzertrennlich von der Tugend

erklärte und ein Leben führte, dessen sich kein Stoiker schämen durfte.

8) So nennt Sen. scherzhaft die Sentenz aus irgend einem Schriftsteller, womit er versprochen hatte, seine Briefe zu begleiten.

9) Nämlich durch das Studium der Philosophie.

10) D. i. ich habe es in meiner Selbstveredelung so weit gebracht, daß ich mich selbst achten und lieben, mit mir selbst zufrieden seyn und mit Wohlgefallen mit mir umgehen kann.

11) D. h. der gute Mensch (denn nur dieser ist ein wahrer Freund seiner selbst) wird allen Menschen wohlwollen: wie er sein eignes wahres Bestes will, so auch das wahre Wohl aller übrigen Menschen. Hieraus ergiebt sich von selbst, daß Sen. keinesweges jene Allerweltsfreundschaft in Schutz nimmt, welche nur schwachen oder heuchlerischen Menschen nachgesagt werden kann.

Zum siebenten Briefe.

1) D. i. ich erfahre, so oft ich mich unter den großen Haufen mische, einige Verschlimmerung meines Charakters.

3) Deren Seelen — genesen — d. h. die von Fehlern, welche ihnen lange anklebten, sich frey zu machen, anfingen.

3) Das Sitzen — Schauspielen — diese Worte scheinen mir, nach unsrer Art zu reden, wie der Ausdruck desidere im Original auf ein öfteres und anhaltendes Verweilen im Theater zu deuten.

4) Nämlich aus dem Schauspiele, wo sich auf dem Schauplatze, wie unter den Zuhörern, so viele verführerische Beyspiele der genannten Laster zeigen und denselben mancherley Nahrung dargeboten wird.

5) Die Schauspiele, gegen welche Seneca hier mit so rühmlicher Wärme und selbst mit Bitterkeit eifert, waren je-

ne, im Allgemeinen so bekannten, Fechterspiele und Thiergefechte, woran die Römer zu ihrer Schande so großes Vergnügen fanden. Die erste Veranlassung dazu gab wohl die Sitte, die im Kriege gefangenen Feinde als Opfer für die Manen der Gefallenen zu schlachten. Wenigstens gab Decimus Junius Brutus (490 J. nach Erb. Roms) das erste Fechterspiel zu Rom, indem er Kriegsgefangene zu Ehren seines verstorbenen Vaters mit einander kämpfen ließ. Allmälig ward die Sache eine bloße Volks-Belustigung, die oft auch von obrigkeitlichen Personen und von denen, welche sich um öffentliche Aemter bewarben, veranstaltet wurde, um sich die Gunst des Volks zu erwerben. Nun kamen auch die Lanisten auf, welche Leute vom niedrigsten Stande, oder gekaufte Sklaven unterhielten, mit derber Fechterkost fütterten, und in den Künsten, die sie auf dem Kampfplatze anwenden sollten, unterweisen ließen. Auch die großen und reichen Römer hielten ganze Schaaren solcher Kampffechter in eigenen Behältern, um sie bey Gelegenheit vor dem Volke auftreten zu lassen. Jene Fechter führten nach Verschiedenheit der Waffen und der Art des Kampfs verschiedene Namen. So hießen einige retiarii, Netzkämpfer, weil sie unter andern Netze führten, die sie dem Gegner über den Kopf zu werfen suchten, um denselben damit niederzureißen; andre bestiarii, Thierfechter kämpften, entweder zur Strafe für begangene Verbrechen, oder für Geld gedungen, mit wilden Thieren, z. B. Löwen, Tygern u. s. f. Die, in diesem Briefe vorkommenden, ordentlichen Kämpfer waren solche, welche Paarweise, nach gewissen Regeln der Kunst, mit einander fochten. Die, welche ich erbetene genannt habe, (postulatitii) waren solche Gladiatoren, welche von den Kaisern auf ihre Kosten unterhalten, und zuweilen, auf Verlangen des Volks, zu Fechterspielen gebraucht wurden. Zuweilen begnadigte das Volk verwundete, oder sonst besiegte Gladiatoren. Die mehrsten, vorzüglich die, welche weniger Geschicklichkeit, Muth oder Todesverachtung zeigten, empfingen den Todesstreich

von dem siegreichen Gegner, indem ihnen das Volk zurief: recipe ferrum, empfange das Schwerdt! In den spätern Zeiten der Republik und nach dem Kaiser August (denn dieser untersagte es) traten sogar Senatoren und Ritter mit auf den Schauplatz, um sich als Gladiatoren zu zeigen. In dem mittägigen Schauspiele, wovon Sen. in der angezeigten Stelle redet, mußten oft diejenigen, welche frühmorgens mit wilden Thieren gekämpft hatten, mit einander kämpfen, und zwar haufenweise, ohne Regeln der Kunst, ohne Schutzwehr. Eine bloße Metzeley, welche nur der roheste Pöbel aus allen Ständen ohne Entsetzen, oder gar mit Vergnügen ansehen konnte!

6) Z. B. in den sogenannten Mimen, kleineren Zwischenspielen, worin meistens viele und freye witzige Einfälle vorkamen.

7) Nämlich in Vergleichung mit den mittägigen. In den ordentlichen Kämpfen waren die Kämpfer doch mit Schutzwaffen versehen, die Regeln der Kunst selbst kamen ihnen zu statten u. s. f., welches alles in den mittägigen Spielen wegfiel.

8) In den ordentlichen Kämpfen mußte doch Kunst angewandt werden; diese nennt Sen. hier bitter spottend: Possen, Tändeleyen, und eben so bitter die Mittagsgefechte: reinen Mord — weil es dabey auf gar nichts weiter, als auf Metzeley abgesehen war. Diese Hauptsache wurde nun rein dargestellt, kein Spiel der Kunst schwächte den Eindruck des Menschenschlachtens auf die entarteten Zuschauer. Vielleicht versteht Seneca unter den genannten Possen die Mimen, an deren Statt man Fechterspiele auf Fechterspiele gegeben.

9) Die Fechter nämlich.

10) Der Gegner nämlich.

11) Wie sie stets von den Streichen der Gegner getroffen werden, so auch diese von den ihrigen, weil beyde weder Schild, noch Helm, noch sonstige Schutzwaffen haben.

12) S. o. Anm. 5.

13) Wozu auch — auf. — Es versteht sich, daß diese Stelle ironisch zu nehmen ist.

14) Sie werden den Zuschauern vorgeworfen — gleich als wären auch diese wilde, reißende Thiere.

15) D. i. der bestiarius, der etwa am Morgen einen Löwen, oder Bären besiegt hatte.

16) Des blutgierigen Volks nämlich — und zwar in den gedachten mittägigen Schauspielen.

17) Man bediente sich auch des Feuers, um zögernde Fechter in den Kampf zu treiben.

18) D. h. wenn die regelmäßigen Spiele cessiren. In dieser Zeit wenigstens, will Sen. sagen, sollte doch das Menschenblut zu fließen aufhören: aber nein! es wird dessen nur noch mehr, und auf eine noch grausamere Art, als bey den ordentlichen Spielen vergossen.

19) Aber — begangen — Vorwand eines Zuschauers, der sein Wohlgefallen an den schauderhaften Auftritten auf dem Schauplatze rechtfertigen will, indem er zu verstehen giebt, der Getödtete habe den Tod verdient. Mit den schneidenden Worten: aber was hast Du verdient u. s. f. — gebietet ihm indeß Sen. Stillschweigen, ohngefähr wie Jesus den Anklägern der Ehebrecherin, indem er ihnen gebot, den ersten Stein auf sie zu werfen.

20) Tödte — ungern. Worte eines der vor Blutgier rasenden Zuschauer, die uns, so wenige ihrer sind, den Geist und die Art des damaligen großen Haufens der Römer und ihr Benehmen bey solchen Schauspielen lebhaft darstellen.

21) Dasjenige nämlich, worin ordentliche Paare auftreten.

22) Daß böse — geben? D. i. daß durch das Beyspiel der Grausamkeit, welches ihr gebot, jemand zur Grausamkeit gegen euch selbst gereitzt werden kann? — Unstreitig denkt Sen. hier, wie in den gleichfolgenden Worten: Danket den unsterblichen ꝛc. an Nero, welcher auch im Anfange sei-

ner Regierung so wenig Hang zum Blutvergießen verräth, daß er sogar den Wunsch äußerte, nicht schreiben zu können, um kein Todesurtheil unterzeichnen zu dürfen. Ob aber diese Aeußerung ernstlicher gemeynt gewesen seyn mag, als viele ähnliche? — — —

23) Volk — ist hier gleichbedeutend mit dem, was wir den großen Haufen nennen, (Sen. plures, multi) sofern man sich denselben größtentheils aus thörichten, ungebildeten, schlechten, oder doch gemeindenkenden Individuen zusammengesetzt denkt.

24) Cato (Marcus Porcius) der ältere, oder der Censor genannt, ein Mann von strengen Sitten, und von großem Patriotismus. Er vorzüglich drang auf den gänzlichen Untergang Karthago's. Man muß ihn von dem jüngern Cato unterscheiden, welcher sich zur Parthey des Pompejus hielt und sich nach dessen Niederlage bey Pharsalus in Utika, einer Stadt in Afrika, entleibte, um nicht in Cäsars Hände zu fallen, und um nicht die Freyheit zu überleben.

25) Lälius, ein vertrauter Freund des Scipio Africanus, der Karthago zerstörte, ein Mann von großer Rechtschaffenheit, aber von mildern Sitten, als Cato, und einer der, vorzüglich von Seneca geschätzten, Männer.

26) D. h. die vom großen Haufen gleichsam in Schutz genommen werden.

27) Nämlich das Volk.

28) Demokrit, aus Abdera in Thracien gebürtig, einer der berühmtesten Philosophen des Alterthums, von welchem man sagte, daß er die Thorheiten der Menschen, die Heraklit beweint haben sollte, beständig belacht habe, und der, wie La Grange sagt, nach dem gewöhnlichen Schicksal derer, die es wagen, sich von den Vorstellungen des großen Haufens zu entfernen, bey seinen großen Kenntnissen, bey seiner zurückgezogenen Lebensweise, und bey seinen

Meynungen, die von denen seiner, ihrer Einfalt wegen so berüchtigten, Mitbürger, so weit abwichen, für unsinnig gehalten wurde.

29) Mit andern Worten: Ich rechne nichts auf die Menge: ob mir ein einzelner Mensch, oder das ganze Volk beystimmt, das ist mir völlig gleichgültig.

30) D. h. es liegt mir gar nichts an dem Beyfall andrer; genug wenn das, was ich treibe, Beyfall verdient.

31) D. i. um Deinen eignen, nicht um den Beyfall der Menge muß es Dir zu thun seyn. La Grange übersetzt: votre mérite, c'est en vous même qu'on doit le trouver.

Zum achten Briefe.

1) Nämlich der Stoiker.

2) D. h. von bürgerlichen und anderen weltlichen Angelegenheiten.

3) D. i. jene scheinbaren Güter, wodurch wir, wie Vögel durch die Lockspeise an der Leimruthe, ins Verderben gestürzt, d. i. zu Thorheit und Laster verleitet werden.

4) Wie der gefangene Vogel anfänglich wähnt, an der Lockspeise einen guten Fund gethan zu haben, während er selbst gefangen ist; so ist z. B. der Geitzige weniger Herr des Geldes als das Geld sein Herr ist.

5) D. h. von ausländischen Marmorarten, welche man den inländischen vorzog.

6) D. h. so ist sie über die Außendinge erhaben, so staunt sie keine sinnlichen und zufälligen Güter mehr an, wie diejenigen thun, welche denselben einen wahren und hohen Werth zuschreiben.

7) Mund und Hand — nämlich um ihn zu empfehlen und ihn zu dem gesuchten Amte zu verhelfen.

8) D. i. die Philosophen.

9)

9) Er meynt abermals die, jedem Briefe beyzufügende, Sentenz.

10) Nämlich in Ansehung seiner Freylassung.

11) In diesen Schauspielen wurden Römer in römischer Tracht vorgestellt, daher sie auch togatae (von der Toga) oder romanae hießen.

12) S. Br. 7. Anmerk. 6.

13) Publius Syrus, einer der berühmtesten und von den Römern am mehrsten geschätzten Mimendichter, welcher zu Augusts Zeiten lebte. Von seinen Mimen sind uns bloß einzelne Stellen und Sprüche übrig geblieben.

14) D. h. besser für das Trauerspiel, (in welchem die Schauspieler eine Art von Schuhen mit hohen Absätzen trugen) als für das Lustspiel (worin die Schauspieler Socken, niedrige, leichte Schuhe trugen.)

15) D. i. für diese Sentenzen bist Du mir, da sie von Dir selbst sind, keinen Dank schuldig, wie für diejenigen, welche ich sonst meinen Briefen beyfüge.

Zum neunten Briefe.

1) Stilpo, von Megara, einer der berühmtesten Philosophen von der megarischen Secte, welche Euklides von Megara, ein Schüler des Sokrates, gestiftet hatte. Zeno, der Stifter der stoischen Secte, hörte ihn und nahm manche seiner Lehrsätze an.

2) D. i. die Apathie, welche auch den Stoikern für den Gipfel der Weisheit galt.

3) Denn die Ausdrücke animus invulnerabilis, oder extra omnem patientiam positus sind keiner Zweydeutigkeit unterworfen, wie der: animus impatiens, da impatiens sowohl denjenigen bezeichnen kann, der keinen Schmerz ertragen kann,

als einen, der über den Schmerz erhaben ist, dem der Schmerz nichts anhaben kann.

4) Nämlich in Rücksicht auf sein wahres Selbst.

5) Phidias, jener berühmte Bildhauer, welcher unter andern die Statue des Jupiter zu Olympia und der Minerva zu Athen verfertigte, war ein Zeitgenoß des Perikles und Sokrates.

6) Nämlich in Ansehung der beyzufügenden Sentenz.

7) Attalus, ein Stoiker, lebte zu den Zeiten Tibers.

8) D. i. so bald sein Freund Gefahr läuft, in Gefangenschaft zu gerathen.

9) Nämlich zum Freunde.

10) D. h. sie verlassen ihre Freunde, wenn sie unglücklich werden.

11) Der sie nur auf den Fall schließt, daß es seinem Freunde wohl gehe und er Nutzen von demselben ziehen könne.

12) D. h. sie stellen einen Begriff von dem Weisen auf, nach welchem derselbe der Welt weiter nicht mehr angehört; sondern gleichsam allein, für sich, existirt.

13) Zum Leben gehört mancherley, dessen auch der Weise nicht entbehren kann, so lange er leben soll: lebt er aber einmal; so wird er auch vermöge seiner Weisheit in jedem Fall glückselig leben.

14) Chrysipp, einer der berühmtesten Stoiker, Kleanths, (der dem Zeno folgte) Schüler.

15) Mit andern Worten: dem Weisen, als solchen, ist nichts unentbehrlich — denn selbst das, zur physischen Existenz Nothwendige ist ihm, wie die physische Existenz selbst, entbehrlich. Er verlangt nicht länger zu leben, als es möglich ist. — Soll er aber einmal leben; so muß er hierzu mancherley haben. Der Thor hingegen hat eigentlich nichts; was er auch besitzen mag — er gewinnt damit nichts für seine wahre Glückseligkeit. Und da man bloß von demjenigen, der etwas

zu benutzen weiß, sagen kann, er habe Bedürfnisse; so kann man von Thoren nicht einmal sagen, daß sie etwas bedürfen. —

16) Nach der Lehre der Stoiker wird die Welt einst in einem allgemeinen Brande, der auch die Götter, d. h. die Gestirne und alle höhere Wesen außer dem höchsten Gott, nicht verschonen wird, aufgehen. Ihre Grundstoffe werden denn in den höchsten Gott zurückkehren. Es wird eine Zeitlang keine äußere Welt seyn und folglich die Natur ihre Wirksamkeit unterbrechen, dann aber eine neue Welt entstehen, welche ganz, wie die zerstörte, beschaffen seyn, und worin alle Begebenheiten in derselben Ordnung auf einander folgen werden, wie in der vorhergehenden, bis auch diese wieder einer neuen Welt Platz machen wird.

17) D. h. Städtebestürmer, oder Eroberer.

18) Er meynt den oben erwähnten Publius Syrus.

Zum zehnten Briefe.

1) Z. B. um sich selbst, wie man sagt, leid zu thun.

2) Nämlich in einem, durch Weisheit gebildeten Geiste.

3) Fremdes Gut — d. h. entweder was Andern angehört, oder, welche Bedeutung hier vorzuziehen seyn dürfte, fremdartige, zur wahren Glückseligkeit nicht gehörige, dem höchsten Gute nicht verwandte, Dinge.

4) Athenodorus — ein Stoiker aus dem Zeitalter des Augustus.

Zum elften Briefe.

1) Nämlich in der Weisheit.

2) D. h. an ihre Abhängigkeit von der Natur.

3) Sulla, jener furchtbare römische Dictator, der, nach der Besiegung seiner Gegner Marius und Cinna, sein

Vaterland despotisch beherrschte, dann in den Privatstand zurücktrat und nahe an 80 J. v. Chr. G. starb.

4) Des oben erwähnten Gegners Caesars.

5) Fabianus Papirius, ein Philosoph und Lehrer der Redekunst, Seneca's Zeitgenosse. M. s. von ihm Br. 100.

6) Gutes Blut, d. h. welches nicht leicht in Wallung geräth, oder Erröthen verursacht.

Zum zwölften Briefe.

1) Nach einer sehr alten Meynung der Römer hatte jeder Mensch seinen Schutzgeist, der mit ihm entstand und starb. Man schwur gewöhnlich bey seinem eigenen Genius, aber auch zuweilen bey dem eines andern, z. B. seines Fürsten, oder, wie oben, seines Herrn.

2) Als Thürhüter.

3) Nämlich gleich einer Leiche, die bald beerdigt werden soll. Anspielung auf die Sitte, solche Leichen mit, gegen die Thür gewandtem, Gesicht in den Vorplatz des Hauses zu stellen.

4) Am Feste der Saturnalien pflegten die Herren ihren Sklaven allerley kleine Geschenke zu geben, z. B. Kuchen, gegossene Bilder und dergleichen.

5) Nämlich des Lebens.

6) Heraklit, von dem man sagte, er habe die menschlichen Thorheiten unaufhörlich beweint, (wie Demokrit sie beständig verlacht haben soll) war ein Philosoph aus Ephesus, der etwa 500 J. v. Chr. G. blühte.

7) D. i. der dunkle.

8) D. h. in einem längern Zeitraum gebe es mehrere Tage, Zeitabschnitte von 24 Stunden; diese aber seyen sich wesentlich unter einander gleich.

9) Er war so lange Statthalter in Syrien gewesen, daß er es fast als sein Eigenthum ansehen konnte. Er lebte unter der Regierung des Tiberius.

10) D. i. der betrachtet jeden Tag, den er noch erlebt, als Gewinn.

11) Nämlich durch einen freywilligen Tod, den die Stoiker unter gewissen Umständen für erlaubt, ja für Pflicht hielten.

12) Nämlich irgend eines Lehrers.

Zum dreizehnten Briefe.

1) D. h. ehe Du Dich noch dem Studio der Philosophie widmetest.

2) D. i. auf welchen sich der Gegner mit der ganzen Last seines Körpers geworfen.

3) D. i. wir Stoiker.

4) Welche uns nämlich zu viel Schmerz verursachen.

5) Nennt man äußere Unannehmlichkeiten bloß Uebel, sind sie wirklich welche?

6) Das Leben kann keinen Werth mehr für uns haben, kann uns nicht mehr wünschenswerth scheinen.

7) Nämlich auf die Seite des Angenehmen.

8) Nämlich das erwartete Unangenehme, namentlich ein gewaltsamer Tod.

Zum vierzehnten Briefe.

1) Sen. meynt jenen eisernen Haken, mit welchen Hingerichtete in die Tiber, oder zu den Gemonien, einem gewissen Orte auf dem Avantinischen Berge in Rom, der hierzu bestimmt war, geschleppt wurden.

2) D. i. die fürchterliche Strafe des Spießens.

3) Du kennst also, will Sen. sagen, jenes Gewässer, von welchem in dem folgenden Beyspiel die Rede ist.

4) Nämlich in Strudel. Sen. sagt die Meere mit Beziehung auf den Theil des mittelländischen Meeres ober- und auf den unterhalb der Meerenge von Sicilien.

5) Wer sichtbar einen Menschen meidet, macht diesem stillschweigend einen Vorwurf, und reitzt ihn also durch seine Vorsicht leicht zum Unwillen.

6) D. i. es müsse niemand sonderlichen Nutzen davon haben können, Dir das Leben zu rauben.

7) D. i. tödten mehr aus Habsucht, als aus Haß.

8) Nämlich ungestraft.

9) D. i. weil sie wußten, daß sie, z. B. im Besitz einer großen Macht, andern furchtbar seyn könnten, bemächtigte sich ihrer selbst die Furcht, weil, wer gefürchtet wird, auch dem Hasse selten entgeht.

10) D. h. sie macht uns unverletzlich, wie diejenigen waren, welche als Priester oder Schutzbedürftige die Inful, eine Art von Kopfbinde, trugen.

11) Nämlich an Wissenschaften oder Künsten.

12) Welche nämlich der Philosophie nicht entbehren können.

13) D. h. ohne seine Philosophie in der Welt, in Geschäften und öffentlichen Angelegenheiten geltend machen zu wollen.

14) Könnte man nämlich fragen.

15) D. i. die Kunst, womit er sich durch Panzer, Helm u. s. w. verwahrt, behält ihren Werth, wenn auch in einzelnen Fällen die Rüstung selbst durchbohrt wird. So bleibt der Weise ein Weiser, wenn auch seine Maaßregeln ihn nicht allemal gegen Unfälle sichern.

16) Es kann seyn, will Sen. sagen, daß mich durch die Mißgunst des Schicksals trotz meinen weisen Maaßregeln Ue-

bel treffen: diese aber hab' ich dann so wenig verdient, als der, welchen ein Räuber umbringt, den Tod verdient hat.

17) Meteodor war der geliebteste Schüler Epikur's.

18) Auf dem Forum nämlich hatten die Wechsler ihre Buden.

Zum funfzehnten Briefe.

1) D. i. des Körpers.

2) D. h. wenn bloß Gesundheit, nicht aber Athleten-Stärke, oder Tanzmeister-Geschicklichkeit, oder dergl. der Zweck Deiner Sorge für den Körper ist.

3) Nämlich wie Athleten, oder Redner, welche mehr glänzen, als nutzen wollen.

4) Anspielung auf die Athleten, welche mit äußerst nahrhafter Kost unterhalten und gleichsam gemästet wurden.

5) Womit die Athleten ihren Körper rieben.

6) Salier, Priester des Mars, welche an gewissen Festen in kriegerischer Rüstung einen Umgang durch die Stadt in hüpfender Bewegung hielten.

7) D. h. von körperlichen Uebungen zu geistigen Beschäftigungen.

8) Alles zu Künstliche in den Redeübungen werde vermieden.

9) D. h. griechische Rhetoren, oder Redekünstler und Meister in andern überflüssigen Künsten.

10) Nämlich in der Ertheilung von allerley überflüssigen Vorschriften.

11) Die Uebung der Stimme ist dem Philosophen nicht Zweck, sondern Mittel, nämlich zur Erhaltung der Gesundheit.

12) Nämlich die unnöthigen Bemühungen für den Körper.

13) Im vorigen Briefe, nämlich Epikur.

14) Wahrscheinlich zwey, dem Lucil bekannte, Thoren jener Zeit.

15) Nämlich indem er sich, als ein Mann von geringer Herkunft, zum Ritterstande aufgeschwungen, und den ansehnlichsten Posten eines kaiserlichen Procurators in Sicilien erhalten hatte.

16) Entweder durch das äußere Glück, welches er gemacht und wodurch er sich weit über das Loos seiner Geburt erhoben hatte; oder durch das Studium der Philosophie, wodurch er zu einer wahren, alles, was er vorhin gewesen, weit übertreffenden Größe gelangt war. Die erste Erklärungsart scheint dem Zusammenhange am angemessensten.

17) Denke Dir einen so hohen Grad irdischer Wohlfarth, daß nichts darüber gedacht werden kann; was würdest Du gewinnen, wenn Du ihn auch erreichtest? —

Zum sechszehnten Briefe.

1) Irgend eine Art von Vorsätzen standhaft auszuführen, ist schwerer, als selbst die Besten Vorsätze zu fassen.

2) Ob bloß in der Theorie, oder auch in der Praxis.

3) Daß das, was Du dann auch wünschest, nicht natürliches Bedürfniß ist.

Zum siebzehnten Briefe.

1) Geschäfte und Welthändel.

2) Daß man sie, und von ihr nichts verlangt.

3) Z. B. bey einer Feuersbrunst.

4) Anspielung auf den Umstand, daß Italien von Afrika, besonders von Aegypten aus mit Getraide versehen ward.

5) D. i. einige wenige Sklaven.

6) D. i. an gemeine Kost gewöhnt.

7) Nämlich mit der Philosophie.

8) Der Leidenschaften.

9) Dem Körper — nämlich in Ansehung der Bekleidung.

Zum achtzehnten Briefe.

1) D. h. sich's recht sauer werden läßt, nämlich mit Lustbarkeiten zur Feyer der Saturnalien, welches Fest auf den 17. Dec. fiel, in spätern Zeiten aber mehrere Tage dauerte. Es wurde zum Andenken an das sogenannte goldene Zeitalter unter der Regierung Saturns gefeyert. Um an die natürliche Gleichheit der Menschen zu erinnern, ward unter andern während desselben der Unterschied zwischen Freyen und Sklaven suspendirt, ja die Herren bedienten sogar ihre Sklaven bey Tische.

2) Spottende Anspielung auf die, damals in Rom herrschende Ueppigkeit, welche so groß war, als feyerte man beständig Saturnalien.

3) Z. B. nach erlittenen Niederlagen u. d. gl.

4) Während der Saturnalien trugen die Römer Hüte, als Symbol der Freyheit.

5) D. i. jeden Monat einige Tage wie Arme lebten.

6) Nicht bloß zum Scherz, oder zur Abwechslung, wie manche Reiche zuweilen thaten, soll der Schüler der Weisheit zuweilen auf Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, die er haben könnte, Verzicht thun.

7) Eine Art der Uebungen der römischen Krieger.

8) D. i. Dich gewöhnst, so wenig, als mögl. zu brauchen.

9) Verse Virgils. S. Aen. B. 8. V. 364. 365.

10) Der Seele nämlich, des Zustandes, worin man seiner mächtig ist.

Zum neunzehnten Briefe.

1) Nämlich den öffentlichen Geldgeschäften ꝛc.

2) D. i. dadurch aufzufallen, Dich damit groß zu machen.

3) D. i. Greise, die den Lucil zum Erben eingesetzt haten, und die, wenn dieser sich zurückzieht, keine Vortheile mehr von ihm hoffen, sich als von ihm verlassen ansehen.

4) Nämlich das Leben des Weisen.

5) D. i. nach höhern Ehrenstellen, zu welchen ihm die bisherigen den Weg gebahnt hatten.

6) D. i. wirst Du auch nie genug haben, um die Ansprüche anderer an Dich zu befriedigen.

7) Z. B. Prätur, Consulat.

8) D. h. Mäcen that jenen Ausspruch im eignen Gefühl der Bürde, die ihm seine Größe auflegte.

9) Dieser schwülstige Ausspruch wird gleich von Sen. selbst erklärt.

10) Mäcen, der ohnehin als Freund und Rathgeber Augusts hoch genug stand, gab dadurch einen scheinbaren Beweis von Mäßigung, daß er sich nie über den Stand eines römischen Ritters erheben ließ: im Grunde mogte aber diese Mäßigung auch bloße Eitelkeit seyn, indem er lieber der Erste Ritter, als ein neugebackener Patricier seyn wollte.

11) D. h. Du wirst keinen Freund haben.

12) S. die vierte Anm. zum siebenundzwanzigsten Briefe.

13) D. i. wenn man seine Wohlthaten nach einer weisen Ueberlegung würdigen Gegenständen ertheilt, nicht sie gleichsam auf gut Glück jedem ersten Besten zufließen läßt.

Zum zwanzigsten Briefe.

1) D. i. unabhängig, von Staatsgeschäften frey.

2) D. i. wo niemand, durch Eigennutz verbreitet, Dich zu gewinnen suchen und sich Deinen Freund nennen wird, ohne es zu seyn.

3) Ein berühmter Cyniker jener Zeit.

4) D. i. die man selbst besitzt.

5) D. i. der ich so oft etwas von Epikur anführe.

6) Nämlich zur Armuth.

Zum ein und zwanzigsten Briefe.

1) Reichthum, Ehrenstellen u. dergl.

2) Nämlich in der Entfernung von öffentlichen Geschäften, Reichthümern u. s. f.

3) Wie in einen Denkstein.

4) Caecilius Atticus, ein römischer Ritter und vertrauter Freund des Cicero. Seine Tochter war die erste Gemahlin des Marc. Vigsanius Gyrippa, dieses berühmten Feldherrn und Rathgebers des Augustus. Seine Enkelin, Agryppina, war die Gemahlin Tibers, dessen Sohn Drusus war.

5) Nämlich dem bekannten Freundespaar, Nisus und Euryalus. M. s. Aen. B. 9. aus welchem die gleich folgenden Verse genommen sind.

6) D. i. ihnen gemäß denken alle Weisen.

7) Nämlich, in Ansehung des Theils seiner Meynung, dem ich beypflichte.

8) Zur epikurischen Philosophie.

Zum zwey und zwanzigsten Briefe.

1) Nämlich der Muth des tapfern, wackern Mannes.

2) Chrysippus war einer der berühmtesten Stoiker, Kleanths Schüler.

3) Z. B. beym Schiffbruch.

4) Die also nicht Ursache haben, sich über die Götter zu beschweren.

5) D. h. ohne weiser und besser geworden zu seyn.

6) Nämlich im stoischen Sinn, d. h. arm an Weisheit und Tugend, welches die einzigen wahren Güter sind.

7) Denn auch das längste Menschenleben ist kurz, wenn wir es mit der Ewigkeit vergleichen.

Zum drey und zwanzigsten Briefe.

1) D. h. sie sind gestorben, ehe sie sich zu einem wahren, d. i. weisen und tugendhaften, Leben zu erheben angefangen hatten.

Zum vier und zwanzigsten Briefe.

1) Publius Rutilius Rufus wurde von den Rittern verurtheilt, weil er in Asien als Quästor die Einwohner der Provinz gegen die Bedrückungen der Zollpächter, welche gemeiniglich vom Ritterstande waren, schützte. Er lebte zu Smyrna im Exil und nahm die, von Sulla ihm angebotene Erlaubniß, nach Rom zurückzukehren, nicht an.

2) Quintus Metellus, der Sieger des Jugurtha, Königs in Numidien, ward wegen eines Zwistes mit einem gewissen Volkstribun verbannt.

3) C. Mucius Scävola ging als vorgeblicher Ueberläufer in das Lager des, vor Rom stehenden, etrurischen Königs Porsena (welcher dem verjagten römischen Könige Tarquinius Superbus zu Hülfe gekommen war) um Porsena zu tödten. Er verwechselte mit demselben die Person seines Schreibers, indem die Soldaten bey einer Soldauszahlung sich öfter an diesen, als an den König wandten. Ergriffen und entwaffnet erklärte er, es habe sich eine Anzahl römischer Jünglinge verschworen, den König zu tödten. Dieser drohte ihm, wenn er nicht über diese Verschwörung genauere Auskunft geben würde, ihn gebunden ins Feuer werfen zu lassen. Hierauf streckte Mucius, um zu zeigen, wie sehr er jeden Schmerz verachte und wie furchtbar die, ihm gleichgesinnte, Heldenschaar für den König sey, wenn er den Krieg fortsetze, seine Rechte in die Flamme des nahen Opferheerdes, bis ihn der König selbst davon wegreißen ließ.

4) Nämlich von Utica, der sich bekanntlich, um nicht in die Hände des siegreichen Caesars zu fallen, selbst entleibte. Vgl. Br. 7. Anm. 24.

5) Sein ganzer Name war: Quintus Cäcilius Metellus Scipio. Ein Feldherr Caesars, Publ. Sittius, war im Begriff, ihn gefangen zu nehmen, als er ihm durch seine Selbstentleibung zuvor kam.

6) Nämlich, wie dies in gewissen Fällen geschah, so daß der Gefangene an den, ihn bewachenden Soldaten angebunden wurde. Hieraus wird das gleichfolgende: Die Natur hat mich — gebunden, ganz verständlich.

7) Wie nach der Mythologie der Griechen und Römer Prometheus, auf Jupiters Befehl an einen Felsen geschmiedet, es erdulden mußte, daß ein Geyer ihm die, immer wiederwachsende, Leber aushackte.

8) D. i. das letzte, was uns trifft, ist nicht der Tod, der schon mit dem Leben selbst beginnt. Wir sterben gleichsam immerwährend und hören mit dem, was man gewöhnlich Tod nennt, nur auf zu sterben, wie zu leben. Es giebt gleichsam mehr, als einen Tod. Der, welcher uns hinnimmt, ist bloß der letzte davon.

Zum fünf und zwanzigsten Briefe.

1) Ich bin nicht sein wahrer Freund, wenn ich ihn nicht mit Ernst von seinen Fehlern zurückzubringen suche, sollte er auch unwillig auf mich werden.

2) Nämlich im Sündigen.

3) Nämlich bey Dir selbst. — Bist Du kein guter Mann, will S. sagen; so ist es Dir gefährlicher, allein, als in der großen Welt zu seyn, die Dich gewissermaaßen von Dir selbst entfernt. —

Zum sechs und zwanzigsten Briefe.

1) Vgl. Br. 12.

2) D. i. ob meine gegenwärtige, scheinbar philosophische Verfassung bloß das Werk der Jahre, oder die Furcht des Alters ist, welches meine Begierden auch ohne Hülfe der Philosophie gestillt und beruhigt haben würde.

3) D. h. die Menschen geben bald dem Guten, bald dem Bösen ihren Beyfall.

4) Nämlich die Philosophie.

Zum sieben und zwanzigsten Briefe.

1) D. i. er war so reich, als niedrig gesinnt; ein Mensch von gemeiner Denkungsart, ohne Sitten, ohne Geschmack. — In den damaligen Zeiten und schon früher gelangten manche Freygelassene, als Günstlinge der Großen, zu ungeheuren Reichthümern und großem Einfluß, ohne deshalb an Geist und Herz über ihren vorigen Sklavenstand sich zu erheben.

2) Sehr bekannte Helden, die in Homers Gedichten, womit damals jeder gebildete Mann vertraut war, vorkommen.

3) D. h. ganz genau — und doch konnte er sich oft nicht auf ihre Namen besinnen!

4) Nomenclatoren waren diejenigen Sklaven angesehener Männer, welchen es oblag, die Namen der Personen zu merken, welche ihre Gebieter in gewissen Absichten wissen wollten, z. B. von Leuten aus dem Volke, deren Stimmen sie bey Bewerbungen um Aemter suchten, und welche sie, um ihnen desto mehr Aufmerksamkeit zu beweisen, gern namentlich anredeten! Wußte nun der Nomenclator den Namen eines Menschen nicht; so mogte es oft geschehen, daß er ihm, um sich bey seinem Herrn keine Blöße zu geben, aus dem Steg-

reife einen ertheilte. — Achiver ist so viel als Griechen. Vgl. Br. 19, 12.

5) Auch ein berühmter alter griechischer Dichter.

6) Die Zahl der berühmtesten alten griechischen Lyriker war nämlich neun.

7) D. h. er mußte sie erst zulehren, bilden lassen. Bestellte Arbeit pflegt immer theurer zu seyn, als Marktwaare.

8) D. h. Grammatiker, welche die, ihm entfallenden Phrasen ꝛc. (als wären es lauter Goldkörner) sammeln und in Ordnung bringen sollten.

9) D. i. nahe an 4000 Rthlr.

10) Welche, will der Spötter sagen, eben so gut an Deiner Statt ringen können, als jene gelehrten Sklaven die Dichter an Deiner Statt kennen.

Zum acht und zwanzigsten Briefe.

1) S. Aen. 6, 78. 79.

2) Diese waren nach dem peloponnesischen Kriege den Athenern von den Spartanern vorgesetzt und herrschten mit einer grausamen Gewalt über sie. Nur Sokrates beugte sich nicht vor ihnen.

3) Nämlich durch eine solche Strenge gegen Dich selbst.

Zum neun und zwanzigsten Briefe.

1) D. i. der Weise.

2) Peripatetiker, Herumgehende, hießen die Schüler des Aristoteles, weil dieser im Herumgehen lehrte.

3) Essedarii waren solche, die bey den öffentlichen Kampfspielen auf Wagen fochten.

4) D. i. dem großen Haufen.

5) D. i. die letzte, den Briefen angehängte Sentenz. Die folgenden Briefe haben keinen solchen Schlußspruch mehr.

6) Nämlich den Menschen vom großen Haufen.

Zum dreyßigsten Briefe.

1) Nämlich des Körpers.

2) Daher, will Seneca sagen, bleibt jedem, der sich in ähnlichen Todesgefahren befindet, noch Hoffnung zur Rettung.

3) Nämlich den Tod.

4) D. i. die behaupteten, der Tod sey nicht fürchterlich, während sie ihren Tod noch fern glaubten, also noch lange nicht zu sterben hofften.

5) Bassus.

6) Siebenmal mußten bey dem Wettrennen im Circus zu Rom die Wettfahrer um die, am Ende der Rennbahn stehenden Säulen ihre Wagen lenken, ehe sie die Palme des Sieges erhielten.

7) Nämlich des brennenden Gebäudes.

8) Beym Sterben.

9) Nämlich weil unser ganzes Leben ein Sterben ist. M. vgl. den vier und zwanzigsten Brief.

10) Denn wir sterben unaufhörlich.

Zum ein und dreyßigsten Briefe.

1) Nämlich des Wachses, und zwar damit sie den bezaubernden Gesang der Sirenen nicht hören könnten. Hom. Odyss. B. 12, 173 f.

2) D. i. sey überall gegen die Urtheile des großen Haufens auf Deiner Huth.

3) D. i. sein wahres Wohl nicht von Außendingen; sondern von sich selbst, von seiner eigenen Veredelung erwarten.

4) Eben deswegen, weil die Arbeit an sich kein Gut ist, ist es ein Beweis von Weisheit, also gut, sie zu verachten, sie nicht als etwas an sich selbst Gutes, zu schätzen.

5) Nicht nach den Wünschen, die Deine Eltern etwa bey Deiner Geburt, oder während Deiner Kindheit für Dich thaten, indem sie Dir Gesundheit, Reichthum u. dgl. erflehten, hast Du abzumessen, was Dir wahrhaft heilsam sey.

6) Entweder an Jahren, oder in Rücksicht auf zeitliches Glück.

7) Nämlich mit Bitten.

8) Trage auch selbst dazu bey, daß Du glückselig [werdest; überlasse diese Sorge nicht bloß den Göttern.

9) Die Stoiker leiteten alle Thorheiten und Laster der Menschen von irrigen Vorstellungen ab, und mußten demnach der Wissenschaft, der richtigen Erkenntniß, einen so hohen Werth beylegen, als Seneca hier thut. Ob mit Recht? davon an einem andern Orte.

10) Wie nämlich in dem wahren Weisen.

11) Das Arbeiten an sich ist weder gut, noch böse; die Seele macht es zu dem einen, oder zu dem andern, je nachdem sie selbst aus edlen oder verwerflichen Beweggründen wirksam ist.

12) Theile des Alpengebirges.

13) In Macedonien.

14) Bekannte Sandbänke im mittelländischen Meere bey Afrika.

15) Wahrscheinlich hatte Lucil vor seiner Procuratur in Sicilien andre Aemter verwaltet, oder specielle Aufträge ausgerichtet, die ihn in jene verschiedenen Gegenden führten.

16) Des wahren Weisen.

17) In den bessern Zeiten der Republik, wo es noch keine Schande war, arm zu seyn.

Zum zwey und dreyßigsten Briefe.

1) D. h. den wahren, höchsten Zweck des Lebens, Weisheit und Tugend, vor dem Ende desselben zu erreichen.

2) Der Weise erwartet nichts mehr für sich selbst; er hat alles, was er nöthig hat; er ist sich selbst genug.

3) Den Weisen geht die Zeit nichts an. Im Besitz des höchsten Gutes, das durch Verlängerung der Zeit nicht höher werden kann, ist es ihm gleichgültig, wie lange er lebt.

4) D. h. ist wahrhaft Herr seiner selbst; sondern hängt von den Außendingen und von seinen sinnlichen Begierden ab.

5) D. i. welcher vor seinem Tode die Vollkommenheit des Weisen erreicht hat.

Zum drey und dreyßigsten Briefe.

1) D. i. der angesehensten Stoiker.

2) Sie suchten nicht, ihren Vortrag durch einzelne glänzende Sentenzen zu heben.

3) D. i. der Stoiker, so fern jene Aussprüche nämlich hohen Muth, männlichen Sinn, Verachtung des Irdischen athmeten.

4) Welche lange, weite Kleider trugen, aber deshalb nicht weniger tapfer waren, als die Römer mit ihren kurzen Kriegskleidern.

5) Nämlich aus stoischen Schriftstellern.

6) Nämlich den Käufern.

7) Ein Stoiker, wie die vorhergehenden und ein Schüler des Panätius.

8) Bey den Epikureern.

9) Nämlich dem Epikur.

10) Du magst, will Seneca sagen, auch einzelne in den Werken der Stoiker vorkommende, Aussprüche genauer betrachten, nur mußt Du sie zu dem Ende in ihrer Verbindung mit dem Ganzen lassen.

11) Treffliche Sentenzen der Stoiker.

12) Exoterikern, welche noch nicht tiefer in das Studium der Philosophie eingedrungen sind.

13) Chrinen sind hier ebenfalls kurze, sentenzenartige Sätze.

14) Nämlich in der Philosophie, wo jeder selbst denken sollte.

15) Gleich einem Tempel.

16) Was entdeckt werden kann.

Zum vier und dreyßigsten Briefe.

1) Nämlich an einem guten Anfange.

Zum fünf und dreyßigsten Briefe.

1) Nämlich die stoische Philosophie.

2) Nämlich, weil Seneca, wenn Lucil nicht eilte, sich zu veredeln und zum ächten Freunde zu bilden, leicht darüber hinsterben könnte.

3) Nämlich von Deinen Bemühungen.

Zum sechs und dreyßigsten Briefe.

1) D. i. Vornehme, Reiche, Mächtige.

2) Seine Güte trägt; — man drängt sich zu ihm, aber man macht ihn auch trübe.

3) D. i. aufgesucht, mit Höflichkeitsbezeugungen überhäuft wird, u. s. f.

4) Den Freund Lucils.

5) Ariston von Chios, ein berühmter Schüler des Stoikers Zenon.

6) Z. B. Dichtkunst, Grammatik.

7) D. i. die Philosophie.

8) D. i. hier die Hoffnung, man werde ein guter Mensch werden.

9) Lucils Freund.

10) Als Ehre, Reichthum, Gewalt und dergl.

11) Nämlich Lucils Freund.

12) Hört aber der Mensch im Tode auf, zu seyn; so kann er auch von seinem Tode keine Beschwerde empfinden.

Zum sieben und dreyßigsten Briefe.

1) Nämlich Dich selbst — Du hast ausdrücklich versprochen, Dich zu einem tugendhaften Manne bilden zu wollen.

2) Wie der Krieger, oder Gladiator, der sich zu den Fechterspielen vermiethete.

3) Ehrenvoll ist die Verpflichtung zur Philosophie, schimpflich die der Gladiatoren.

4) Dazu mußten sich nämlich die Gladiatoren anheischig machen.

5) — Welche nur reichlich und gut genährt werden, um nachher auf dem Kampfplatze zu bluten.

6) Von den Affecten.

Zum acht und dreyßigsten Briefe.

1) D. i. nicht vor aller Welt Ohren; sondern im Vertrauen.

2) Nämlich dem philosophischen.

Zum neun und dreyßigsten Briefe.

1) Nämlich um diejenigen auszuwählen, die Du vorläufig lesen kannst.

2) Der Thätigkeit.

3) Nämlich, was nach dem Urtheil des großen Haufens dafür gilt.

4) Die zu üppig wachsende Saat lagert sich.

Zum vierzigsten Briefe.

1) Nämlich bey ihrer Trennung, da Seneca in Rom und Lucilius in Sicilien war.

2) Den Ulyß. S. Ilias III., 222. Der Greis ist Nestor.

3) D. i. wie kann man vermittelst desselben die Menschen überreden und nach seinen Absichten leiten.

4) D. i. es einmal zu sehen, um zu wissen, was daran ist — wie man etwa Gauklerkünste sieht.

5) Dieser, wie die beyden folgenden, waren Declamatoren jener Zeit.

6) Nämlich in der Aussprache. Er spricht jedes Wort so abgebrochen aus, als wenn es mit andern in gar keiner Verbindung stände.

7) Nämlich zu Vinicius.

8) D. i. Rede, wie es dem Redner ziemt, nicht so abgebrochen und langsam; oder unterlasse das Reden gänzlich.

9) D. i. er sprach die ganze Rede, wie in einem Athem von Anfang bis zu Ende, fort.

10) Wenn man es nämlich zu der, von Seneca gerügten, Schnellzüngigkeit bringen will.

Zum ein und vierzigsten Briefe.

1) Man erinnere sich bey dieser und ähnlichen Aeußerungen, daß die Seele nach der Lehre der Stoiker ein Ausfluß und Theil der Gottheit ist.

2) Irdische.

Zum zwey und vierzigsten Briefe.

1) D. i. den Anfänger, der zwar mehrere oder wenigere Fortschritte in der Weisheit gemacht, aber die Vollkommenheit noch nicht erreicht hat.

2) Nämlich der vollkommene Weise.

3) Die Laster, für die, welche sie an sich haben. So geht auch das folgende: entdeckt hat, auf Laster.

4) Was nämlich die Aergsten thun.

5) Dann wird sich's schon zeigen, daß sie nicht besser sind, als die Schlechtesten.

6) Mit deren Zurücklassung er leicht davon fliegen könnte.

7) Die sich noch so viel leichter ausreißen ließ.

Zum drey und vierzigsten Briefe.

1) Nämlich Rom, wo so manche angesehenere Männer lebten, mit welchen sich Lucil freylich nicht messen durfte.

2) Nämlich Syrakus in Sicilien, wo Lucil, als Kaiserlicher Procurator, ein hohes Ansehn hatte.

3) D. i. ein Gegenstand erscheint groß oder klein, je nachdem diejenigen, mit welchen man ihn vergleicht, groß oder klein sind.

4) Nichts, will Seneca sagen; denn das Gewissen, dessen Zeugniß so viel mehr werth ist, als irgend ein fremdes, und jeder Mensch selbst, weiß doch um sein Thun. Durch Veränderung eines Wortes in dieser Stelle (prodest statt potest) wird dieselbe verständlicher und Seneca sagt dann: „was hilft es aber, sich zu verbergen, und die Augen und Ohren der Menschen zu meiden?" — Das Gewissen ꝛc.

5) Wer ein gutes Gewissen hat, darf es nie fürchten, gesehn und beobachtet zu werden; bey einem bösen Gewissen kann man nie ruhig seyn; es ist selbst eine Marter und läßt auch geheimer Verbrechen Entdeckung fürchten.

Zum vier und vierzigsten Briefe.

1) D. i. viele sind nicht so hohen, nämlich ritterlichen Standes, wie Du. Für die Ritter waren nämlich im Theater zunächst am Orchester, wo die Senatoren saßen, vierzehn abgesonderte Sitze bestimmt.

2) D. i. nicht jeder kann Senator werden.

3) Sein Vater Sophraniskus war ein Bildhauer und seine Mutter Phaenarete eine Hebamme.

4) Dieser Stoiker war so arm, daß er seinem Lehrer Zeno den Unterricht, den er bey ihm genoß, nicht anders bezahlen konnte, als indem er des Nachts auf die angegebene Art um Lohn Handarbeit verrichtete.

5) D. i. in der Ueberzeugung, daß diese Sicherheit stets fortdauern werde.

Zum fünf und vierzigsten Briefe.

1) Von Messina nämlich, von welcher besonders in Hinsicht der genannten Meerstrudel so viel gefabelt worden.

2) Dieses bezieht sich auf eine gewisse Art von Trugschlüssen, die man gehörnte nannte, und wornach man z. B. so schloß: Du hast, was Du nicht verloren hast: Nun hast Du keine Hörner verloren; folglich hast Du Hörner.

3) D. i. nach der Vernunft und dem Grade ihrer Ausbildung.

4) Er hieß der Lügner, weil man ihn durch ein Beyspiel von einem Lügner erläutert. Man fragte nämlich: Lügt der, welcher sagt, daß er lüge? Antwortete man: Er lüge nicht; so schloß man: er lüge nicht, weil er mit Wahrheit gesagt, daß er lüge!

5) D. i. die sich bloß mit Spitzfindigkeiten befassen, nicht aber dem Praktischen gebührenden Fleiß widmen. — Ueber Murets Auslegung dieser Stelle an einem andern Orte!

Zum sechs und vierzigsten Briefe.

1) D. h. entweder: größer, als wir beyde sie zu schreiben pflegen; oder die Redensart ist aus der Art der Alten, die Bücherrollen zu lesen, zu erklären, wo sie denn so viel heißt; die Rolle ist länger, als daß Leute von unsrer Größe selbige ohne Beschwerde entfalten und halten können.

2) Beyde schrieben nämlich nicht nur viele; sondern auch große Werke.

3) Nämlich ihrer zu genießen, z. B. beym Spazierengehen.

4) Entweder mit Regen, der mich verhindern würde, das Haus zu verlassen, oder mit der hereinbrechenden Dunkelheit.

5) D. i. der Du nicht mächtig genug bist, daß Dir jemand von Rom aus Schmeicheley sagen mögte.

Zum sieben und vierzigsten Briefe.

1) Nämlich durch Brechmittel, deren sich Schlemmer damals häufig bedienten, um sofort nach eben genossener Mahlzeit wieder essen zu können.

2) Wenn man durch die Folter ein Geständniß gegen ihre Herren von ihnen erpressen wollte.

3) Er soll noch jünger scheinen, als er ist.

4) Nämlich um diejenigen vorzuschlagen, die aufs Neue eingeladen werden sollen.

5) Wer seinem Herrn, entweder wegen seiner Kunst zu schmeicheln, oder wegen seiner starken Eß- und Trinklust, oder wegen seiner Einfälle am angenehmsten seyn könne.

6) Eines vielvermögenden Freygelassenen des Kaisers Claudius.

7) Den, zum Verkauf ausgebotenen Sklaven ward ein Täfelchen angehängt, worauf ihr Name, ihr Vaterland, ihre Eigenschaften u. s. f. angegeben waren.

8) Nämlich Gunstbezeugungen des Kaisers.

9) Varus, ein Feldherr des Kaisers Augustus, erlitt im heutigen Westphalen eine große Niederlage von den Deutschen, deren Anführer Herrmann war.

10) Nämlich bey den Deutschen, in deren Gefangenschaft viele Römer vom Heere des Varus fielen.

11) Die Gemahlin des Priamus, Königs von Troja, welche nach Eroberung dieser Stadt durch die Griechen in ihrem Alter in die Gefangenschaft der letzten gerieth.

12) Jener berühmte reiche König von Lydien, der seinem Sieger, dem persischen Könige Cyrus in die Hände fiel.

13) Welche in die Gefangenschaft Alexanders des Großen gerieth.

14) Dieser berühmte Weltweise ward einst auf Veranstaltung des ältern Dyonysius, Beherrschers von Syrakus, als Sklave verkauft, jedoch durch Vermittelung seiner Freunde bald wieder losgekauft.

15) Der Cyniker.

16) Nämlich mächtiger Herren, deren Gunst sie suchen.

17) Die Saturnalien. Vgl. Br. 18. Anm. 1.

18) Nämlich unter Deinen Sklaven.

19) D. i. einen Mann, der Consul gewesen war.

20) Etwa, um sie zu beerben.

21) Als Liebhaber.

22) Als das Zeichen der Freyheit.

23) Vermöge deren sie über alle Beleidigungen erhaben sind.

24) D. i. sie sahen sich für beleidigt an, um strafen zu können.

Zum acht und vierzigsten Briefe.

1) Vielleicht hatte sich Lucil so ausgedrückt, und erfährt dafür diese kleine Zurechtweisung.

2) Welcher nämlich eigennützige Zwecke der Freundschaft annahm.

3) D. i. der Eine will einen Freund haben, der ihm; der andre einen, dem er nütze.

4) Eine, nicht sowohl an Lucil, als an irgend einen Dialektiker der Art, die er bestreitet, gerichtete Anrede.

5) Als nämlich die Philosophie ist.

6) Wenn es ihm nämlich leicht Gefahr bringen kann, wie z. B. damals manche zum Tode verurtheilt wurden, um ihrer Reichthümer willen.

7) Nämlich solche Dialektiker.

8) Von der ächten nämlich.

9) D. i. gänzlich verachten.

Zum neun und vierzigsten Briefe.

1) Gegenstände, welche einem geliebten Verstorbenen zugehörten.

2) Ein Pythagoreer, dessen Unterricht Sen. früh genoß.

3) Nämlich in späterer Zeit bey der Wiedererinnerung.

4) Virgil. Aen. VIII., 385 f.

5) D. i. meine Unwissenheit, meine Irrthümer.

6) D. i. leicht werd' ich die besondern Vorschriften der Weisheit fassen, wenn Du mich durch vorläufigen allgemeinen Unterricht darauf vorbereitet haben wirst.

7) Euripides in den Phönizierinnen. V. 481.

8) D. i. nach Weisheit, Tugend, wahrer Glückseligkeit.

Zum funfzigsten Briefe.

1) Diese Person war vermuthlich eine alte Sklavin, welche die Stelle des Hofnarren vertrat, dergleichen, so wie Zwerge und ähnliche Ausartungen der Natur zu halten, zum damaligen Luxus der reichen und vornehmen Römer gehörte.

2) Ungebildeten — aber auch noch nicht verbildeten.

3) D. i. ein ätherisches Wesen, nach der Vorstellung der Stoiker.

4) Nämlich von Fehlern.

Zum ein und funfzigsten Briefe.

1) Nämlich feuerspeyenden.

2) Bajä, eine Stadt in Campanien am Lucriner See, bekannt wegen seiner warmen Quellen und der, daselbst herrschenden Ueppigkeit, das Bath und Tunbridge der Römer.

4) Canopus, eine Stadt in dem fruchtbaren Unterägypten, gleichfalls wegen der, dort herrschenden Ueppigkeit berüchtigt.

4) Der Karthaginiensische Feldherr, Hannibal, führte im zweyten punischen Kriege (vor Chr. G. 218—201) sein Heer von Spanien aus über die Pyrenäen nach Gallien und dann über die Alpen nach Italien, zu einer Jahrszeit, welche die Schwierigkeiten eines solchen Ueberganges unendlich vermehrte. Er schlug hierauf die römischen Heere einmal über das andre: aber die Winterquartiere zu Capua wurden durch die Annehmlichkeiten dieser Stadt ihm und seinem Heere verderblich. Vorzüglich versank das letzte in Unthätigkeit und Weichlichkeit, wodurch es zu ferneren großen Thaten minder tüchtig wurde.

5) Indem er sich der Weisheit und Tugend widmete.

6) D. h. ich werde mich demselben durch einen freywilligen Tod gänzlich entziehen.

7) Scipio Africanus der ältere begab sich freywillig, um gehässigen Streitigkeiten mit den Volkstribunen auszuweichen, nach Liternum, einer Stadt in Campanien, wo er auch starb.

Zum zwey und funfzigsten Briefe.

1) Nämlich aus dem Abgrunde der Thorheit.

2) Nämlich um philosophische Vorträge zu halten.

3) Ein stoischer Philosoph jener Zeit.

4) Nämlich um ihren Beyfall auszudrücken.

5) Sie stehen auf und richten sich, um ihren Beyfall zu

erkennen zu geben, so in die Höhe, daß sie über den, vermuthlich sitzenden Philosophen hinausragen.

6) D. i. sein Ruhm nimmt auf die Weise ein Ende.

7) Nämlich das laute Beyfallsrufen.

8) D. i. seit die Philosophen öffentlich auftreten und dem Publikum durch sophistische und glänzende Vorträge zu gefallen suchen.

Zum drey und funfzigsten Briefe.

1) D. i. Neapel, wo sich vermuthlich Lucil gern aufhielt — daher nennt es Sen. das seinige.

2) Eine kleine Insel, nicht weit von Neapel.

3) D. i. werden beyde Füße nach der rechten Seite hingedreht.

4) Es ist nicht genug, ihr einige abgebrochene Augenblicke zu schenken, die andre Geschäfte uns übrig lassen; sondern man muß diesen letzten nicht mehr Zeit widmen, als geschehen kann, ohne jene zu vernachlässigen.

5) Nach Curtius war es Darius, dem Alexander die folgende Antwort gab.

6) Erhebe Dich durch Selbstveredelung weit über den Troß der Menschen.

7) Es gehört große Kunst dazu, das höchste Gut, vollkommene Weisheit, während des kurzen irdischen Lebens zu erringen.

Zum vier und funfzigsten Briefe.

1) Ohnstreitig meynt S. eine krampfhafte Art von Asthma.

2) Eine Uebung im oder zum Sterben.

3) D. i. er entweicht endlich.

4) D. i. vor meiner Geburt war ich nicht; nach meinem Tode werd' ich nicht seyn.

Zum fünf und funfzigsten Briefe.

1) Wie eine Verdickung des Athems Ursache der Engbrüstigkeit werden und wie man durch Bewegung den Athem ver-

dünnen könne? — ist eine Frage, die ich Aerzten zu beantworten überlassen muß.

2) Eine Stadt in Campanien.

3) Der acherusische.

4) D. i. was mir zu philosophischen Bemerkungen Anlaß geben, mich zu irgend einem guten Vorsatze ermuntern könnte u. s. f.

5) D. i. der entweder einst Prätor gewesen, oder auch der so reich war, wie es die Proprätoren zu seyn pflegten, wenn sie aus den Provinzen, welchen sie vorgestanden, und die sie ausgesogen hatten, zurückkamen.

6) Welcher nämlich dem Tiber verhaßt war, auf dessen Befehl lange gefangen gehalten wurde und endlich im Kerker verhungerte. Sein Fall zog den seiner Freunde nach sich.

7) So lange Sejan Tibers Gunst besaß, war, weil er alles vermogte, sein Haß, in der Folge aber, da er gefallen war und seine Anhänger mit ihm in Ungnade fielen, seine Freundschaft gefährlich.

8) D. i. die zu jeder Jahrszeit einen angenehmen Aufenthalt darbietet, im Sommer kühl, im Winter gegen kalte Winde geschützt ist.

9) Wir entbehren sie also auch nicht.

10) D. i. da wir, auch an Einem Orte lebend, getrennt sind.

11) Wie man an Personen schreibt, mit denen man an einem Orte lebt.

Zum sechs und funfzigsten Briefe.

1) Leute, welche vermittelst kleiner Zangen den Badegästen die Haare unter den Achseln auszupften.

2) Nämlich durch die Schmerzen, die er ihm durch das Ausreißen der Haare verursacht.

3) Eine Säule in Rom.

4) Vielleicht als Schauspieler. — Mehr über diese dunkle und wahrscheinlich corrupte Stelle in der Folge.

5) Varro.

6) Thoren nämlich.

7) S. Virgil's Aen. B. 2. V. 725 f. — Aeneas trug seinen Vater Anchises aus den zusammenstürzenden Trümmern von Troja, indem er seinen Sohn Ascanius bey der Hand führte.

8) An Reichthümern, Ehrenstellen u. dgl.

9) Er verklebte ihnen nämlich die Ohren mit Wachs. Vgl. Odyssee 12, 173 f. f.

Zum sieben und funfzigsten Briefe.

1) Beziehung auf die, im drey und funfzigsten Briefe beschriebene, Wasserfahrt.

2) Die Athleten salbten sich erst, um ihren Körper desto geschmeidiger zu machen, und bestreuten sich dann mit Sand, um sich (denn sie kämpften nackend) desto besser fassen zu können.

3) Ein 700 Schritte weit durch Felsen hingehender Weg, jetzt Grotta del Monte di Pausilippo genannt.

3 b.) Beym Eingang' und Ausgange.

4) D. i. der vollkommene Weise.

5) Gleichsam mit zerdrückt. Die Stoiker dachten sich die Seele nicht als immateriell im eigentlichen Verstande, wiewohl sie selbige aus einem überaus feinen, ätherischen Stoffe bestehen ließen.

6 Was einmal unsterblich ist, ist's auf jeden Fall.

Zum acht und funfzigsten Briefe.

1) Die Brämse.

2) Später nannte man es Ens.

3) D. i. der Breitschulterige.

4) Manche Bemerkungen zu diesem, ohnehin für die mehrsten Leser wenig interessanten Briefe, muß ich mir für den in der Vorrede versprochenen Nachtrag vorbehalten.

Zum neun und funfzigsten Briefe.

1) D. i. es mag darauf ankommen, ob sie auch bey andern, als bey mir, Beyfall finden.

2) Philosophen nämlich.

3) Wie im Koth.

Zum sechszigsten Briefe.

1) Nämlich auf mich selbst. — Der ganze Aufsatz hat mehr das Ansehn eines Selbstgesprächs, als eines Briefes.

2) Nämlich zeitliche Vortheile, welche für viele so verderblich werden.

3) So nennt er die, bloß auf sinnliche Vortheile gerichteten Wünsche der Eltern.

4) Ein bekannter röm. Geschichtschreiber. M. s. s. Gesch. der Catil. Verschwör. K. 1.

Zum zwey und sechszigsten Briefe.

1) Demetrius war ein cynischer Philosoph, der zu Sen. Zeiten lebte. Dieser nennt ihn einen Halbnackten entweder wegen seiner schlechten Bekleidung überhaupt, oder mit Beziehung auf die Sitte der Cyniker mit entblößter Schulter zu gehen.

Zum drey und sechszigsten Briefe.

1) D. i. dem vollendeten Weisen.

2) Nämlich Homer. Vgl. dessen Ilias 19, 228 f. u. 24, 602 ff., in welcher letzten Stelle Achill dem, über den Verlust seines Sohnes Hector trauernden, Priamus vorstellt, wie auch Niobe, die doch durch Apollos und Dianens Zorn zwölf Kinder verloren, allmälig wieder Speise zu sich genommen.

3) Welches Du in Deiner Person darstellst.

4) S. den neunten Brief Anm. 7.

5) Ein vertrauter Freund Senecas, dem er sein Buch von der Seelenruhe zugeeignet hat. Er war Befehlshaber

der Leibwache des Nero und starb vom Genuß giftiger Schwämme.

6) Nämlich in Hinsicht des Alters. Jüngere sterben oft vor den Bejahrteren.

Zum vier und sechszigsten Briefe.

1) S. Virg. Aen. 4, 158 f.

2) D. i. die oft einen eben so starken Eindruck auf mich macht, als säh' ich sie zum erstenmal.

2) Wie die Bildnisse der Götter.

3) Gleich den Festtagen der Götter.

Zum fünf und sechszigsten Briefe.

1) Berühmte Bildsäulen des Polyklet.

2) Nämlich in jenen Urformen.

3) Zu entscheiden, welche von den drey Meynungen die wahre sey.

4) D. i. den praktischen.

5) D. i. den Theil der theoretischen Philosophie, welchen die Stoiker Physiologie, (Naturwissenschaft) nannten.

6) D. i. zu den himmlischen. Nach den Stoikern waren die Gestirne, wie die Seelen der Menschen, ätherischer Natur und Ausflüsse der Gottheit.

7) Nämlich in einen andern Wohnsitz.

Zum sechs und sechszigsten Briefe.

1) Des Sinnlichen, Zufälligen.

2) Virgil. S. Aen. 5, 344.

3) Mit einem unansehnlichen Körper.

4) Wenn die Umstände die Uebung solcher Tugenden nothwendig machen.

5) Nämlich natürlichen Trieben zufolge.

6) Scipio, derselbe, welcher Karthago zerstörte, hielt die Stadt Numanz in Spanien 15 Monate lang eng eingeschlossen, weil er sie nicht mit stürmender Hand anzugreifen wagte.

wagte. Der Hunger nahm zuletzt in der Stadt dergestalt überhand, daß viele Einwohner sich von Leichnamen sättigten, die mehrsten sich selbst tödteten und nur ein kleiner Ueberrest des Heldenvolks sich dem Scipio ergab.

7) D. i. an der sittlichen Güte selbst.

8) Als Stoiker.

9) Der doch das höchste Gut gerade in der Abwesenheit des Schmerzes findet.

10) Nämlich für sich allein betrachtet. Dennoch kann es Fälle geben, wo die Vernunft gebietet, Schmerzen zu ertragen, und da die Vernunft das Höchste im Menschen ist; so ist es zuweilen der Natur im Allgemeinen gemäß, Schmerzen zu übernehmen, obgleich sich ein einzelner Naturtrieb dagegen sträubt. — M. vgl. zur Erläut. dieser u. ähnlicher Stellen den folgenden und die 4te Anmerk. z. fünften Briefe.

11) D. i. es kann, sobald es auf Tugend ankommt, davon nicht weiter die Rede seyn.

12) Nämlich von der moralischen Seite betrachtet.

13) Nämlich das höchste Gut, nach Epikur.

14) Nämlich daß er anstatt des Königs den Schreiber desselben getödtet hatte. S. o. die 3te Anm. z. vier u. zwanz. Br.

15) D. i. den Porsena selbst und den, aus Rom verjagten Tarquin, welchen jener wieder auf den Thron setzen wollte.

Zum sieben und sechszigsten Briefe.

1) Dieser bekannte römische Feldherr gerieth nach der gewöhnlichen Erzählung in Karthaginensische Gefangenschaft, ward einige Zeit darauf nach Rom geschickt, um die Auflösung einiger vornehmen Gefangenen zu bewirken, mit der eidlichen Verpflichtung, im Falle, daß er sie nicht zu Stande brächte, zurückzukommen. Er widerrieth den Römern die Zurückgabe der Gefangenen, kehrte darauf nach Karthago zurück, und starb in einem, mit Nägeln ausgeschlagenen, Fasse oder Kasten.

2) Von Utica. Er entleibte sich selbst, um nicht dem Caesar in die Hände zu fallen. S. o. die 24ste Anmerkung zum siebenten Briefe.

3) Rutilius verbannte sich selbst, weil man es ihm zum Verbrechen machen wollte, daß er den Erpressungen der Zollpächter Einhalt gethan, ohne deshalb in seinem Patriotismus zu erkalten. S. o. Brief 24. Anm. 1.

4) Virgil Aen. 1, 93 ff.

5) In einem Kriege mit den Latinern, als er sahe, daß die Römer zu weichen anfingen.

6) Der Sohn des ersten, in einem Kriege mit den Galliern und Samnitern.

7) Nach einer bestimmten Formel. M. s. Livius 8, 9.

8) Von Tugenden, die S. hier unter dem Bilde eines ehrwürdigen Senats darstellt.

Zum acht und sechszigsten Briefe.

1) Des curulischen Stuhls durften sich bloß die obersten Staatsbeamten in Rom, die Consuln, Prätoren und die curulischen Aedilen bedienen.

2) D. i. alle Gegenstände der Philosophie.

3) Es ist ein Beweis, daß ich der Vollkommenheit näher gekommen bin, wenn ich meine Fehler kennen gelernt habe und Klagen darüber führe.

4) Die Epikureer nämlich empfehlen dem Weisen, die Muße nicht zu verlassen, wenn er nicht müßte, dagegen die Stoiker die Muße nur unter gewissen Umständen dem thätigen Leben in öffentlichen Geschäften vorzogen.

5) Von denen etwas zu erben war.

6) D. i. in gerichtlichen Angelegenheiten, bey Wahlen ꝛc.

7) Der theoretischen und praktischen Philosophie.

8) D. i. er verdankt es seinem Alter, daß er endl. weise wird.

Zum neun und sechszigsten Briefe.

1) D. i. der vorigen unphilosophischen Lebensweise.

2) Wie dies durch Reisen geschieht.

3) Sich an sinnlichen Dingen zu ergötzen, oder was böse Beyspiele sie lehrten.

4) Bey der Weisheit, oder Tugend.

5) Welche Du nicht erlebst.

Zum siebzigsten Briefe.

1) Pompeji, welches nebst Herkulanum i. J. 79. v. Chr. G. durch einen Ausbruch des Vesuv verschüttet ward.

2) S. Aen. 3, 72.

3) Er hieß Telesphorus und ward vom Lysimachus auf die oben beschriebene Art behandelt.

4) Er ließ sich in eine Verschwörung gegen den Tiberius ein.

5) D. i. durch einen Selbstmord dem Nachrichter die Mühe abzunehmen.

6) D. i. mehr, oder im eigentlicheren Sinne als derjenige, welcher durch einen freywilligen Tod seiner Ermordung durch andre zuvorkommt.

7) D. i. den Selbstmord selbst, nicht bloß die Wahl der Todesart.

8) Der Natur.

9) Der Vorb. auf den Tod.

10) D. i. aus dem Kerker, worin die Menschheit schmachtet, d. i. aus dem Leben.

11) Er riß die Wunde, welche er sich versetzt hatte und woran er nicht sogleich gestorben war, nachdem sie von seinen Freunden verbunden war, eigenhändig wieder auf.

12) D. i. der wird auch Mittel dazu zu finden wissen.

13) Diese Nachahmungen von Seeschlachten gehörten zu den großen und kostbaren Schauspielen, an welchen sich die Römer auf Kosten des Lebens vieler Menschen belustigten. Nero gab deren zwey, deren letzte Sen. hier wahrscheinlich meynt.

Zum ein und siebzigsten Briefe.

1) D. i. sie würden nach dem Göttlichen Vermögen beurtheilen, was der Mensch — der Seele nach ein Theil der Gottheit — vermag.

2) Der wahren Philosophie.

3) Sokrates.

4) Nämlich bey seiner Bewerbung um die Prätur, bey welcher er, so wie in der Folge bey seiner Bewerbung um die Consulwürde, andern Competenten nachstehn mußte.

5) König von Numidien, der es mit den Pompejanern hielt und mit ihnen unterlag.

6) D. i. das Glück, welches seine berühmten Vorfahren und Namensgenossen gehabt hatten.

7) Nämlich Ball und zwar auf dem Marsfelde.

8) Nämlich den Phädo, eine Schrift des Plato über die Unsterblichkeit der Seele.

9) Den Gestirnen.

10) Durch Auflösung in seine Urstoffe.

11) Die Philosophie.

12) Er geht entweder weiter, oder zurück.

13) Ein Volk im Innern von Asien.

Zum zwey und siebzigsten Briefe.

1) Wie die Alten ihre Bücher.

2) Nämlich der Philosophie.

3) Alle Glücksgüter sind bloß als geliehen anzusehen.

Zum drey und siebzigsten Briefe.

1) Der Unwissenheit und des Irrthums.

2) Der Ruhe, die man in einem wohlregierten Staate genießt.

3) Die Kaiser und andre obrigkeitliche Personen ließen dem Volke zu Zeiten Oel, Wein oder Fleisch austheilen, oder bewirtheten dasselbe öffentlich. Zuweilen ward auch anstatt der Naturalien Geld gegeben.

4) Ecl. 1, 6. 7. 9. 10.

5) Nämlich August.

Zum vier und siebzigsten Briefe.

1) Nämlich daß es außer der Tugend ein wahres Gut gebe.

2) So wie die römischen Kaiser damaliger Zeit zuweilen unter das, bey den Schauspielen versammelte, Volk allerley, meistens unbedeutende Geschenke auswarfen, oder durch andre auswerfen ließen.

3) Nämlich auf das, seine Gaben ausstreuende Schicksal.

4) D. i. Dinge, die man, sofern es ohne Pflichtverletzung geschehen kann, ihrem Gegentheil vorziehen mag, die aber gleichwohl, mit der Tugend verglichen, in gar keine Betrachtung kommen und nie als wahre Güter angesehen sind, z. B. Gesundheit, Wohlstand ꝛc.

5) D. i. wir mögen sie allenfalls besitzen.

6) Weil ihr Besitz mit Sorgen verknüpft ist, weil sie nicht die gehoffte Befriedigung gewähren u. s. f.

7) D. h. ohne Kenntniß der Philosophie.

8) D. i. die zur weisen Ertragung derselben erforderlichen Kräfte.

9) Nämlich indem wir der Einbildungskraft zu viel Gewalt über uns einräumen.

Zum fünf und siebzigsten Briefe.

1) D. i. geleistet, was man von ihm, als Philosophen, erwarten durfte.

2) D. i. sich allezeit selbst gleich.

3) Unter dem vollendeten Weisen. Giebt es keinen Uebergang von der Weisheit zur Thorheit? —

4) Der Thorheit und des Lasters.

Zum sechs und siebzigsten Briefe.

1) Nämlich auf die Philosophie.

2) So hieß der, sonst weiter nicht bekannte, Philosoph, welchen Seneca hörte.

3) Eine Art von Flötenspielern, die auf den Theatern gebraucht wurden.

4) D. i. der den Namen und das Vaterland dessen, der bey einem Wettkampf den Sieg davon getragen hatte, ausrief.

5) Der Unweisen, der Nicht-Philosophen.

6) Die Tugend nämlich.

7) Das Bild der Schutzgottheit des Schiffes, welches auf dem Hintertheil des letzten aufgestellt ward.

8) D. h. da die V. eigentlich den Menschen macht, der Mensch durch sie erst Mensch wird.

9) Aus dem Körper.

10) Eine Art hoher Schuhe, welche die Schauspieler bey Vorstellungen von Tragödien trugen.

11) S. Virg. Aen. 6, 103 f.

Zum sieben und siebzigsten Briefe.

1) Welche die großen Kornvorräthe, die Rom aus Aegypten zog, nach Puteoli brachte, von wo sie nach Rom in die Magazine gebracht wurden.

2) Die Queerstangen, woran die Segel befestigt sind.

3) Eine Insel, Campanien gegen über.

4) Minerva hatte auf diesem, Capreae gegen über liegenden, Vorgebirge einen Tempel.

5) Er freute sich der Apathie, welche er bey dieser Gelegenheit bewies, indem er so wenig eilte, Nachrichten von seinen Angelegenheiten in Aegypten, wo er vermuthlich Landgüter besaß, zu erhalten.

6) D. i. von meinen Geschäftsführern, Verwaltern u. dgl.

7) D. h. ich achte desselben nicht.

8) Nämlich das Leben, welches ich nach Gefallen verkürzen kann.

9) Als würden sie nach einem gewissen Gesetze (dem Silanianischen), nach welchem die Sklaven, welche mit ihrem

ermordeten Herrn unter Einem Dache gewesen waren, selbst die Todesstrafe zu erleiden hatten, straffällig werden, wenn sie ihrem Herrn behülflich wären, sich selbst zu entleiben.

10) Sklaven näml., welche die Aufwartung gehabt hatten.

11) Denn was er jetzt im Angesicht des Todes verschenkte, gab er gewissermaaßen nicht mehr von dem Seinen.

12) Unter welches die Badewanne gesetzt werden sollte.

13) Virgil Aen. 6, 376.

14) Tücher, durch welche man den Wein goß, um ihn zu reinigen. Der Wein lief bloß durch sie hin. Dies ist der Vergleichungspunkt.

15) Auf dem für Dich nichts Neues, Reitzendes mehr vorhanden ist.

16) D. i. Du überläßt Dich, Gesundheit zerstörenden und das Leben verkürzenden Ausschweifungen.

17) Ironisch.

18) D. i. Du bist lebendig todt; Dein Leben ist kein Leben.

19) Eine vornehme Römerin zur Zeit des K. Claudius.

Zum acht und siebzigsten Briefe.

1) Nämlich meinen Freunden, in denen ich, vermittelst meiner Lehren und Grundsätze fortleben würde.

2) Vermuthlich denkt S. hier an einen Umstand aus seinem eigenen Leben. Er hatte einst im Senate vor dem Kaiser Caligula eine treffliche Rede gehalten und dadurch den Neid dieses Fürsten, der auf den Ruhm, der beste Redner seiner Zeit zu seyn, höchst eifersüchtig war, dergestalt rege gemacht, daß dieser beschloß, ihn aus dem Wege zu räumen. Eine seiner Geliebten rieth es ihm ab, weil Sen., wie sie meynte, ohnehin sehr bald an der Schwindsucht sterben würde.

3) D. i. bey ihren Uebungen.

4) In der sie uns nicht plagt.

5) D. i. man trägt die Speisen auf künstlich eingerichteten Kohlenpecken auf.

6) Der, als bloßes Schaugericht, ohne daß man davon genießt, wieder abgetragen wird.

7) D. i. der Tod, als nach welchem, nach den Stoikern, die Seelen der Menschen wieder mit dem göttlichen Urquell, aus dem sie hervorgingen, sich vereinigen und also auch mit einander gleichsam zusammenschmelzen werden.

8) Ein berühmter Stoiker.

Zum neun und siebzigsten Briefe.

1) Jetzt Taormina, an der Ostseite von Sicilien.

2) In Kleinasien.

3) Ohnstreitig war dieses Feuer nichts andres, als entzündetes Bergöl, oder Nephtha, dergleichen noch in manchen Gegenden gefunden wird.

4) Aen. 3, 571 ff.

5) Metam. 15, 340 ff.

6) Ein Dichter aus dem Zeitalter des Kaisers Augustus.

7) D. i. so verlangt Dich schon sehr darnach, diesen Berg zu besingen.

8) Die höheren Regionen, in welchen die göttlichen Gestirne kreisen.

9) S. Br. 24. Anm. 1.

10) Als ihm nämlich die Philosophie gewährte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seneca, Lucius Annaeus

Uebersetzung der sämmtlichen Briefe des L. A. Seneca

Bd.: 1

Kiel (1811)
A.lat.b. 1737-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10246531-5